

JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1976





Artiswil. Natursteinmosaik von Walter Läubli

Aufnahme Hans Zaugg

JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1976

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

Neunzehnter Jahrgang
Herausgeber: Jahrbuch Vereinigung Oberaargau
Druck und Gestaltung: Schelbli + Co., Herzogenbuchsee

Umschlag: Zeichnung von Peter Streit, Langenthal
(Chrummacher, Lotzwil)

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
(Hans Moser, Gemeindeschreiber, Wiedlisbach)	
Gläubige Zuversicht	9
(ein Brief aus dem 19. Jahrhundert)	
Das Natursteinmosaik von Attiswil	11
(Werner Staub, Schulinspektor, Herzogenbuchsee)	
Carl Rechsteiner, 1903—1976	17
(Dr. Hans Leist, a. Oberrichter, Wynau)	
J. J. Weber — ein Orgelbauer aus dem Oberaargau	19
(Hans Gugger, Vizedirektor, Ittigen bei Bern)	
Die Wappen der Region Huttwil	39
(Samuel Herrmann, Sekundarlehrer, Langenthal)	
Gedichte	52
(J. R. Meyer, 1883—1966. Zum 10. Todestag)	
Sagen aus dem Oberaargau I.	59
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)	
Prof. E. Frauchiger, 1903—1975	68
(Charlotte Frauchiger-Reyher, Bern)	
Bezirksspital Niederbipp — Projekt und Ausbau	73
(Peter Wüthrich, Spitalverwalter, Niederbipp)	
Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers von 1975	87
(Dr. Val. Binggeli, Sigmund Bitterli, Dr. Chr. Leibundgut, Langenthal)	

Die Johanniter-Kommende Thunstetten.	102
(Dr. Max Jufer, Seminarlehrer, Langenthal)	
Merkantilismus im Oberaargau	113
(J. R. Meyer, 1883—1966, Langenthal)	
Altstadt und Durchgangsverkehr im 19. Jahrhundert.	124
(Dr. Karl H. Flatt, Gymnasiallehrer, Solothurn)	
Das Auswanderungsbüchlein des Johannes Glur.	131
(Emil Anliker, a. Lehrer, Bern)	
Das Oberaargauer Infanterie-Regiment 16	146
(Oberst Peter Portmann, Winterthur)	
100 Jahre Gäubahn, 1. Teil.	159
(Dr. Karl H. Flatt, Gymnasiallehrer, Solothurn)	
100 Jahre Anzeiger des Amtes Wangen	181
(Werner Staub, Schulinspektor, Herzogenbuchsee)	
Neue Naturschutzgebiete im Oberaargau	191
(Dr. h.c. K. L. Schmalz, Bolligen)	
Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1975	200
(Dr. Chr. Leibundgut, Ulrich Kuhn, Hans Waldmann, Peter Altenburger, Langenthal)	

VORWORT

Als im Jahre 1957 nach zweijährigen Vorbereitungen die Jahrbuchvereinigung gegründet wurde, mit dem Zweck, ab 1958 jährlich ein Buch über unsere engere Heimat herauszugeben, fanden sich nicht wenige, die diesem Vorhaben nur eine kurze Lebensdauer voraussagten. Hatten sie wohl die Fülle an Kulturgut und die interessante geschichtliche Entwicklung des Oberaargaus unterschätzt ?

Wie dem auch sei, dem kleinen Mitarbeiterstab ist es auch dieses Jahr gelungen, mit dem 19. Band ein interessantes und reichhaltiges Jahrbuch zu schaffen, das an Umfang und Inhalt den bisherigen Büchern in nichts nachsteht.

Dass es unseren Autoren kaum je an Stoff mangeln wird, zeigt sich auch darin, dass Jahr für Jahr im Oberaargau neben dem Jahrbuch eine Reihe interessanter Schriften zusätzlich herausgegeben wird. 1976 sind erschienen:

- der grosse Bildband «Oberaargau», verfasst von unserem Mitarbeiter Dr. Valentin Binggeli und Photograph Hans Zaugg;
- die Jubiläumsschrift «100 Jahre Bank in Huttwil» (wir werden darauf später noch zurückkommen);
- der Jubiläumsband «100 Jahre Anzeiger des Amtes Wangen», verfasst von Werner Staub, Mitredaktor des Jahrbuches;
- ein handliches Büchlein «Wiedlisbach», auf Geschichte und Sehenswürdigkeiten dieses Städtli ausgerichtet.

Auf das rege kulturelle Leben weist auch die Gründung der Sommerakademie Niederbipp hin.

Der angekündigte Bildband Carl Rechsteiner wird im Frühjahr 1977 erscheinen. Herr Rechsteiner hat die Vorbereitungen bis hin zu den ersten Probeabzügen selbst überwacht, bevor er im Juni 1976, für uns alle unerwartet, starb. Sein Leben und Schaffen findet im vorliegenden Band eine kurze Würdigung.

Von uns gegangen sind ferner Frau Lydia Thalmann, Oschwand, Tochter und Sachwalterin Cuno Amiets, und Alfred Bärtschi, der Geschichtsschreiber von Adelboden und Heimiswil, mit dem wir freundnachbarliche Beziehungen pflegten. Wir werden sie in ehrendem Andenken bewahren.

Mit Rudolf Etter, Aarwangen, Nationalratspräsident, stellt der Oberaargau erstmals den höchsten Eidgenossen; zugleich hat unser Landesteil mit der Wahl von Dr. Kurt Meyer, Roggwil, nach längerem Unterbruch wieder einen Vertreter in der Berner Regierung.

In den Dank an die Autoren, Mitarbeiter und die Druckerei möchten wir unsere ständig wachsende, treue Leserschaft einschliessen. Wir hoffen, dass auch das neue Buch Gefallen finden wird.

Hans Moser

Wiedlisbach, den 24. September 1976

Redaktionskommission:

Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a.A., Präsident

Dr. Valentin Binggeli, Langenthal, Bildredaktion

Otto Holenweg, Langenthal, früher Ursenbach

Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

Hans Moser, Wiedlisbach, Sekretär

Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Präsident der Jahrbuch-Vereinigung

Werner Staub, Herzogenbuchsee

Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

GLÄUBIGE ZUVERSICHT

Ein Brief aus Grossmutter's Zeiten

Aarwangen, den 24. Dezember 1882

«Geliebtes Kind!

Du hast geschrieben Du wollest dem Vreny Strümpfe zum Neujahr geben, ich glaube es habe sie nicht so nötig, wir haben ihm zwei Paar geschickt. Ich glaube es habe nicht so viel Nastücher ich will ihm $\frac{1}{2}$ Dz. schiken und sagen sie seien von Dir und ich habe noch viel Wollengarn wir können ihm auch machen, denn es bleibt mir noch viel Wollengarn, denn es läuft alles so schlecht ich kann manchmal den ganzen Tag laufen und löse bloss 3—4 Fr. denn es klagt alles sie haben mit dem Essen zu thun, denn es sind schon viele Leute wo keine Kartoffeln mehr haben, noch die Bauern klagen und ist so wenig zu verdienen.

Aber wir wollen doch zufrieden sein, wenn uns der Liebe Gott Gesundheit schenkt, so geht es doch auch vorbei und hoffen es komme auch wieder besser, denn es ist dieses Jahr sehr viel über uns gegangen, das Haus abgebrannt, und die Kartoffeln gefehlt, der Roggen verfroren und 300 Franken auf Thörigen geben müssen und noch die Kosten und habe auch Einkommenssteuer zahlen müssen. An allen Orten nehmen sie uns. Es verwundert mich selber, dass ich es noch bis dahin ausgehalten habe. Aber wenn es noch lange so gehen würde, so könnte ich es nicht mehr aushalten, das Kapithal von 5500 Fr. ist noch nicht gelöscht, ich weiss nicht wie es noch geht.

Roset ist in Thörigen gewesen und hat ihnen gesagt, dass ich alles habe verkaufen müssen, dass ich sie habe zahlen können, aber die fragen nichts darnach, aber die Zeit kommt auch, dass sie Sachen genug bekommen, es geht alles verbey. Man muss nur Geduld haben, es kann ihnen auch später etwas passieren, wir wollen immer auf Gott vertrauen und zu ihm beten, dass er uns Gesundheit schenke, denn es sind noch viele Leute wo nichts haben, sie müssen es auch machen. — Aber ich habe auch viel Schmerzen im Bein, aber ich muss ja immer geplagt sein und habe sonst sehr viel zu ertragen.

Wir haben das alte Jahr bald vollendet, das neue fangen wir bald an, Gott weis ob wir es wieder vollenden oder nicht.

Siehst Du Friedlifeigen Meitschi vom Bläurain auch? Sie sagt mir es habe Dich auch gesehen und das Lina Kummer ist auch wieder heimkommen über

das Neujahr, ob es wieder fortgeht weiss ich nicht und Mariann Riff ist traurig wegen sein Kaser kommt nicht mehr und Grunder Ulli hat auch geheiratet und die Frau war bei ihr und das Jäisli Rosi ist geheirathet und ist in Olten wohnhaft und die Frau Müller kauft uns auch wieder hie und da etwas ab und ist wieder zufrieden und Siegrist Anna hat uns wieder Wollen abkauft und das Kätti auch und das Elisen und Karlis Elisa und Marie auch.

Gegenwärtig ist alles zufrieden, weder das Meili und Theresen die thun schandhaft, Du kanst es nicht glauben, wenn wir hinten im Schopf sind, oder in den Spicher gehen, so sagen sie uns schändliche Worte, aber ich sage immer, wir geben Ihnen keine Antwort. Sie werden es denn schon erfahren, denn wir haben ihnen viel gethan.

Unsere Kleinen sind gegenwärtig gesund, der Leist hat uns auch 2 Monat nichts geschrieben, wir hoffen er komme das Neujahr. Weiteres weis ich nicht viel Neues will schliessen in der Hoffnung er werde Dich gesund und wohl antreffen, wir grüssen Dich alle viel Tausendmal freundlich,

Deine treuverbleibende Mutter und Geschwister

Der Hans ist stets auch daheim, er ist viel beim Kläntschi gewesen, ich muss schliessen, der Brief muss auf die Post und wünsche Euch allen ein gutes Neujahr und danke der Herrschaft für das schöne Geschenk, wo Dir an Hans geschickt habet.»

Es war kein leichtes Leben, das sich erfüllte, als diese Mutter am 17. November 1906 für immer ihre Augen schloss. Viel Schweres brach im Laufe der Jahre über sie und ihre Familie herein ... man spürt es aus jeder Zeile. Ist aber die gläubige Zuversicht nicht ergreifend, die aus diesen Worten an ihre Tochter in der Fremde spricht? Trotz allem verzagte sie nicht, auch dann nicht, als ihr Mann 1877 von acht Kindern wegstarb und ihr die Sorge für deren Erziehung und Ernährung allein überliess. Ohne fremde Hilfe, ohne irgendeine Unterstützung ist sie den Weg gegangen, den ihr das Schicksal wies. Mag auch die Form des Briefes — nach heutigen Massstäben gemessen — fehlerhaft und unvollkommen sein, so vermag dies nichts gegen die prachtvolle seelische Haltung der tapfern Frau.

Herrgott, mein töricht Wunsch und Wahn
Weiss nicht, was Nutz und Schade;
Was mir von Dir wird angetan,
Sieg oder Tod, das nehm ich an,
Das fliesst vom Quell der Gnade.

Aus dem «Hochwächter» Nr. 1, 1952.

(Ricarda Huch)

DAS NATURMOSEK VON ATTISWIL

WERNER STAUB

Mit diesem Mosaik ist der Oberaargau um eine Kostbarkeit reicher geworden. Schöpfer ist der bekannte Basler Künstler Walter Läubli. Das grossflächige Mosaik ist

eine Stiftung

der Geschwister Gottfried, Adolf und Frieda Gugelmann, welche am 5. November 1973 unter dem Namen «Geschwister-Gugelmann-Stiftung» verkündet wurde. Gottfried, der älteste von ihnen, war über vier Jahrzehnte Metzger, Landwirt, Hotelier und Gemüsefarmer in den Vereinigten Staaten und kehrte aus einem abenteuerlichen Leben vor einigen Jahren nach Attiswil zurück. Sein Bruder arbeitete im Zellulosewerk von Attisholz. Die Schwester ist Hausfrau. Es ist beeindruckend, wie dieses ehrbare, einfache Geschwisterpaar dazu kam, den treu und teuer erarbeiteten Besitz in den Dienst der Öffentlichkeit zu stellen. Die Stiftungsurkunde nennt folgende Zweckbestimmungen: Einen künstlerischen Schmuck am Schulhaus Attiswil, Westseite; ein Betrag ist auszuscheiden für den künstlerischen Schmuck am zukünftigen Gemeindehaus Attiswil; und schliesslich ist ein Fonds geschaffen worden für Schulreisen der Primar- und Sekundarschüler von Attiswil. Gottfried und Adolf blieben ledig. Sie sind seither verstorben, während ihre Schwester, Frau Frieda Meyer-Gugelmann, seit Jahren verwitwet ist.

Beim Wandschmuck des Schulhauses war es der ausdrückliche Wunsch der Donatoren, dass an das zu schaffende Kunstwerk wohl hohe Ansprüche gestellt werden durften, doch musste die Darstellung gegenständlich sein. Als die Schulhauserweiterung mit Anbau West, Mehrzweckturnhalle und grosszügigen Platzanlagen der Vollendung entgegen ging, unternahm die zu diesem Zwecke ernannte

Kunstkommission

eine Besichtigungsfahrt, auf der namhafte öffentliche Kunstwerke, vor allem

Schulhausschmuck, begutachtet wurden. Wandmalerei, wie die schönen Darstellungen von Walter Simon im Sekundarschulhaus Niederbipp und im Schulhaus Spiegel in Köniz, kam der Wetterbeständigkeit wegen für die zu schmückende Westfassade nicht in Betracht. Auch für die grossen Sgraffito von Hans Eggenberg in Uetligen und Münsingen hatte man ähnliche Bedenken. Besonders angesprochen war man anderseits von dem Naturstein-Mosaik mit dem Hahn-Märchen-Motiv im Schulhaus Battenberg in Biel. Der Eindruck war bestechend. Die Unmittelbarkeit dieser Darstellung aus Kieselstein, dem Urmaterial unserer Landschaft, und die strahlende Schönheit der Bildkomposition, wo der Betrachter immer neue bedeutende Einheiten entdeckt, machte der Kommission den Antrag leicht, es sei Walter Läuppi, der Schöpfer dieses Bildwerkes, mit der Schaffung eines Wandmosaiks zu beauftragen.

Das Mosaik

hat seine eigenen Gesetze. Es ist Element uralter Flächendekoration, geht in die Zeit von Babylon, Urchristentum und Byzanz zurück, erlebte eine neue Blütezeit in Rom und Ravenna, und hat seine künstlerische Gültigkeit bis auf unsere Tage. Das ist eine kraftvolle, eine handwerkliche Kunst. Es hat etwas Faszinierendes, mit Steinen Flächen und Räume, Farbwirkungen und Lichteffekte zu gestalten. Das erlebt nicht nur der Mosaikschaffende, auch der Betrachter steht unter diesem Zwang. Für das Mosaik wurden je nach Geschmack, Mode und Künstler die verschiedensten Materialien, vom Glas bis zum Stein, verwendet. Verwandt ist das Mosaik mit dem griechischen Tempelfries, mit Darstellungen der Reliefkunst, dem Palast- und Tempelschmuck in Indien und Ostasien und der Keramikunst an den Buddhapagoden Thailands. Verwandte Züge finden wir aber auch im Perserteppich, in den Glasgemälden unserer Kirchen und in der Strich- und Punkttechnik der Impressionisten.

Lange kam diese Steintechnik, und namentlich die Glaskunst mit ihrem Flittereffekt, fast nur als dekorative Raumbedeckung zur Anwendung. Dabei lief sie Gefahr, Klischee-Charakter anzunehmen. Heute jedoch hat das Mosaik wieder seine eigene Aussage und seinen festen Platz unter den schönen Künsten. Es wirkt kraftvoll und dekorativ, und da wo wahre Künstlerschaft dahinter steht, auch wohlgefällig, ja anmutig. Der Betrachter staunt vor der liebevollen Anordnung der Steine und ihrer plastischen Wirkung. Das Mo-

saik ist mit den Werken der Bildhauerei wohl die dauerhafteste aller künstlerischen Darstellungen. Es ist Walter Läuppi, der in unserer Zeit die Mosaikkunst wieder auf ihre Ursprünglichkeit zurückgeführt hat, auf Stein und Kiesel, und uns mit der Gabe des Künstlers die Schönheit der Steinwelt neu präsentiert.

Im Mosaik von Attiswil

ist ein Doppelthema gestaltet worden. Als Grundidee galt es, die vier Elemente «Feuer, Wasser, Luft und Erde» darzustellen und mit dem eingestreuten Sinnspruch «Morgenstund hat Gold im Mund» auch das Frohe, Freundliche zum Klingen zu bringen, Gold und Glück und das Segensreiche. Der Künstler hat sich diese Grundgedanken selber gewählt, sie auf verschiedene Darstellungsweisen zu lösen versucht und vor dem endgültigen Auftrag mehrere grossformatige Entwürfe vorgelegt, wo man Mühe hatte, sich aus Blättern überzeugender Künstlerschaft für dieses oder jenes Bild zu entscheiden. Schliesslich wurde die heutige Darstellung gewählt. Das ist die Welt des Wassers, der Erde, des Himmels. Denn das Mosaik sollte in seinem bildhaften Ausdruck jung und alt in gleicher Weise ansprechen. Wir haben seither beobachten können, wie kleine Besucher mit Staunen und Freude in diese bunte vielseitige Welt der Mosaiksteine blicken und darin immer neue Einzelheiten entdecken. Denn jedes Detail ist eine farbige Kostbarkeit. In der Symbolik mag jeder Betrachter Farben und Formen, Flächen und Figuren selber ausdeuten und zu sich sprechen lassen.

Man beachte auch die Verteilung der Farbgewichte. Warme Flächen wechseln mit kühlen, dumpferen Bezirken. Technisch ist das Ganze eine Verbindung von geschlagenen und ungeschlagenen Steinen. Ich verweise auch auf den Rhythmus und die Licht-Schatteneffekte, die durch die mal schuppenartig und dann wieder flach ausgelegten Kiesel entstehen. Selbst die Fugen bilden ein rhythmisches Netz.

Wie sind die Elemente dargestellt? Das Feuer verkörpert die Sonne mit ihren Strahlen, für das Element Erde sind Pflanze, Dachs und Hahn da, im Wasser hausen Wassermann und Fisch und durch die Luft, welche dargestellt ist durch die beiden Felder links und rechts der Sonne, ziehen die Vögel, leuchtet der Mond.

Waren oben und unten vom Thema her gegeben, so stellte die seitliche Aufteilung heiklere Ansprüche. Wegen der Schuluhr in der linken oberen

Schulhauswand bekam das grosse goldene Rad der Sonne im Bild seinen Platz rechts oben. Damit erreichte man zum Kreisrund der Uhr grösseren Abstand. Zu dieser Erwägung, so sagt der Künstler, kam noch die wissenschaftliche Erkenntnis des Kunsthistorikers Heinrich Wölflin, der das menschliche Rechtsgewichts-Empfinden festgestellt hat. Man denke beispielsweise an unsere Rechtshändigkeit, die deutlich dominiert gegenüber der Linksorientierung.

Durch das Strahlenbündel der Sonnenbahn rankt die Pflanze lichtwärts. Sie ist, und das sei besonderer Beachtung empfohlen, in Form und Farbe, Stein und Fugentechnik allein schon ein Kunstwerk. Unten haust bescheiden der Dachs als Erd- und Nachttier. Als Ausgleich wurden Wassermann, Hahn, Mond und Zugvögel in den linken Raum versetzt. Auf was sollen wir hier besonders verweisen? Auf den märchenhaften Mond, auf die Steinkunst im Hahn, der im goldenen Schein der Morgensonne steht, auf die Fischmenschenfigur des Wassermanns im graugrünen Grund mit linkem Arm und Gesicht in der Sonne oder auf die grossartige Darstellung der Vögel, die mit ihrem Pfeilflug über das Bild hinausschiessen? Selbst die Bruchkanten der ungeometrischen Platten und der Fugenmörtel haben für das Bildganze ihre Bedeutung.

Die rechte Mosaikkante verläuft nahezu parallel zur Schulhauswand, nach unten leicht ausgebogen. Die linke Bildseite wird vom Mond, vom Hahn und vom Wassergrund bewusst durchstossen und bringt damit eine wohlthuende Aufbuchtung der grossen Leere der Fassadenwand. Das ergibt optisch eine bessere Aufteilung der Gesamtfläche.

Das Bild als Ganzes besteht aus einer Kombination von unbearbeiteten Kieseln und in Würfel gehauenen Natursteinen, also aus Naturkieseln und Bruchsteinen. Damit wird ein kraftvoller, augenfälliger Kontrast erreicht. Neben der Gabe in Komposition und Gestaltung, die mit Sorgfalt auch jedes Detail pflegt, bestehen Können und Kunst von Walter Lämpgi vorallem auch in der souveränen Beherrschung und im Einsatz dieser Kontrastelemente. Er ist Pionier dieser Technik. Und mehr noch.

Nicht Technik und das handwerkliche Können sind ausschlaggebend, wenn wir von einem Werk beeindruckt sind. Es sind nicht einmal die grossartigen Einzelheiten, die uns fürs erste in Bann schlagen, nicht der Höhenflug der Vögel, die Milde des Mondes, nicht der kecke Hahn, noch die stolz rankende Pflanze und nicht einmal die glühende, jubelnde und dominierende Sonne, sondern es ist das Zusammenwirken all dieser Teile, und damit die Gesamtausstrahlung des Kunstwerkes.

Das verwendete Steinmaterial

Wir haben gesehen, mit welcher Vielfalt von Materialien und Techniken der Mosaikkünstler zu schaffen versteht. In Attiswil galt es nach Vorschlag von Walter Lämpgi und gemäss Wunsch der Stifter, in erster Linie den kraftvollen heimischen Naturstein zu verwenden. Es hat etwas Erregendes, wenn wir hören, dass der Künstler zur Steinbeschaffung Wohnsitz nimmt im Emmental, im Tessin, im Ausland, und wie er mit geübtem Blick den Steinen nachspürt im Bachbett, in der Kiesgrube, im Acker, in der Moräne, im Delta, im Steinbruch, in Höhlen und in den Nagelfluhbändern. Manche Steine müssen zuerst gewaschen und angeschlagen werden. Dann erst zeigen sie ihre reale Färbung. Neben der Mühsal, die solche Arbeit mit sich bringt, begleiten ihn hier aber auch Entdeckerfreuden, und vor dem inneren Auge wächst und wächst dabei das zu schaffende Bild. Stein an Stein reiht sich, und das Werk bekommt schon in diesen Tagen der Steinaussuche Gestalt und Leben, dass es nur noch aufs Papier gebannt und dann in den Zementteig getrieben werden muss.

Uns interessiert nun, was alles im Mosaik von Attiswil verarbeitet ist und woher die Materialien kommen. Aus Farbgründen — wir haben in der Schweiz keine blauen Steine — musste auch etwas ausländisches Material beigezogen werden. Vorwiegend jedoch besteht das Bild aus Emmenkiesel aus dem Gebiet oberhalb Lützelflüh. Dazu kommen Attiswiler- und Rheinkiesel, sowie roter und grauer Jurakalk. Diese Gesteine machen den Grossteil des Mosaiks aus. Für besondere Darstellungen und die Kontrastwirkung wurde an ausländischem Material mitverwendet: bläulicher und weisser Marmor aus Italien, Orange-Kalkstein aus Portugal, beigefarbige Kalkbrocken aus Belgien, bei den Zugvögeln dänischer Strandstein und Oberrhein-Jaspis, dann grüner schwedischer Marmor, grüner Gartenplatten-Quarzit und italienischer Bsetzistein-Porphyr. Also eine ganze Palette an verschiedenen Gesteinsarten.

Bei der Steinauswahl und der technischen Gestaltung dieser Westwindwetterwand war stets auf Festigkeit und Farbtreue des Materials zu achten.

Die Montage

Das Mosaik misst bei einer Höhe von 3,80 m und einer Breite von 2,65 m etwas über 8 m². Die Fläche bewegt sich im Ebenmass des Goldenen Schnitt-

tes, zwei zu drei. Im Frühjahr 1975 war die Werkstattarbeit beendet, und vom 8. bis 14. April erfolgte der Einbau in die Wand. Die Fugen der unregelmässigen Plattenelemente werden als Leitlinien gebraucht für das Strahlen der Sonne. Mit diesem Aufbau-System wird abermals das Elementare und Naturhafte des Mosaiks unterstrichen.

In die Betonfassade mussten 125 Messingdübel und rostfreie Schrauben von je 30 mm² Querschnitt eingelassen werden, also 15 pro m². Die einzelne Schraube hat eine Tragkraft von 65 kg pro mm². Somit vermöchte eine Schraube allein gegen 2 Tonnen zu tragen. Hier fallen ihr jedoch nur 6 kg zu, da das Gesamtgewicht dieses Mosaiks etwa 700 kg beträgt.

Um das Einsickern von Tropfwasser zu verhindern, wurden Oberkante und Westkante des Mosaiks wegen der exponierten Lage der Fassade, wo heftige Bergregen anschlagen, mit Teerstrick und Silikonkautschuk abgedichtet. In Berücksichtigung der wirkenden Expansionskräfte und der Temperaturunterschiede von Sommer und Winter, aber auch aus Gründen der Luftzirkulation hat das Mosaik 1 cm Wandabstand. Die Bildfläche selbst wurde mit Silikonanstrichen imprägniert, um damit die natürliche Steinfarbe zu erhalten, sowie Wasser-, Schmutz- und Oxydationsschäden entgegenzutreten. Um die mit der Zeit auftretende Graufärbung der Kalksteine zu vermeiden — man denke an das Grau des Jura-Malm — muss diese Silikonbehandlung alle 3—4 Jahre wiederholt werden.

Quellen und Helfer

Walter Läubli, Mosaikatelier, Basel. Von ihm stammen schriftliche und mündliche Angaben.

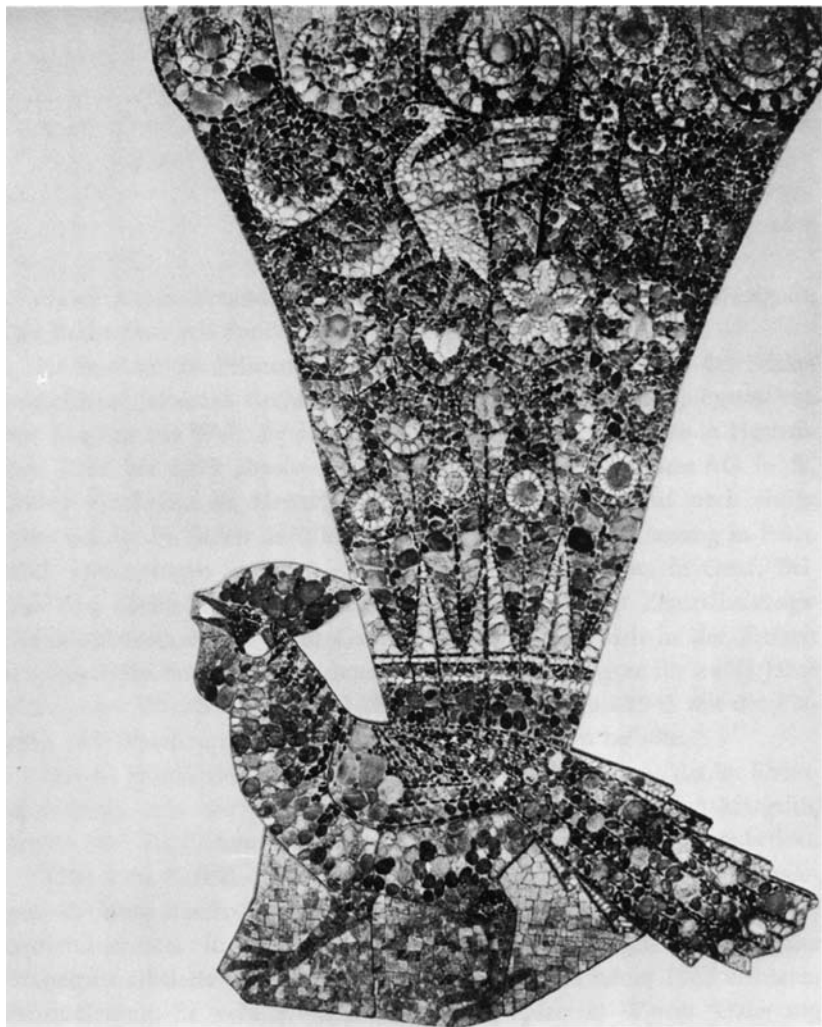
«Stein an Stein», Technik des Mosaiks für Laien und Künstler. Buch von Walter Läubli, Verlag Paul Haupt, Bern, 4. Auflage.

«Basel — Stadt der Mosaiken?» Sonderabdruck aus dem Stadtbuch 1967, Verfasser Walter Läubli.

Mündliche Angaben von Gemeindepräsident Fritz Kurth-Leisi, Gemeindeschreiber Kurt Ruchti und Kanzlistin Erika Felber, Attiswil. Dazu manche Hinweise von Walter Simon, Kunstmaler, Münchenbuchsee.

Belehrend und hilfreich war auch die Mitarbeit in der Kunstkommission.

Hans Zaugg, Lehrer in Langenthal, verdanken wir die Farbaufnahme des Attiswiler Mosaiks und das Schwarz-Weiss-Bild vom Hahn mit den Märchenmotiven im Schulhaus Battenburg in Biel.



Biel. Schulhaus Battenberg, Hahn von Walter Lämpf

Aufnahme Hans Zaugg

CARL RECHSTEINER

1903—1976

HANS LEIST

Unser treuer Freund und Mitarbeiter am Jahrbuch des Oberaargaus, Carl Rechsteiner von Speicher AR, ist nicht mehr.

Er kam am 26. Februar 1903 in St. Gallen-Tablat als Sohn des Stickerei-zeichners Johannes Rechsteiner und der Berta Müller als jüngstes von vier Kindern zur Welt. Er durchlief die Primar- und Realschule in Herisau. Von 1918 bis 1922 absolvierte er bei der Firma Gebr. Sulzer AG in St. Gallen die Lehre als Heizungszeichner. Er arbeitete hierauf noch einige Jahre bei der Fa. Sulzer in Winterthur und in deren Niederlassung in Paris. Nach Durchgängen in verschiedenen Zentralheizungsfirmen in Genf, Belgien und Zürich übernahm er das technische Bureau der Zentralheizungsfabrik Lehmann & Cie in St. Gallen. Hier bildete er sich in der Freizeit bei Fritz Gils im Freihandzeichnen weiter aus. 1931 zog er für zwölf Jahre wieder nach Zürich zur Fa. Karl Wächter, wo er sich bis 1943 mit der Planung und Berechnung wärmetechnischer Einrichtungen befasste.

Mit 30 Jahren lernte er in Zürich Margrith Zellweger aus Au im Rheintal kennen. Aus der glücklichen Ehe entsprossen die Kinder Margrith, Regula und Karl, denen wir die Unterlagen zu dieser Skizze verdanken.

1943 kam Carl Rechsteiner mit seiner Familie zu uns in den Oberaargau. Er hatte durch seinen Schwager Ing. Willy Schnyder die Stelle als Betriebstechniker in den Textil-Werken Gugelmann gefunden. In der Brunnmatt arbeitete er nun über zwanzig Jahre bis zu seiner 1966 erfolgten Pensionierung. Er wohnte zuerst in Roggwil, später in Wynau. Dann zog es Carl Rechsteiner wieder in die Ostschweiz. In der Heimat seiner Frau erbaute er auf dem Burghügel in Au im Rheintal das ersehnte eigene Heim, und es war ihm vergönnt, an der Seite seiner treubesorgten Gattin noch zehn Jahre dort zu verbringen.

Wer Carl Rechsteiner nicht vom Arbeitsplatz oder den Behörden, in denen er in seiner unauffälligen und toleranten Weise mitwirkte, kannte, hat ihn als den immer wieder mit Block und Bleistift anzutreffenden Zeichner in

Erinnerung. Seine Kunstwerke entstanden zur Hauptsache im Oberaargau. Die Bauernhäuser, Stöckli, Speicher, Fassaden und Türen, die er mit einer wahren Leidenschaft zu Papier brachte, zeugen von einer vollendeten Meisterschaft. Was gibt es Schöneres als die Zeichnungen des Pfarrhausstöcklis von Roggwil, des Pfarrhausportales in Wynau, der Fassade des Hotels zum «Kreuz» in Herzogenbuchsee und der alten Bauernhäuser aus dem ganzen Gebiet des Oberaargaus?

Wir verdanken Carl Rechsteiner zahlreiche Titelbilder und Illustrationen des Jahrbuches des Oberaargaus; wenn wir den Sonderband mit einer Auswahl der oberaargauischen Zeichnungen herausgeben werden, tragen wir damit eine grosse Schuld an den stets hilfsbereiten Mitarbeiter am Jahrbuch ab. Seine Werke werden uns an den lieben Freund und begnadeten Künstler stets augenfällig erinnern.

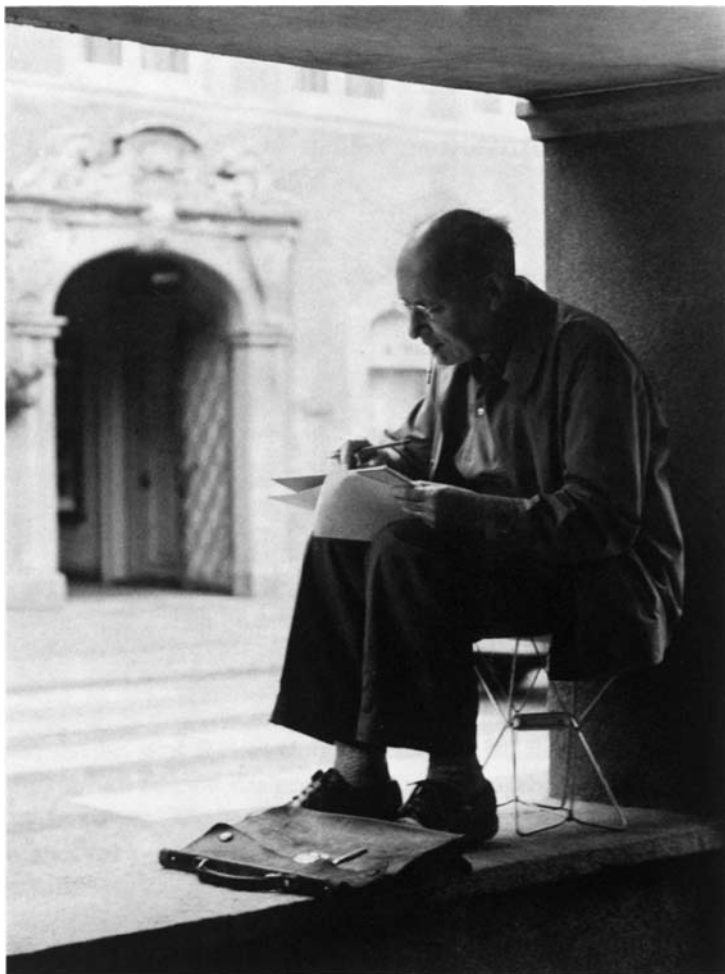
*

Als vor Jahren schon Carl Rechsteiner Ehrenmitglied der Jahrbuchvereinigung Oberaargau wurde, stand unter anderem in der Urkunde:

Dem Kleinmeister des Oberaargaus, dessen künstlerischer Zeichenstift schöne alte Siedlungsbilder unsrer Gegend, Bauernhäuser und Geräte festgehalten hat. In einer Zeit starken Wandels stellen sie in ihrer Tatsachentreue eine einzigartige Dokumentation von geschichtlicher, landschafts- und volkskundlicher Bedeutung dar. Dafür dankt ihm der Oberaargau in herzlicher Verbundenheit und Wertschätzung.

Geben wir schliesslich Wilhelm Liechti das Wort, mit einem Ausschnitt aus einer Würdigung «Der Zeichner Carl Rechsteiner». (Der vollumfängliche Text wird im oben genannten Bildband erscheinen.)

«Bei der Betrachtung der entstandenen Arbeit von Carl Rechsteiner ist man ebenso angesprochen und beglückt wie von einer Zeichnung der Romantiker. Ich erinnere mich eines Leitsatzes von Leonardo da Vinci, der für C. R. seine volle Gültigkeit hat: «Denn wo die Natur mit der Bildung der Formen aufhört, da beginnt der Mensch mit Hilfe dieser Natur, unzählige Formen aus den natürlichen Dingen zu machen». Der Künstler geht völlig unbefangen, keinem Auftraggeber verpflichtet an seine Aufgabe heran, die er sich selbst gestellt hat. Alte Gebäude ziehen ihn an und drängen ihn zur künstlerischen Gestaltung. Was dabei entsteht, braucht nur ihm zu gefallen; wenn er dem Betrachter eine Freude bereiten kann, so empfindet er Dankbarkeit aus seiner schöpferischen Arbeit.»



Carl Rechsteiner
1903—1976



Zeichnung Carl Rechsteiner

J. J. WEBER, EIN ORGELBAUER AUS DEM OBERAARGAU

HANS GUGGER, unter Mitarbeit von DOROTHEA HEGG

«Seeberg. Hans Jacob Weber, auf der Juchten, verfertigt sehr gute und dauerhafte Orgeln, hat auch Kirchen-Orgeln geliefert, die von seiner guten Kenntniss das rühmlichste Zeugnis geben.» Das steht in Heinzmanns Berner Adress-Handbuch des Jahres 1795¹. Der Auftrag, im vorliegenden Jahrbuch über diesen Kunsthandwerker zu berichten, ist zugleich zu früh wie auch zu spät an uns ergangen, denn bereits im Saaner Jahrbuch 1974 haben wir im Zusammenhang mit der noch weitgehend in originalem Zustande erhaltenen Orgel in der Kirche Lauenen, die Johann Jakob Weber von Juchten zwischen 1812 und 1816 errichtete, über das Werk dieses tüchtigen Bauernhandwerkers aus dem Oberraargau berichtet. Auch wenn wir seither neue Fakten gefunden haben, hofften wir andererseits vor allem ein wichtiges Quellenstück, nämlich den um 1900 noch nachweisbar gewesenen Orgelbauvertrag Webers mit der Gemeinde Aarwangen zu finden, ein Unterfangen, das bis jetzt leider erfolglos geblieben ist. Ein Anlass allerdings, der es rechtfertigt, hier auf das gestellte Thema einzugehen, ist der Umstand, dass eben in diesem Jahr in Walterswil das einzige Orgelgehäuse Webers, das sich im Oberraargau erhalten hat, mit einem neuen Werk versehen, wenigstens äusserlich möglichst in den ursprünglichen Zustand versetzt wurde.

Die Wiedereinführung der Orgel nach der Reformation

Mit der Einführung der Reformation verstummte bekanntlich der Gesang in unseren Kirchen. Für Zwingli stand das Wort im Mittelpunkt des Gottesdienstes, und, obwohl er selber hochmusikalisch war, und wir ihn sogar als Schöpfer christlicher Gesänge kennen, war für ihn die Kirchenmusik in ihrer damaligen Form der Wortverkündigung unfähig. Dass allerdings vor der Reformation bereits Orgelwerke ihren Dienst versahen, können wir für das ganze Gebiet des heute bernischen Oberraargaus quellenmässig für keine der

zahlreichen Kirchen belegen, doch ist durchaus anzunehmen — und Dokumente aus andern Kantonsgebieten ermutigen zu dieser Annahme² —, dass in den grösseren Pfarrkirchen, etwa derjenigen von Herzogenbuchsee, Huttwil und Langenthal, bereits solche Instrumente vorhanden waren, die dann aber nach der Disputation im Berner Münster im Januar 1528 mit den übrigen Kirchenzierden die Gotteshäuser verlassen mussten. Lange kam man allerdings in bernischen Landen ohne Kirchengesang nicht aus, und nachdem schon 1558 im Berner Münster im Sonntagsgottesdienst wieder Psalmen gesungen wurden, stellte sich alsbald die Notwendigkeit ein, diesen Gesang auch zu führen. Waren es vorerst Vorsänger und die hiefür unterrichteten Schüler, so erklangen im Jahr 1581 in der bernischen Hauptkirche auch erstmals eine Zinke und drei Posaunen, die den Gesang der Gemeinde zu stützen und zu führen hatten. Gegen die Einführung der Orgel jedoch wehrte man sich. So lesen wir im Ratsmanual von Montag, den 18. Mai 1663:

«Im übrigen findend mgh. nit anstendig, dass in der Kilchen zur Zeit der reformation abgeschaffeter massen, widrumb Orgeln oder positiv gelassen werdind ...»

Als man 1701 in Burgdorf ein kleines Orgelpositiv auf den damals noch zwischen Chor und Schiff stehenden Lettner stellte, verhinderte vorerst die Geistlichkeit, dass dieses Instrument, das vom «Collegium musicum» angeschafft wurde, im Gottesdienst benützt wurde. Erst 1725 «an Jacobi Fest» durfte die Orgel erstmals «zum öffentlichen Psalmengesang geschlagen» werden. Als dann 1726 der bernische Rat der 200 beschloss, in der Münsterkirche wieder ein Orgelwerk aufzurichten und dies in den folgenden zwei Jahren auch geschah, war für das grosse Gebiet der Republik Bern der Orgelbann Zwinglis aufgehoben³.

Die Landkirchen folgten dem Beispiel Burgdorfs und Berns erst sehr zögernd, und es waren wohl auch in erster Linie wirtschaftliche Gegebenheiten, die hier eine wesentliche Rolle spielten. So fällt denn auf, dass nach dem siebenjährigen Krieg, im «Goldenen Zeitalter» des Ancien Régimes, die Orgelbauten sehr zahlreich wurden. Es waren grosse Geldbeträge, die da einem fremden Kunsthandwerker ausbezahlt werden mussten. Für viele Gemeinden bedeutete es wohl die «Ausgabe des Jahrhunderts», denn Schulhäuser, Brücken und Strassen konnten ja im «Gmeinwerch» mit nur geringem Lohn und Materialkosten erstellt werden. Zudem war es in einer Gegend, in der Orgelwerke seit mehr als 200 Jahren nicht mehr benötigt wurden, gar nicht so einfach, die geeigneten «Orgelmacher» zu finden⁴.

Unterschiedlich war es auch, wie die verschiedenen Landesteile diese Neuerung in ihren Kirchen begrüßten. Als erste folgten den Stadtkirchen diejenigen von Wahlern (1758)⁵, und dann ganz erstaunlicherweise die Gemeinde Ursenbach (1760). Unter den Landesteilen ward die «Orgelbegeisterung» im Emmental am grössten. Nachdem, wie wir gesehen haben, Burgdorf von 1725 an die Orgel im Gottesdienst verwenden durfte, erhielten 1767 Langnau und Walkringen die ersten Orgelwerke, und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, also innert rund 30 Jahren, hatte jede Kirche des Emmentals eine eigene Orgel. Dabei ist zu beachten, dass in der selben Zeit zahlreiche Hausorgeln in die Bauernstuben gestellt wurden. Dies ist auch kulturgeschichtlich ein Ereignis, das bis jetzt nicht genügend beachtet worden ist. Viel weniger konsequent erfolge die Einführung der Orgel im Oberaargau. Die nachfolgende Aufteilung zeigt das sehr drastisch⁶. Wir haben zum Einführungsjahr auch den jeweiligen Erbauer gesetzt.

*Die Wiedereinführung der Orgel im Oberaargau
nach der Reformation*

Ursenbach	1760	Samson Scherrer von Genf
Herzogenbuchsee	1769	Johann Conrad Speisegger von Schaffhausen
Kirchberg	1771	Samson Scherrer
Langenthal	1773	Samson Scherrer
Eriswil	vor 1800	(Kleines Positiv. Erbauer unbekannt.
	1814	Neubau. Erbauer unbekannt, evtl. J. J. Weber)
Huttwil	1805	Johann Jakob Weber, Juchten
Niederbipp	1814	Johann Jakob Weber
Aarwangen	1818	Johann Jakob Weber
Walterswil	1824	Johann Jakob Weber
Rohrbach	1827	Valentin Rinckenbach von Ammerschvier bei Colmar im Elsass
Dürrenroth	1833	Mathias Schneider
Seeberg	1839	Aelteres Werk von unbekannter Herkunft. Durch Niklaus Aebersold von Oberdiessbach repariert und in die Kirche gestellt
Wynigen	1840	Philipp Heinrich Caesar von Solothurn
Melchnau	1843	Niklaus Weber von Huttwil
Madiswil	1845	Niklaus Weber
Wynau	1854	Aelteres Werk von Basel gekauft
Koppigen	1850	Niklaus Weber

Lotzwil	1866	Louis Kyburz von Solothurn
Oberbipp	1867	Louis Kyburz
Roggwil	1867	J. A. Otto von Luzern
Thunstetten	1873	J. A. Otto
Wangen an der Aare	1880	Gebrüder Klingler von Rorschach
Bleienbach	1884	Johann Nepomuk Kuhn von Männedorf

Das Ereignis von Ursenbach

Man ist erstaunt, die erste Orgel nicht in einer der grossen Dorfkirchen der wichtigen Hauptortschaften, sondern im kleinen Ursenbach zu finden. Und wie wir gesehen haben, war es nicht nur das erste Gotteshaus im Oberaargau, sondern die zweite Landkirche im alten Bern überhaupt, die so früh zu einem Orgelwerk kam. Der Grund dafür ist heute sicher schwer zu ermitteln, doch fällt auf, dass «den 30 April 1760 dem Hr. vicario Greber für underWeisung Bächli und wegen Farbe die Orgel zu Mahlen» 2 Kronen 15 Batzen und 2 Kreuzer und am 8. Herbstmonat für «das NotenBuch zu der Orgel» weitere 5 Kronen bezahlt wurden. David Jakob Greber, der 1757 ins Predigamt gewählt wurde⁷, begegnen wir später an sehr vielen Orten als Orgelsachverständiger, der als Berater und Experte beigezogen oder auch abgelehnt wird. Es scheint, dass er als junger Vikar in Ursenbach tätig war und dort den Orgelbau angeregt hatte. Er wird es auch gewesen sein, der die Verbindung zum berühmten Orgelbauer in Genf herstellte⁸. Das Instrument in Ursenbach musste 1887 einem neuen Werk weichen, das seinerseits 1945 durch ein neues Orgelwerk ersetzt wurde. Es war eine kleine Orgel mit wohl nur einem angehängten Pedal, denn im Protokoll des Kirchgemeinderates von 1886 ist von sechs Registern und einer Basskoppel die Rede. Wir würden heute viel darum geben, zumindest eine Abbildung von der äusseren Gestalt dieses Werkes zu besitzen, vielleicht würden wir hier das Vorbild für den kleinen Kirchenorgeltyp von Peter Schärer (u.a. Würzbrunnen) und die Emmentaler Hausorgel finden.

Die einheimischen Orgelbauer

Unsere chronologische Aufstellung zeigt uns ganz deutlich, dass die auswärtigen Orgelbauer bald durch die einheimischen abgelöst wurden. Für den Oberaargau ist es der am 2. Mai 1756 in Juchten als Sohn eines Chorrichters

geborene Johann Jakob Weber. Ueber seine Ausbildung zum Orgelbauer konnten wir bis heute nichts finden. Als Samson Scherrer das Orgelwerk in Ursenbach errichtete, war Weber erst vierjährig und kommt als Mitarbeiter demnach nicht in Frage. Anders verhält es sich mit Speiseggers Neubau in Herzogenbuchsee; hier war Weber bereits 13 Jahre alt⁹, und als Samson Scherrer das grossartige Werk in Kirchberg erbaute, zählte er 15 Jahre. Die Frage, ob die fremden Kunsthandwerker ihre Orgelwerke in der weit entfernt liegenden Werkstatt ihrer Heimat oder am Aufstellungsort in der Fremde erbauten, kann nicht generell beantwortet werden. Wir haben da sehr unterschiedliche Quellenhinweise gefunden. Oft brachten sie wohl die kleinen Pfeifen und feinen Bestandteile mit und verfertigten an Ort und Stelle — unterstützt durch einheimische Tischler — die grossen Holzpfeifen und sämtliche Gehäuseteile. Es kam auch vor, dass der fremde Orgelbauer irgendwo seine «Zelte» aufgeschlagen hatte, von wo aus er für die umliegenden Kirchen mehrere Orgelwerke baute¹⁰. Im Falle Samson Scherrers aus Genf haben wir Anhaltspunkte dafür gefunden, dass er seine Orgelwerke in der hiesigen Gegend baute. Dies lässt uns auch vermuten, dass eben die einheimischen Handwerker — in erster Linie waren dies wohl Tischler, doch sind wir auch mehr als einmal auf einen «Mechanikus» gestossen¹¹ — bei ihm als Gehilfen beschäftigt waren. Mit Quellen können wir das bis jetzt nicht belegen. Doch fällt auf, dass zu einer Zeit, als der Genfer Orgelbauer unsere Gegend wieder verlassen hatte, gerade in Kirchberg fast alle uns aus dieser Zeit bekannten einheimischen Orgelbauer in den Kirchenrechnungen erwähnt sind¹², die hier Reparaturen und wohl auch Stimmungen auszuführen hatten, weil der Meister nicht mehr innert nützlicher Frist zu erreichen war. So steht in der Gemeinderechnung von 1793 der folgende Eintrag: «dem Orgelmacher zu Juchten 11 Kr. 11 bz. 2 Kreuzer».

Doch sind wir auch mehrmals auf zeitgenössische Hinweise gestossen, dass sie die Kunst «aus sich selbst» und ohne Hilfe fremder Lehrer erlernt hätten¹³. Wohl begann der Jüngling erst mit dem Bau der damals in den Bauernhäusern unserer Landschaft so sehr beliebten Hausorgeln. Und gerade die eingangs zitierte Stelle aus «Heinzmanns Berner Adress-Handbuch» belegt ja für Weber in erster Linie den Hausorgelbau, denn die Bemerkung «hat auch Kirchen-Orgeln geliefert» kann ja nicht anders gedeutet werden. Leider können wir Johann Jakob Weber jedoch bis jetzt keine der glücklicherweise recht zahlreich erhaltenen Orgelpositive mit Sicherheit zuweisen. Denn dazu wären eine Inschrift oder ein zuverlässiger zeitgenössischer Quellenhinweis

erforderlich¹⁴. Wir sind deshalb gezwungen, das Schaffen dieses tüchtigen Kunsthandwerkers anhand der noch erhaltenen oder in den Quellen nachweisbaren Kirchenorgeln hier vorzustellen. So lange es uns nicht gelingt, auch die letzte der frühen Orgelsituationen in den rund 200 reformierten Kirchen des Kantons zu eruieren, solange dürfen wir auch nicht behaupten, dass unser Inventar vollständig ist. So berichtet die oben erwähnte Eintragung in Heinzmanns Adressbuch im Jahre 1795 von Webers Kirchenorgeln bereits in der Mehrzahl. Wir aber haben bis zu diesem Zeitpunkt nur ein Orgelwerk Webers ausfindig machen können, wie aus dem hier folgenden Inventar der für Weber gesicherten Orgelwerke ersichtlich ist.

Chronologische Aufstellung der von J. J. Weber gebauten Orgelwerke in Bernischen Kirchen¹⁵.

1. Rüegsau um 1790, nicht erhalten

Im Jahre 1787 beschloss die Gemeinde, «in beyde Kirchen orgeln machen (zu) lassen, Nemlich zu Rüxau mit 10 Registern ...»

Die Orgel wurde von «Orgelmacher Wäber» zu Juchten gebaut, und im Jahre 1792 erhielt Hans Scheidegger von Sumiswald den Auftrag, er «Soll auf die Orgel in der Kirchen zu Rüxau ein Wasen machen und mit gutem Gold vergulden, ...»

Diese Angaben entnahmen wir Hans Würglers «Heimatkunde von Rüegsau»¹⁶. Die Orgel wurde um 1900 durch einen Neubau ersetzt, und es hat sich kein Bilddokument erhalten. Wenn nun aber schon die einzelne Vase, die zu schnitzen und zu vergolden war, auf den gleichen Gehäusotyp hinweist wie das hier folgende Oberdiessbach, so wurde diese Annahme durch die kürzlich im Magazin der Rittersaalsammlung in Burgdorf entdeckten Verzierungen aus Rüegsau bestätigt¹⁷. Der Prospekt hatte zwei ausstehende konvexe Türme und ein niederes Mitteltürmchen mit der Vase, das durch gegen die Mitte absteigende Flachfelder mit den Seitentürmen verbunden war.

2. Oberdiessbach 1797, nicht erhalten

Auch dieses Orgelwerk wurde um die Jahrhundertwende (1902) durch einen Neubau ersetzt. Den Hinweis entnahmen wir ebenfalls der Sekundärliteratur¹⁸. Als grosse Seltenheit hat sich hier eine photographische Auf-



Walterswil

Aufnahme R. Riard, Hilterfingen

nahme dieser ersten nachreformatorischen Orgel erhalten. Das Bild zeigt den schönen fünfteiligen Prospekt, wie wir ihn schon für Rüegsau anhand der erhaltenen Verzierungen rekonstruiert haben. Die Fassade entspricht weitgehend dem inneren Werkaufbau, der allen erhaltenen Werken Webers eigen ist, indem auch im Innern die kleinsten Pfeifen in der Mitte stehen und zu beiden Seiten nach aussen aufsteigen. Das Gehäuse in Oberdiessbach stand mit den gut profilierten Gesimsen, die noch Wulst und Kehle aufweisen, ganz im Zeichen des Louis XVI. Durch Ueberlieferung ist uns auch die Webersche Disposition erhalten geblieben¹⁹. Es ist die früheste Registerzusammenstellung, die wir von Weber kennen. Die herrliche barocke Klangpyramide ist noch rein erhalten.

1797—1879

Manual

1. Prinzipal	8'
2. Prestant	4'
3. Quint	2 ² / ₃ '
4. Superoctav	2'
5. Mixtur	2'
6. Cimbcl	1'
7. Cornet	8' ab c ¹
8. Copal	8'
9. Rohrflöte	4'
10. Duzflöten	2'

Pedal

11. Octafbass	8'
12. Superbass	16'
13. Trompbeten	8'

3. *Huttwil 1805, beim Stadtbrand von 1834 zerstört*

«1805 Juni 13ten. 2. Wurde vorgebracht, ob man das Ferben der Orgel und Zugehörs dem Orgel Macher, oder jemand anders zu ferben veraccordieren wolle. Worauf mit der merheit der Stimmen Ercent worden, das man das Ferben der Orgel dem Orgel Macher Jacob Wäber anvertrauen und veracordieren wolle.»

Das steht im Protokoll der «Gemeinds-Verhandlungen». Und im «Manual der Schul- und Armenkommission» der Stadt Bern lesen wir, als es darum ging, einen geeigneten Orgelbauer für die Nydegkirche zu finden:

«7t April 1810: Die Kirchen Commission hat aus Ihrem Tit. Rapport über die Fähigkeiten des Orgelmacher Wäber von Juchten, der Kirchgemeinde Seeberg, ersehen, dass derselbe überhaupt als ein fähiger Mann gelobt wird, die Kirchenkommission wünscht demnach desselben Arbeit des näheren untersuchen zu lassen, und ersucht die Tit. zudem End den Hr. Organist Henzi mit einem andern Kunstsachverständigen nach Huttwyl zu senden, um die dortige Orgel genau zu untersuchen und darüber ihren Bericht zu erstatten.»

Schon im Jahre 1803 bemüht sich der «Kirchmeyer Stäffen», das nötige «Capital vom Kirchengut abwünden zu lassen», weil der «Orgelmacher auf Martini Tag eine gewüsse Sum geld verlange, um die Arbeit fortsetzen zu können».

Und 1819 rapportiert Pfr. Meley über das Kirchengut in Hutrwil von 1805—1818 «Freylich ist zu bemerken, dass eine grosse Kirchenorgel in dieser Zeit angeschafft worden ...»

Mehr konnten wir über das Instrument, das dem «Städtlibrand» des Jahres 1834 zum Opfer fiel, leider nicht in Erfahrung bringen. Es muss sich um ein stattliches Werk gehandelt haben, und wir haben guten Grund anzunehmen, dass es die grösste Orgel war, die Johann Jakob Weber je gebaut hat²⁰.

4. Oberwil im Simmental 1809, nicht erhalten

«Laut Akkord mit dem Orgelmacher Hans Jakob Weber von Jauchten, Kirchhöre Seeberg, vom 19.. 1807 durch demselben die Orgel zu machen verdingt um 450 Kronen.

Daran verpflichtete er sich, jene bewussten, schon vormals wegen einem mit der Gemeind gehabten Orgel-Akkord, von derselben, als Entschädigung erhaltene 9 Louisdors abgehen zu lassen, mit 57 Kr. 15 bz. so dass an der akkordierten Summe noch restierten 392 Kr. 10 bz.»

Diese Eintragung fanden wir im «Rechnungsbuch für die Gemeinde Oberwyl 1790—1812» im dortigen Gemeindearchiv.

Auch dieses Orgelwerk wurde 1893 durch einen Neubau ersetzt. In den Akten der Kirchgemeinde fanden wir die Registerzusammenstellung, die der Disposition entspricht, die wir für das hier folgende Amsoldingen rekonstruiert haben.

*5. Amsoldingen 1812, Gehäuse mit den originalen Prospektpfeifen
und wesentlichen Teilen des Werkes erhalten.*

Die Autorschaft Webers ist in den Akten belegt. Unter dem 15. Dezember 1811 lesen wir in der vier Seiten umfassenden Orgelabrechnung «dem Orgelmacher Weber für die Kirchenorgel und Zierrathen laut Accord 680.— Kronen.»

Nachdem Christian Müller von Gysenstein an diesem Orgelwerk eine Reparatur ausführte, änderte Johann Weber aus Bern, der Enkel des Erbauers, für den ansehnlichen Betrag von Fr. 605.— die Disposition²¹. 1938 wurde das verwurmt Holzpfeifenwerk ersetzt und die Disposition leider in Unkenntnis des ursprünglichen Zustandes wieder mit einer zu schwach intonierten Mixtur versehen. Weber baute mit Sicherheit die damals «klassische» Berner Disposition von zehn Registern, deren Schleifen und Züge noch erhalten sind.

<i>Manual</i>	
1. Prinzipal	8'
2. Octav	4'
3. Superoctav	2'
4. Quinte	2 ² / ₃ '
5. Cornea	4- oder 5fach ab 1 ¹
6. Mixtur	2' 3- oder 4fach
7. Coppel	8'
8. Flöte	4'
<i>Pedal</i>	
9. Subbass	16'
10. Oktavbass	8'

Eindrücklich ist, wie Webers Orgelwerk mit dem einfachen, jedoch kräftigen fünfteiligen Empireprospekt das hohe romanische Mittelschiff dieser für die schweizerische Kunstgeschichte wichtigen Kirche beherrscht. Der innere Werkaufbau entspricht zwar dem Schema, das wir schon am frühesten Instrument des Juchteners in Rüegsau rekonstruieren konnten, indem die kleinsten Pfeifen in der Mitte des Werkes stehen und beidseitig nach aussen aufsteigen. Aussergewöhnlich ist aber, dass Weber hier einen grossen konvexen Turm — gebildet aus dem Prinzipal 8' — in die Mitte der Fassade stellte.

6. Niederbipp 1814, nicht erhalten

Im Gemeindebuch 1813—1824 von Niederbipp steht: «Am Augst 1814 hat sich die Orgel Comission vereint mit denen Eden Vorgesetzten in Anwesenheit dess Wohlerwüldigen Herrn Camerer Gebners versamlet: es solle dem Orgelmacher Weber von Juchten, für die Herstellung der Orgel, äussert dem Akkord, ein Trinkgeld von 3 Neuduplonen zu erkent seyn und dem Gesell 2 Neuthaler». Laut einer Erhebung aus dem Jahre 1900 hatte das Orgelwerk 10 Register. Wir können hier mit guten Gründen die Disposition von Amsoldingen einsetzen, während die Gehäuseform wohl eher dem Typus von Oberdiessbach mit dem niederen Mittelturm entsprochen hat, denn der Raum zwischen der damals (1812) von Zimmermeister Andreas Schaad errichteten schönen Empore und der Decke verlangte nicht nach dem hohen Mittelturm²².

7. Eriswil? 1814, nicht erhalten

Den Namen des Erbauers des Orgelwerkes, das 1814 eine kleinere Orgel ersetzte und 1907 wieder aus der Kirche verschwand, haben wir in den Akten nicht finden können²³. Auch genügt die Zahlung von 3 Kronen 50 Batzen an Kaspar Mayer und Jakob Vogler «für Kuder um die neue Orgel beyr Zufür einzupacken» nicht, um J. J. Weber dieses Werk zuzuweisen, nur weil wir beim Transport der Weberorgel von Meikirch das gleiche «Packmaterial» feststellen konnten. Trotzdem würde es uns nicht wundern, wenn wir eines Tages durch neue Archivfunde auch dieses Orgelwerk dem Juchtener Orgelbauer zuweisen könnten, baute der Meister 10 Jahre zuvor doch das sicher stattliche Instrument von Huttwil.

8. Lauenen 1816, vollständig erhalten!

«Den 30ten Junii 1816 wurde die neu errichtete (war bisher noch keine) Orgel in Lauenen zum erstenmal gespielt, und predigte H: Pastor Joh: Gottl: Wenger v. Thun über Jesu Religionseifer da Er den Tempel zu Jerusalem reinigte.

Meister Wäber v. Jauchten bei Seeberg — ein Bauer — hat sie errichtet, sie kostet 100 Louis d'ors, samt allen Nebenkosten, und 5 Louis d'ors Trinkgeld, u. ist das Geld freywillig zusammengeschossen von Lauenern u. andern Freunden, u. baar erlegt worden, bey der Uebergabe der Orgel.

Viele Saner eilen nun alle Sonntage hin, das neue Werk zu sehen, weil die allhier leider noch nicht aufgerichtet ist.»

Den 19ten Julii 1816

Im Unterbau der Orgel, an der hintern Innenwand der Bassseite befindet sich zudem folgende Inschrift:

Im Jahre 1813 wurde diese Orgel erbaut
Durch Hans Jakob Weber von Juchten gde Seeberg Amt Wangen
und d
11. November 1868
G: Weber

Schon im Jahre 1812 fragte die Gemeinde Lauenen bei der hohen Regierung nach einem Staatsbeitrag und am 12. März 1813 kam aus Bern die Zusicherung: «— zu Anschaffung einer Orgel welche ohne das Mahlen derselben, den Transport und die Aufrichtungskosten L 980 kosten soll, eine Steuer von L. 100». Die Zahlung des Beitrages wurde jedoch von der Bestätigung der Aufrichtung der Orgel abhängig gemacht, die der Oberamtmann C. Mösching erst am 18. Juli 1816 nach Bern melden konnte. Es scheint, dass Weber in dieser Zeit mit Aufträgen überlastet war, baute er doch eben am Werk für Niederbipp und, wenn unsere Vermutungen zutreffen sollten, auch an demjenigen für Eriswil. Dass das Werk in der Lauenen in dem hervorragenden Zustande erhalten geblieben ist, darf als Ereignis von nationaler Bedeutung gewertet werden. Als an der Sitzung des Kirchgemeinderates vom 8. März 1929 eine Orgelbaufirma den Kostenvoranschlag unterbreitete, das Werk dem damaligen Zeitgeschmack anzupassen, beschloss die Behörde: «So gut das der Orgel täte, wir müssen es wegen Geldmangels noch hinausschieben.» Dieses Orgelwerk ist neben dem Instrument in Würzbrunnen für die reformierten Kirchen unseres Kantons das einzige geblieben, das den originalen Klangcharakter in unsere Zeit hinüberretten konnte²⁴. Der

einzigste Eingriff, den sich die Lauener Orgel gefallen lassen musste, war das Höherstimmen um einen halben Ton im Jahre 1938.

Der Verfasser hat im «Saaner Jahrbuch 1974» ausführlich über dieses Instrument geschrieben, worauf hier verwiesen sei. Das Gehäuse entspricht demjenigen von Amsoldingen mit fünfteiligem Prospekt und erhöhtem Mittelturm, weil die prachtvolle spätgotische polygonale Decke nach dieser Form, die — wie wir gesehen haben — dem inneren Werkaufbau nicht entspricht, verlangte.

Die Gesimse sind sehr reich profiliert, und an den Verzierungen der Zwischenfelder treten bei einem einheimischen Orgelbauer erstmals nicht durchbrochene Draperien auf, wie sie der aus Mannheim stammende Caesar bereits drei Jahre zuvor an der Stadtkirchenorgel von Burgdorf anbrachte. Von besonderem Reiz ist der schöne Spielschrank mit den verzierten Stirnseiten, den mit Ebenholz belegten Untertasten und den Knochenbelägen auf den Ober-tasten.

Das Orgelwerk verfügt nur über ein Manual, und aus Sparsamkeitsgründen wurde wohl auch kein Pedal gebaut.

Die Disposition, die Franz Seydoux hier für uns aufgenommen hat, entspricht der «klassischen» Berner Orgel dieser Zeit, die ja in erster Linie die Aufgabe hatte, den Psalmengesang zu führen. Das scharf klingende Cornet, das an die Stelle des Zinkenbläusers trat, um den Diskant zu stützen, und das deshalb sonst nur in der rechten Hälfte des Manuals ab c^1 gebaut wurde, ist hier des fehlenden Pedals wegen in der Basshälfte weitergeführt.

Prinzipal	8'
Octav	4'
Coppel	8'
Flöte	4'
Quinte	$2^{2/3}'$
Superoctav	2'
Cornet 4fach	C 1 $1^{1/3}'$ konisch c^0 2, $1^{1/3}'$ ("") c' 4' $2^{2/3}'$ ("") 2' $1^{3/5}'$ (ab g'' : $3^{1/5}'$)
Mixtur 3fach	C $1^{1/3}'$ $1' 1^{1/2}'$ gis^0 $1^{1/3}'$ $1' 1'$ c' $1^{1/3}'$ 2' $1'$ g' $1^{1/3}'$ 2' 2' g'' $2^{2/3}'$ 4' 2'
Umfang	C—C'''

9. Aarwangen 1818, nicht erhalten

Nachdem Weber 1816 auch die von Johannes Stölli aus Habstetten bei Bolligen in der Kirche Saanen verfertigte Orgel vollendete, baute er ein Orgelwerk für Aarwangen. Die Originalquellen haben wir allerdings bis jetzt nicht gefunden, doch berichtet Pfr. Güder auf einem Erhebungsformular des Synodalrates im Jahre 1900, dass der verschollene Originalvertrag mit J. J. Weber von Juchten damals noch vorhanden war, und in seinem Aufsatz «Die innere Ausstattung und Gerätschaften der Kirche in Aarwangen»²⁵ erwähnt derselbe Autor eine Sammeliste und eine Orgelrechnung, die sich damals im Pfarrarchiv befanden, die aber heute unauffindbar sind. Hier der in Pfr. Güders Aufsatz publizierte Rechnungsauszug:

1818	Für die Orgel zahlt	L 1725
	Trinkgeld dem Meister (dessen Name nicht genannt ist)	64
	Kostgeld	70
	Dem Vergolder Extra	64
	Trinkgeld dem Gesell	8
	Uertj	3
	Ausgeben Summa	L 1934

10. Meikirch 1820, Gehäuse und einzelne Pfeifen erhalten

Webers Namen haben wir in den Akten allerdings nicht gefunden, doch dürfte der folgende Rechnungseintrag ein eindeutiger Beleg sein.

«Brachmonat 1820. Die Orgel zu Juchten
bei Seeberg mit zwei Wagen abholen,
dem Fuhrmann Schnegg bezahlt 28 L 20 btz.»

Zudem muss das Werk der Typologie des Gehäuses wegen dem Juchtener Meister zugewiesen werden. Der Prospekt ist fünfteilig, doch tritt hier anstelle des konvexen niederen Mitteltores ein wie ein Risalit nur wenig vorgezogenes Flachfeld. Weber hat diese Aenderung ganz offensichtlich unter dem Einfluss des bedeutenden Orgelwerkes, das Philipp Heinrich Caesar aus Mannheim kurz vorher in der Stadtkirche Burgdorf vollendet hatte, durchgeführt. Das Werklein war wohl ohne Pedal und dürfte die gleiche Disposition wie Lauenen aufgewiesen haben²⁶.

11. Belp 1822, *Gebäuse und einzelne Pfeifen erhalten*

Ein herrlicher, grosser fünfteiliger Prospekt, der wohl als Luxusausführung eines Weberschen Orgelwerkes bezeichnet werden darf, ist in Belp erhalten geblieben.

Im Rechnungsbuch der Gemeinde steht im Jahre 1822: «Laut Akord vom 2. Hornung 1819 war derselbe an Hans Jakob Weber von Juchten verakordirt um Kronen 1036», und die folgende Eintragung dürfte für Webers Werk von Bedeutung sein:

«Da nun sich der Orgelmacher einen allzu niedrigen Akkord für eine solche Orgel, wie diese seye, gemacht zu haben sich beklagt hat, um in der That dieselbe an der Orgelprobe vom 14. Herbst dem von Herrn Merz, Herrn Knörri u. Prokurator Frey ausgestellten Zeugnis, gut und probhäftig erfunden worden, und dass billigerweise ein schönes Trinkgeld zu fordern berechtigt seye, so wurde ihnen abmachiert

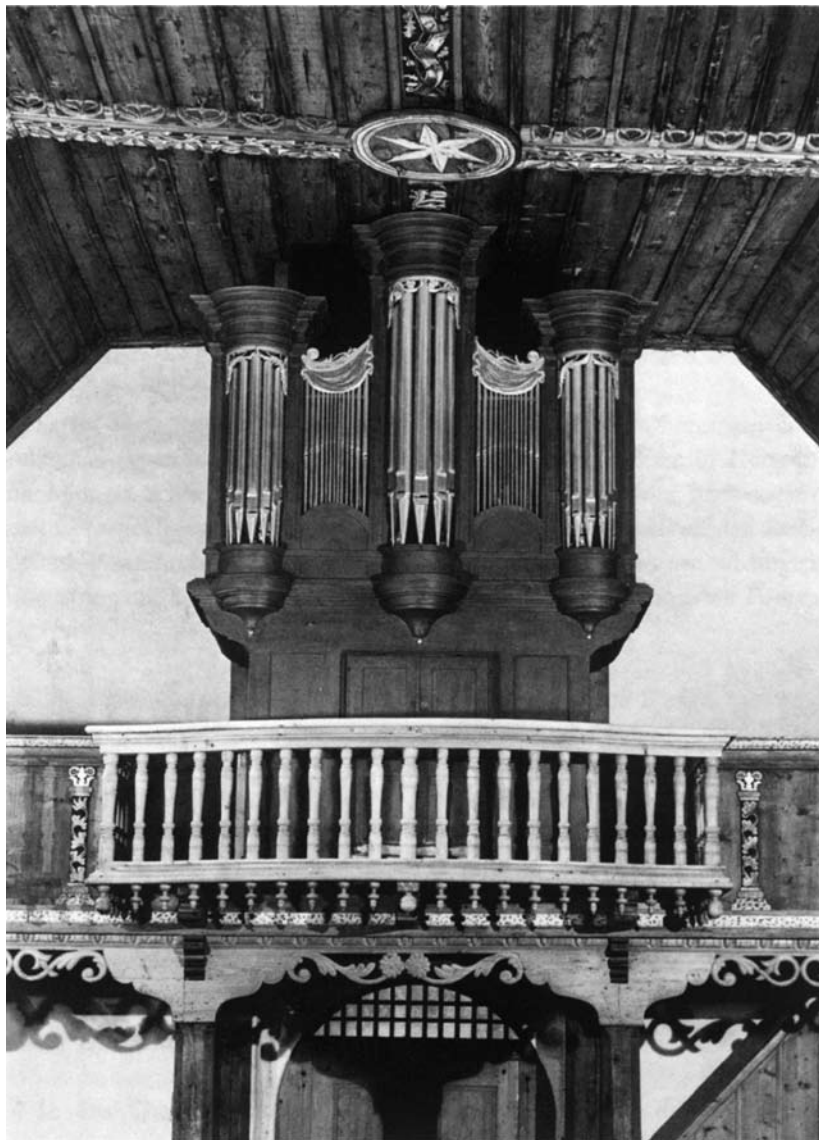
8 Louis d'or	
dem Gesellen	1 » » »

Leider hat sich die Disposition nicht erhalten. Dem Preise nach zu schliessen, muss es aber ein für die damalige Zeit grosses Werk von 14 oder 15 Registern gewesen sein. Der Prospekt mit den grossen konvexen Aussentürmen und dem schön profilierten flachen Mittelteil entspricht demjenigen von Meikirch. Was hier ebenfalls ganz auf den Einfluss von Caesars Burgdorfer Orgel zurückzuführen ist, sind die schönen Draperien, die nun nicht nur wie in Lauenen als Abschluss über den flachen Zwischenfeldern, sondern als Verzierung auch an den Rundtürmen Verwendung finden.

12. Walterswil 1824, *Gebäuse mit den originalen Prospektpfeifen erhalten*

«Aufsatz der Rechnung für die neue Kirchen-Orgel zu Walterswyl, so den 27. Brachmonat 1824 zum erstenmal beym Gottesdienst ist gebraucht».

In dieser detaillierten Rechnung findet sich der folgende Eintrag: «1823 ... zalt die E. Gemeinde Walterswyl dem Orgelbauer Johann Jakob Weber zu Juchten auf Abschlag der laut Akkord in die Kirche zu Walterswyl zu machenden neuen Orgel laut Quittung die Summe der 900 Franken». Später folgten in sieben weiteren Zahlungen an Weber noch total 298 Franken.



Lauenen

Aufnahme G. Howald, Bern

Die originale Disposition haben wir nicht gefunden, doch meldet Pfr. v. Rute 1924, als die Orgel durch Goll umgebaut wurde, für das alte Instrument 8 Register. Wir hätten also ebenfalls hier auf die Disposition von Lauenen zurückzugreifen, da wohl auch in Walterswil kein Pedal vorhanden war. In den Akten haben wir eine alte Foto gefunden, die das Instrument als Brüstungsorgel zeigt. Anhand dieser Aufnahme konnte das Gehäuse mit einem neuen Werk versehen wieder in die alte Brüstungssituation eingebaut werden, wobei die Weberschen Prospekt Pfeifen erneut Verwendung fanden. Der fünfteilige Prospekt entspricht den Instrumenten von Meikirch und Belp, und mit ihrem Dreieckgiebel über den flachen Zwischenfeldern erscheint die Orgel wie eine Miniaturausgabe der Caesarschen Burgdorfer Stadtkirchenorgel.

Es ist der einzige Rest einer Weber-Orgel im ganzen Oberaargau und bildet zusammen mit den prachtvollen Gehäusen von Caesar in Huttwil, von Mathias Schneider in Dürrenroth und den beiden leider stark veränderten Prospekten von Niklaus Weber in Melchnau und Madiswil den Restbestand dieser noch ganz im Geiste des Spätbarocks entstandenen wichtigen Ausstattungstücke unserer meist einfach eingerichteten reformierten Berner Kirchen.

Einige Angaben zur Biographie des Johann Jakob Weber

Wir haben anhand von bis jetzt meist unbeachteten Quellen eine ganz erstaunliche Werkliste dieses Orgelbauers zusammenstellen können, die nicht einen Bauern zeigt, der im Winter gelegentlich an einer Orgel bastelte, sondern einen Meister, der mit Gehilfen das Gewerbe des Orgelbauers intensiv betrieb. Da wir uns als erstes zur Aufgabe machten, ein Inventar der Orgelwerke, die nach der Reformation im 18. und 19. Jahrhundert in den reformierten Kirchen des Kantons Bern aufgerichtet wurden, zu erstellen²⁷, war es uns nicht möglich, die Person Webers in allen sich bietenden Möglichkeiten zu fassen. Dies wird die Aufgabe eines Lokalhistorikers sein.

In den Chorgerichtsmanualen in Seeberg, den Rodeln der Gemeindeverwaltung von Grasswil und im Stadtarchiv Bern haben wir bis jetzt das Folgende zusammentragen können: Joh. Jak. Weber ist der Stammvater einer ganzen Dynastie von Orgelbauern, die in unserem Kanton bis ins 20. Jahrhundert tätig waren. Doch sei gleich vorweggenommen, dass er seine Nach-

fahren an Bedeutung weit überragte. Hier die Lebensdaten der Weber von Juchten, soweit sie das Handwerk eines Orgelbauers ausübten²⁸.

Johann Jakob Weber ²⁹ (Stammvater)	von Juchten, Orgelbauer geb. 2. Mai 1756 gest. 2. Dezember 1832 in Juchten
Johannes Weber (Sohn)	von Juchten, Orgelbauer geb. 1. August 1806 gest. 4. September 1874 in Bern (begraben auf dem Bremgartenfriedhof in Bern)
Grosssöhne:	
Johannes Weber	von Juchten, Orgelbauer geb. 19. April 1835 gest. 20. Februar 1908 in Bern
Samuel Weber	von Juchten, Orgelbauer geb. 21. Mai 1843 abgemeldet in Bern September 1872
Gottlieb Weber	von Juchten, Orgelbauer geb. 4. September 1845 in Bern gest. 17. Januar 1924 in Schelldorf (Bayern)

Johann Jakob Weber wuchs als Sohn des Chorrichters David Weber im abgelegenen einsamen Juchten auf und wohnte seiner Lebtag dort. Der kleine Weiler — er besteht nur aus ein paar Bauerngehöften — liegt an einer steil in die Schlucht des Mutzgrabens abfallenden Flanke, eine gute Wegstunde südlich von Riedtwil hinter den Wynigenbergen versteckt. Es führt von dort kein Weg mehr weiter, eine geradezu typische Situation für das Herkommen unserer einheimischen Orgelbauer, denn auch der oben erwähnte Peter Schärer wuchs im abgelegenen Hegen unterhalb der Lueg auf, und zum «Lüfteli» des Jakob Rothenbühler, hoch über Trubschachen, führt auch heute noch kein Fahrweg. Die Gebäulichkeiten, in denen Weber wohnte und wirkte, sind nicht mehr erhalten. Das Häuschen — es stand unterhalb des alten Doppelhauses der Familie Witschi aus dem 17. Jahrhundert — ist vor ca. 30 Jahren abgerissen worden und das gegen den Hof der Familie Beer zu liegende Gebäude, das angeblich als Werkstatt Webers diente, ist von Grund auf umgebaut worden. Mit Vorsicht ist die Ueberlieferung aufzunehmen, der Bauernhandwerker habe eigens zum Ausprobieren der Akustik seiner Werke

ein Haus erbaut und der Acker, wo es einmal stand, heisse heute noch der «Pfyfenacher». Es trifft zu, dass ganz in der Nähe ein steil abfallendes Tobel den Flurnamen «Pfyfeloch» trägt, doch hat dort nie ein Haus gestanden, und der Name hat nichts mit Orgelpfeifen zu tun.

Von Webers Leben wissen wir wenig. In den Chorgerichtsmanualen finden wir am 28. Dezember 1777 folgenden Eintrag: «wegen Tanz zu Juchten H. Jakob Weber des Chorrichters Sohn zu Juchten um 2 Schilling gebüsst». Und im Jahre 1824 ist ein Streit registriert zwischen dem Orgelmacher Joh. Jak. Weber, seiner Ehefrau Maria Jost geb. Dysli und dem Sohn Christian. Das sind unerhebliche Fakten.

Würdigung

In Erstaunen versetzen wird uns immer wieder, wie es möglich war, dass diese Bauernhandwerker solche Werke zustande brachten. Wir haben das Instrument in der Lauenen genau untersucht und sind nirgends auf Dilettantisches oder gar Mangelhaftes gestossen. Die Werke Webers sind aus den Kirchen verschwunden, weil die Mode gewechselt hatte und nicht weil sie unbrauchbar geworden waren. Nur ein leerer Geldbeutel konnte diese Werke retten, dieser Beutel aber war im Oberaargau leider immer voll! Vom musikalischen Wert haben wir seinerzeit über das noch erhaltene Werk in der Lauenen geschrieben: «Wer das «Orgelstück» heute von kundiger Hand «geschlagen» hören darf, der wird in den Genuss eines herrlichen musikalischen Erlebnisses kommen. Der helle silbrige Klang der Mixtur, die kecke Sprache des Cornets, der wunderbar singende Prinzipal 8' und nicht weniger der innig weiche Ton der Coppel 8' und der Flöte 4' sind von so charaktervoller Qualität, wie sie der Orgelbau nach langen Irrwegen erst in den letzten Jahren wieder zu erreichen wusste.»

Die Art der Registerzusammenstellung stand mit Sicherheit unter dem französischen Einfluss Samson Scherrers aus Genf. Ueberlieferte Dispositionen Scherrers von Avenches und St. Klara in Vevey bestätigen dies³⁰, und eine Gegenüberstellung zu den früheren süddeutsch beeinflussten Instrumenten von Wahlern und Zimmerwald zeigt, was wir damit meinen³¹. Ebenso war auch die äussere Form von Webers Orgelwerken durch die Gehäuse des bedeutenden Orgelbauers aus Genf inspiriert. Ein Vergleich von Scherrers Rückpositiv in Kirchberg mit Webers Orgel in Amsoldingen zeigt das deut-

lich. Später nahm sich Weber, wie wir gesehen haben, die Fassade von Caesars Burgdorfer Stadtkirchenorgel zum Vorbild. Wir wollen mit dem Aufzeigen dieser Einflüsse die Leistungen des einheimischen Orgelbauers keineswegs schmälern, sondern versuchen die Ursprünge dieser tüchtigen Kunsthandwerker etwas aufzuhellen. Ihre erstaunlichen Leistungen sind ein Phänomen, das bis heute nicht geklärt ist³². Webers Orgelgehäuse sind ausgesprochen schöne, ausgewogen harmonische Kunstwerke, deren Bedeutung leider bis in die jüngste Zeit verkannt wurde. Ihr Schöpfer war nicht irgend ein Architekt, sondern der Orgelbauer selber, das haben wir durch zahlreiche stilistische Vergleiche für all die Instrumente unserer einheimischen «Orgelmacher» aus dem letzten Viertel des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts belegen können.

Wir haben hier das Werk des Orgelbauers Johann Jakob Weber, des frühesten einer ganzen Dynastie skizziert. In einem späteren Jahrbuch ist vorgesehen, auch etwas über die Tätigkeit der zweiten und dritten Generation zu berichten und auch Niklaus Weber vorzustellen, der 1815 im benachbarten Ochlenberg geboren und 1849 nach Amerika ausgewandert ist. Dem Juchtener Weber nicht verwandt, hatte er seine Werkstatt in Huttwil aufgeschlagen und baute Orgelwerke in Melchnau, Madiswil, Koppigen und Lauterbrunnen.

Der Verfasser dankt den Herren U. Chr. Haldi, O. Holenweg, Dr. Andres Moser, Chr. Rubi, Hugo Ryser und F. Seydoux für wesentliche Mitteilungen, besonders aber Frau Dorothea Hegg und Herrn Hans Schmocker für die selbstlose Mithilfe bei den unerlässlichen Archivforschungen.

¹ Publiziert in «Kulturgeschichtliche Mitteilungen» von Ad. Fluri, Bern 1917.

² Für das altbernische Gebiet konnten wir die Existenz von vorreformatorischen Orgelwerken ausser in den Stadtkirchen von Bern, Burgdorf und Biel in Fraubrunnen, Münchenbuchsee, Scherzigen und Saanen nachweisen.

³ In Zürich ist dieser Orgelbann bis auf den heutigen Tag de jure nicht aufgehoben, und in Zwinglis Grossmünster ist die erste nachreformatorische Orgel genau vor 100 Jahren durch die «Hintertür» in die Kirche gekommen.

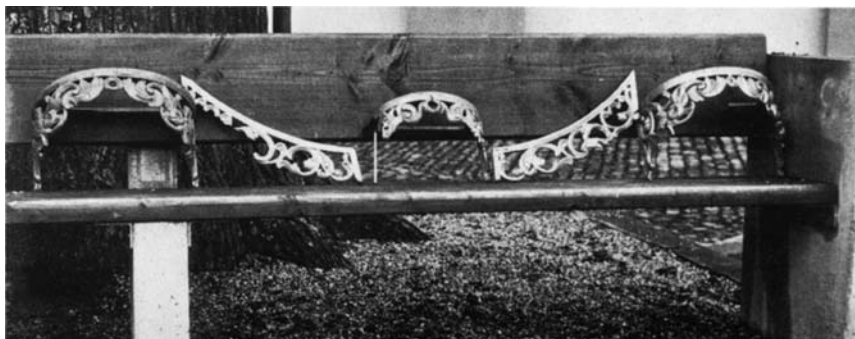
Wichtige Literatur zur Wiedereinführung der Kirchenmusik bei M. Zulauf «Der Musikunterricht in der Geschichte des bernischen Schulwesens von 1528—1798», Bern und Leipzig 1934, und Friedr. Jakob «Der Orgelbau im Kanton Zürich», Band 1, Bern 1971.

⁴ Der Verfasser tritt in seiner Arbeit über «Die Wiedereinführung der Orgel in den reformierten Kirchen des Kantons Bern», die als Archivband 1977 des Historischen Vereins des Kantons Bern vorgesehen ist, näher auf dieses Problem ein.



Orgel Oberdiessbach von 1797, vor dem Abbruch 1902

Verzierungen an der Orgel Rüegsau, um 1790, heute Rittersaalsammlung Schloss Burgdorf



- ⁵ Das damals fürstbischöflich baslerische Neuenstadt erhielt 1746 das erste Orgelwerk.
- ⁶ Zeitlich am unterschiedlichsten erfolgte die Einführung der Orgel im Seeland (Aarberg 1764, Siselen 1923). Der Grund ist vor allem in den guten «Singcollegii» zu suchen, die den Gemeindegessang führten und die Orgel gar nicht benötigten.
- ⁷ Greber war längere Zeit Lehrer an der Kunstschule Bern und starb 1799 als Pfarrer von Rohrbach, siehe dazu: O. Lüthy «Die Bernische Kunstschule», Aarau 1907. Den Hinweis verdanken wir Ch. Rubi.
- ⁸ S. Scherrer, ursprünglich aus dem Toggenburg stammend, baute 1727 zusammen mit E. Bossart ohne Auftrag ein Orgelwerk für die Heiliggeistkirche, das jedoch vom Rat abgelehnt wurde und bis 1901 in der Kathedrale von Lausanne stand. Scherrer, der 1732 Bern verliess und 1735 von Lausanne nach Genf weiterzog, tauchte nach unseren Ermittlungen 1760 in Ursenbach erstmals wieder auf bernischem Boden auf und bewarb sich 1761 in Nidau um das dortige Bürgerrecht, verzichtete jedoch darauf, weil er die Bedingung, das Land- und Heimatrecht im Toggenburg aufzugeben, nicht annehmen wollte.
- ⁹ Im Jahre 1790 reparierten Johann Jakob Weber und ein Herr Speisegger zusammen die Orgel in Ursenbach. Es muss sich um einen Sohn des 1781 verstorbenen Johann Conrad Speisegger gehandelt haben. (Heinrich Speisegger baute 1791 die Orgel in Grossaffoltern.)
- ¹⁰ So hatten die Rohrbacher ihre erste Orgel in Willisau abzuholen, wo zu dieser Zeit der Orgelbauer Rinckenbach aus dem Elsass die grosse Orgel für die dortige Pfarrkirche baute.
- ¹¹ So etwa der Mechanikus Rhis von Orpund, aber auch der «Bäcker» Mathias Schneider in Trubschachen wurde als «Mechanikus» bezeichnet.
- ¹² Wir verdanken diese wichtigen Quellenhinweise Hugo Ryser in Kirchberg.
- ¹³ Siehe dazu H. Gugger «Mathias Schneider» in *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde*, Heft 2/1974, Seite 56.
- ¹⁴ Leider sind die reizenden Instrumente bis jetzt wissenschaftlich nicht inventarisiert worden. Das schöne Instrument in der Kapelle des Schlosses Hindelbank beispielsweise wird Johann Jakob Weber zugeschrieben, doch fehlen auch hier die Belege.
- ¹⁵ Nicht in dieses Verzeichnis aufgenommen wurde die ehemalige Brüstungsorgel von Wimmis von 1806, deren Gehäuse in der alten Kapelle von Kandersteg noch erhalten ist. Dieses Orgelwerk könnte aus stilistischen Gründen Weber zugewiesen werden, doch fehlen die Quellenbelege.
- ¹⁶ Die Originalquellen haben wir im Gemeindearchiv von Rüegsau bis jetzt nicht gefunden.
- ¹⁷ Die Entdeckung verdanken wir Jürg Schweizer.
- ¹⁸ N. Vogel «Oberdiessbach, Geschichte eines Dorfes» 1960.
- ¹⁹ Die Disposition ist einem Tagebuch Ernst Vogels (1897—1944) entnommen, der sie seinerseits vom früheren Organisten Jakob Baumann übernommen hat. Die Anordnung und die Fusszahlen stammen vom Verfasser.
- ²⁰ Man beschloss, «da bis anhin an der Bauung der Orgel keine Kosten gespart», durch die ganze Kirche hindurch die Decke zu wölben «wenigstens 3 Schuh in der mitte höher als die dille inztist».

- ²¹ Es handelte sich um die mit dem Segen gelehrter Experten vollzogenen Anpassung im Geiste der Zeit, indem die helle Mixtur und das charaktervolle Cornet meist durch Aeoline und Voix céleste ersetzt wurden.
- ²² Die Empore ist heute noch erhalten und die Jahrzahl und die Initialen des Meisters AS stehen an der Brüstung. Das Webersche Orgelwerk ist 1903 ersetzt worden.
- ²³ Die Zahlungen an den «Orgelmacher» haben wir gefunden, doch ist der Name nicht erwähnt.
- ²⁴ Zu erwähnen wären hier die Instrumente in St. Stephan, Köniz, Kandergrund (früher Nydegg), Amsoldingen, Dürrenroth und Schlosskirche Spiez, die alle einen wesentlichen originalen Pfeifenbestand aufweisen, jedoch durch schwerwiegende Eingriffe sehr beeinträchtigt wurden.
- ²⁵ Erschienen in «Blätter für bernische Geschichte, Kunst- und Altertumskunde», XII, Seite 337.
- ²⁶ Die Angabe von 4 Registern der Enquête 1912 des Organistenverbandes stimmt sicher nicht und ist nicht die einzige Ungenauigkeit dieser Erhebung. Der alte Orgelstuhl, der nur zum Positiv passt, ist noch erhalten.
- ²⁷ Das Inventar wird 1977 als Archivband des Historischen Vereins des Kantons Bern erscheinen.
- ²⁸ Der Verfasser verdankt diese Aufstellung Herrn und Frau Hegg, Spiegel/Bern.
- ²⁹ Man findet den Familiennamen Weber in den Akten oft auch mit «ä» geschrieben. Wir halten uns in unserer Schreibweise an das alte Register in Seeberg.
- ³⁰ Siehe dazu J. Bürdet «La musique dans le Pays de Vaud 1536—1798», Lausanne 1963, Seite 600 f.
- ³¹ Siehe dazu H. Gugger «Die Wiedereinführung der Orgel in den reformierten Kirchen des Kantons Bern», Archivband des Historischen Vereins des Kantons Bern 1977.
- ³² Der Verfasser ist in einer Arbeit über den Orgelbauer Mathias Schneider etwas näher auf diese Frage eingetreten. Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 1974/Heft 2, Seite 60.

DIE GEMEINDEWAPPEN DER REGION HUTTWIL

SAMUEL HERRMANN

In den Jahrbüchern des Oberaargaus von 1966 und 1970 sind die Gemeindewappen der Amtsbezirke Aarwangen und Wangen dargestellt und erläutert worden. Zur Region Oberaargau gehören nun heute nicht nur die 51 Gemeinden dieser beiden Amtsbezirke, sondern auch die Gemeinden der Subregion Huttwil. Die geographisch-wirtschaftliche Orientierung ins Tal der Langeten ergab fast zwangsläufig den Anschluss dieses Teils des Amtsbezirks Trachselwald an die Region Oberaargau. Mit der Beschreibung dieser fünf Gemeindewappen sind nun erstmals in einer bernischen Region sämtliche Gemeindewappen veröffentlicht.

1943 hatte der bernische Regierungsrat in den Weisungen für die Wappenbereinigung auch die spätere Herausgabe eines Wappenbuchs vorgesehen. Leider ist diese Arbeit bis heute unterblieben, alle 492 Gemeindewappen im Bild, mit gültiger Wappenbeschreibung, Sinn und Entstehungsgeschichte in einem Werk zusammenzufassen. Mit der Beschreibung der 56 Gemeindewappen der Region Oberaargau hoffen wir, einen Beitrag an ein kommendes Wappenbuch der bernischen Gemeinden leisten zu können.

Sinn, Entstehung und Geschichte der Ortsheraldik sind in den beiden erwähnten Jahrbüchern ausführlich dargelegt. Wir verzichten daher auf eine entsprechende Wiederholung im dritten Teil der oberaargauischen Gemeindewappen in diesem Band.

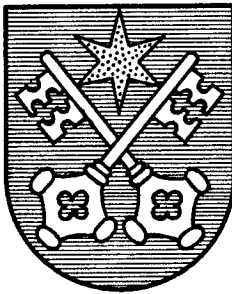
Die Wappen des Amtsbezirks Trachselwald wurden 1945 von der kantonalen Wappenkommission und den Gemeinden bereinigt. Alle zehn Hoheitszeichen sind durch einen Beschluss der zuständigen Gemeindeorgane angenommen worden. Sie wurden auf die Empfehlung der Wappenkommission an der Sitzung des Regierungsrates vom 23. Oktober 1945 anerkannt und ins amtliche Register der bernischen Gemeinden eingetragen.

Die genehmigten Blasonierungen:

- Huttwil: In Blau zwei gekreuzte silberne Schlüssel, überhöht von einem goldenen Stern.
 Eriswil: In Rot ein schwebender grüner Sechsberg.
 Wyssachen: In Rot eine silberne gewellte Deichsel, oben begleitet von einem goldenen Stern.
 Dürrenroth: In Silber über einem roten Dreiberg ein roter Rechts-schrägwellenbalken, oben begleitet von einem roten Stern.
 Walterswil: In Silber drei schwarze brennende Aeste pfahlweis, oben mit roter Flamme.



gold silber rot blau grün schwarz



HUTTIL

In Blau zwei gekreuzte silberne Schlüssel, überhöht von einem goldenen Stern.

Huttwil führt in seinem Wappen die Himmels-schlüssel des Apostels Petrus. Vom 12. bis ins 16. Jahrhundert gehörte die Kirche Huttwil zum Gut des Klosters St. Peter im Schwarzwald. Die Schlüs-sel des Klosterschutzheiligen gingen vom Abtei-wappen auf das Klostergut über. Der Stern ist erst im 19. Jahrhundert nach dem grossen Städtlibrand ins Wappen aufgenommen worden.

In der «Heimatkunde von Huttwil» von Ernst Nyffeler¹ ist die Auffas-sung vertreten, das Huttwiler Wappen stamme bereits aus dem Jahr 1093. Auch das Geographische Lexikon der Schweiz² glaubt, dass Huttwil die Schlüssel Petri seit 1108 im Wappen führe, dem Schenkungsjahr der Kirche Huttwil an das Schwarzwälder Kloster St. Peter. Geschichtlich belegbar ist nur, dass Agnes, Gemahlin des Herzogs Berchtold II. von Zähringen, 1108 dem neugegründeten Benediktinerkloster St. Peter im Schwarzwald burgun-dische Güter schenkte, darunter auch das Patronat über die Kirche Huttwil.

Der Kirchensatz, d.h. das Recht der Pfarrwahl, blieb dem Kloster bis ins Jahr 1557, in welchem Bern der Abtei die Propstei in Herzogenbuchsee mit den drei Kirchensätzen Huttwil, Herzogenbuchsee und Seeberg für 5000 Goldgulden abkaufte. Ein eigenes Wappen für Huttwil schon aus dem Jahr 1093 oder 1108 ist deshalb nicht möglich, weil das Aufkommen der Heraldik erst im folgenden Jahrhundert aus praktischen Gründen im Rittertum beginnt und dann erst in der folgenden Zeit auf Städte, kirchliche Institutionen, Orte und Bürgertum übergeht.

Das älteste gesicherte Vorkommen der gekreuzten Himmelsschlüssel als Wappeninhalt für Huttwil ist in einem Siegel des Vogts zu Wangen, Hug von Seeberg enthalten³. Es zeigt an einer Verkaufsurkunde vom 17. 12. 1380 zwei gekreuzte Schlüssel mit einwärts gerichteten Barten. Hug von Seeberg übte als Lehensmann der Grafen von Kyburg und Neuenburg sowie der Ritter von Grünenberg die Herrschaft über die Orte Wangen, Herzogenbuchsee und Huttwil aus. Der Hof zu Buchsee und der dortige Kirchensatz sowie die Kirchen zu Seeberg und Huttwil gehörten seit 1108 dem neugegründeten zähringischen Hauskloster Sankt Peter im Schwarzwald. Ohne Zweifel hat Hug von Seeberg in einem dieser Orte das Symbol der Schlüssel des Schutzheiligen des Schwarzwälder Klosters übernommen und zu seinem eigenen Siegel gemacht, das später auch zum Stadtwappen von Wangen wurde⁴. Damit können die gleichen Schlüssel in den Wappen von Huttwil und Wangen erklärt werden.

Schon früh taucht dann das erste belegbare Ortswappen für Huttwil auf. Eine Wappenscheibe in der Kirche Lauperswil, 1518 gestiftet vom Huttwiler Schultheissen Wilhelm Schindler, zeigt das Huttwiler Wappen in Blau mit zwei gekreuzten silbernen Schlüsseln. In weiteren kirchlichen Wappenscheiben ist das gleiche Wappen gesichert: 1530 in der Kirche Eriswil als Geschenk der «Statt Hutwyll», 1586 als Huttwilerscheibe in der Kirche Zofingen und 1587 in einer Wappenscheibe der Kirche Bleienbach. (Diese Wappenscheibe kam 1884 ins Kunstmuseum und 1894 ins Historische Museum Bern.)

In spätem Wappendarstellungen werden die Farben unsicher, und Huttwil und Wangen wurden oft verwechselt. Thomas Schöpf, Autor der «Chorographia Bernensis»⁵, wechselt 1577 die Farben von Wangen und Huttwil, indem er Wangen mit blauem Schild und silbernen Schlüsseln und Huttwil mit blauen Schlüsseln in Silber darstellt. In der illustrierten Schweizer Chronik des Johann Stumpf von 1586⁶ ist das Huttwiler Hoheits-

zeichen mit zwei gekreuzten Schlüsseln ohne Farbangabe wiedergegeben. 1750 berichtet ein Fahnenlied⁷ von einer weissen Huttwiler Fahne mit zwei Schlüsseln:

«Hutwyl an denen Gräntzen ley
GOtt wöll sie erhalten vor Krieg und Streit
An einem Orth dort aussen
Sie führen ein Fahnen ist Kreiden Schneewis
Ein Zeichen mit zweyen Schlüsslen.»

1780 zeigt die Wappensammlung «Mumenthaler»⁸ wieder zwei gekreuzte silberne Schlüssel in Blau für «Hutweil».

Nach dem grossen dritten Städtlibrand von 1834 erscheint erstmals der Stern als Beigabe. Ein Siegel des «Gemeinderath Huttweil» zeigt die Schlüssel neu mit dem Stern in einer Wappendarstellung ohne Farbangabe aber auf dem Schild mit einem Freiheitshut ohne Federschmuck⁹. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahm der Gemeinderat einen neuen Stempel in Gebrauch, der Schlüssel und Stern in einem senkrecht schraffierten Schild zeigte. Auch der Burgerrat führte nun ein Siegel mit senkrechten Schraffen im Schild und einem alten Schweizer als Schildhalter¹⁰. 1913 erkundigte sich die Fahnenfabrik Kurer + Cie, Wil, im Staatsarchiv Bern nach dem Aussehen des Huttwiler Wappens für eine Vereinsfahne. Weil Staatsarchivar Türler die Frage an die Gemeinde weiterleitete, kam eine genaue Bestandsaufnahme in Gang. Das Staatsarchiv hatte nämlich die senkrechten Schraffen von Stempel und Siegel wie üblich als Symbol für ein rotes Schild gehalten. In Huttwil stellte man jetzt auch fest, dass in der Kirche anlässlich einer Renovation Schlüssel und Stern fälschlicherweise blau und das Schild weiss dargestellt worden waren. Der Stern des Gemeinderatsstempels war sechsstrahlig, derjenige der Gemeindeschreiberei fünfstrahlig. Am Samstag, dem 8. November 1913, nachmittags 1½ Uhr, fanden sich 68 Einwohner zu einer ausserordentlichen Gemeindeversammlung im Stadthaus ein. Erstes Traktandum: «Nach Bericht des Staatsarchivars von Bern hat irgend jemand herausgefunden, die senkrechten Schraffen des Wappenschildes auf unserem Gemeindestempel bedeute rote Farbe und nicht wie richtig blau.» Der Gemeinderat beantragte die Bestätigung des alten Wappens mit blauem Feld und zwei gekreuzten silbernen Schlüsseln, wie es in den Kirchen von Bleienbach, Eriswil und Lauperswil dargestellt sei, und dem goldenen, sechsstrahligen Stern, der seit 1834 beigegefügt wurde zur klareren

Unterscheidung vom Amtswappen von Wangen. Die Gemeindeversammlung stimmte diesem Antrag zu und beendete damit die aufgetretenen Unsicherheiten.

Seit 1934, hundert Jahre nach dem grossen Brand, steht das Städtliwappen in einer farbigen Halbreliëfdarstellung über dem Eingang zum Stadthaus. Wenn es auch auf der heraldisch falschen Seite, nämlich rechts vom Kantonswappen steht, ist doch der Wappeninhalte nun eindeutig bestimmt.

¹ Nyffeler Ernst, Heimatkunde von Huttwil, Selbstverlag Huttwil, 1915, S. 26.

² GLS, Band II, 1904, S. 612 f.

³ Herrmann Samuel, Jahrbuch des Oberaargaus, 1970, S. 48 f.

⁴ Herrmann Samuel, Jahrbuch des Oberaargaus, 1970, S. 74.

⁵ Schöpf, S. 127 und 181.

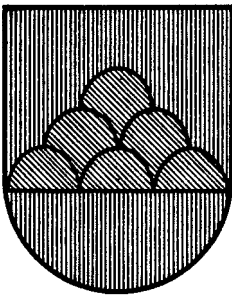
⁶ Stumpf, 1586, S. 501.

⁷ NBT, 1895, S. 250.

⁸ «Mumenthaler», S. 101.

⁹ Siegelsammlung Staatsarchiv, Abdrücke 1843/1850/1855.

¹⁰ «Mumenthaler», S. 101.



ERISWIL

In Rot ein schwebender grüner Sechsberg.

Das Wappen von Eriswil enthält ähnlich wie das Melchnauer Hoheitszeichen das Schild der Freiherren von Grünenberg, in deren Herrschaftsbereich die Gemeinde im Spätmittelalter lag.

Feuereimer aus dem 18. Jahrhundert zeigen alle den grünenbergischen Sechsberg. Auch ein altes, eisernes Fähnlein auf dem Brunnen in der Nähe der Kirche trägt das gleiche Wappenbild. In einem Fahnenlied aus dem 18. Jahrhundert¹ kommt Eriswil mit folgender Strophe vor:

«Erisweil an denen Gräntzen leyt
Gott wöll sie erhalten vor Krieg und Streit
An einem Orth dört innen
Sie führen ein Fahnen von schöner Farb
Sechs grüne Berge darinnen.»

Neben dem Grün des Sechsbergs wird die Schildfarbe im Lied leider nicht genau angegeben. Es ist möglich, dass bereits im 18. Jahrhundert zur Unterscheidung vom silbernen Schild des Melchnauer Sechsbergs gleich wie im Wappen von Rohrbach der Eriswiler Sechsberg in einem roten Schild aufgetaucht ist.

Das Rot des Eriswiler Wappenschilds könnte aber auch aus einem heute vergessenen Wappen eines unbedeutenden Ortsadels stammen. Die Schweizer Chronik des Johann Stumpf von 1586² verzeichnet die «von Erisswyl» als «Gutthäter des Closters St. Urban, welche sunst an sonderlichen orten nit gesetzt noch eynggeführt werdendt» mit silberner Rechtsstufe in einem roten Schild. Das Historisch-Biographische Lexikon der Schweiz³ nennt ein Ministerialgeschlecht der Edlen von Erolswil mit den Brüdern Johann und Heinrich um 1270, verburgert in Burgdorf und später auch in Bern und Solothurn. Das Geschlecht mit der silbernen Rechtsstufe in Rot starb Ende des 14. Jahrhunderts aus, und sein Wappen geriet in Vergessenheit.

Die Darstellungen im 20. Jahrhundert zeigen den grünen Sechsberg nun immer in rotem Feld. So in einer Wappensammlung an der «Tanne» in Trachselwald, in der Sammlung von Gemeindewappen der Firma Kaffee-Hag⁴ und auf der Eriswiler Fahne an der Bundesfeier in Schwyz von 1941. Die grosse Kirchenglocke von 1921 zeigt das Eriswiler Wappen mit dem schwebenden und unten waagrechten Dreiberg. Am 28. April 1945 beschloss der Gemeinderat von Eriswil, eine Skizze der kantonalen Wappenkommission mit dem bisher gebräuchlichen Wappen zum Hoheitszeichen der Gemeinde zu erklären.

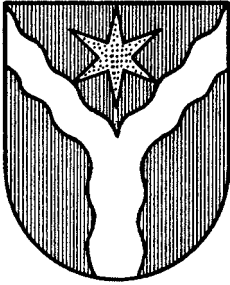
Das Zusammentreffen von Rot und Grün als zwei sogenannten Wappenfarben im Eriswiler Wappen ist somit aus frühern Darstellungen entstanden, hält aber strengen heraldischen Regeln der Farbenwahl nicht ganz stand. Bei den Wappen-Bereinigungsarbeiten wäre zu prüfen gewesen, ob die Gemeinde den alten, historisch begründeten Wappeninhalt nicht auch in heraldisch einwandfreier Farbzusammenstellung angenommen hätte. In Frage gekommen wäre beispielsweise ein rotes Schild mit goldenem oder silbernem Sechsberg oder ein goldenes Schild (Melchnau hat Silber) mit dem grünen Sechsberg.

¹ NBT, 1895, S. 249.

² Stumpf, 1586, S. 509 B.

³ HBL S, Band III, 1926, S. 57.

⁴ Kaffee-Hag, VI, 240.



WYSSACHEN

In Rot eine silberne gewellte Deichsel, oben begleitet von einem goldenen Stern.

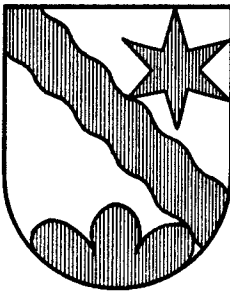
Das Gemeindewappen von Wyssachen ist ohne Zweifel eine Schöpfung des Staatsarchivars Gottlieb Kurz aus dem Jahr 1920 nach einem Gemeindestempel aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Es ist ein sogenannt redendes Wappen und versinnbildlicht mit der silbernen Deichsel (Y-förmige Figur) die Gewässer des Althaus- und des Thönigrabens, die sich in der Gehrisbergmatte zur Wissachen vereinigen. Den goldenen Stern hat der Wappenschöpfer aus dem Amtswappen von Trachselwald entlehnt.

Anlass zur Wappenschöpfung war — wie so oft in kleineren Gemeinden — die Anfrage einer Fahnenfabrik für eine Vereinsfahne. 1920 erkundigte sich die Firma Kurer + Cie aus Wil im Berner Staatsarchiv nach dem Wyssacher Gemeindewappen. Staatsarchivar Kurz fand in der Wappensammlung «Mumenthaler»¹ des Archivs eine jüngere Notiz über ein Wyssacher Wappen auf einem Gemeindestempel. Teilweise ohne Farbe zeigt die Skizze ein geteiltes Schild, oben mit einem weissen Sechsbberg und unten in Rot einen silbernen, perspektivisch gezeichneten Bach, begleitet von einem fünfstrahligen silbernen Stern. Der Grünenberger Sechsbberg scheint auf das Wappen der Kirchgemeinde Eriswil hinzuweisen, zu der Wyssachen bis zum 1. Januar 1966 gehört hat. Das Gewässer versinnbildlicht die Wissachen. Diese Wappenform stammt aus einem Gemeindestempel, der mit Sicherheit nach 1908 entstanden ist, im Jahr, als die frühere Gemeinde Wyssachengraben an der Gemeindeversammlung vom 30. März ihren Namen auf Wyssachen änderte. Staatsarchivar Kurz scheint wenig Gefallen an diesem Wappen gefunden zu haben (fehlende Farbangaben, perspektivische Zeichnung). Er schlug der Fahnenfabrik seine modifizierte Schöpfung vor, die mit der Deichsel die geographische Situation der Gewässer der Gemeinde sehr schön versinnbildlicht und mit dem Stern aus dem Wappen von Trachselwald auf die Zugehörigkeit zum Amtsbezirk hinweist.

In den Wappen-Bereinigungsarbeiten der kantonalen Wappenkommission erhielt der Gemeinderat 1945 eine Skizze des Vorschlags von G. Kurz zur Stellungnahme. Die Wyssacher stellten nun fest, dass dieses Wappen

1937 auf einer Fahne der Schützengesellschaft Verwendung gefunden hatte und auch in einem Fenster der Kirche Eriswil entstanden war. (Dort mit einem fünf strahligen Stern.) In einem Brief an die Wappenkommission antwortete der Gemeinderat unter anderem: «Bis dahin hat man hier angenommen, dass die gewellte Linie nicht eine Deichsel, sondern den Wyssachenbach darstellte.» Die Fachsprache der Wappenkunst verwendet nun oft eigenartige, altertümliche Ausdrücke. So bezeichnet sie mit «Deichsel» eine Y-förmige Figur, die im Wyssacher Wappen treffend das Zusammenfliessen der Gewässer aus den beiden Gräben zur Wissachen versinnbildlicht. Die Heraldik kennt auch fünf- und sechsstrahlige Sterne. In Anlehnung an alte Vorbilder werden Sterne doch aber meistens sechsstrahlig dargestellt, um eine bessere Formwirkung und Raumfüllung zu erreichen. Diese Erklärungen überzeugten den Gemeinderat, und er genehmigte in seiner Sitzung vom 17. Mai 1945 das vorgeschlagene Hoheitszeichen der Gemeinde.

¹ «Mumenthaler», S. 240/241.



DÜRRENROTH

In Silber über einem roten Dreiberg ein roter Rechtsschrägwellenbalken, oben begleitet von einem roten Stern.

Der Dreiberg ist das älteste Wappenelement und stammt von zwei Abendmahlskelchen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Er kann auf die Hügellandschaft des Napfrandgebiets anspielen. Später kamen aus verschiedenen Darstellungen auf Feuereimern der Schrägwellenbalken (Bach) und der Stern dazu. Das definitive Rot dieser Wappenelemente ist eine volksetymologische Anspielung auf den Ortsnamen.

Zwei Abendmahlskelche der Kirche Dürrenroth von 1576 und 1660¹ zeigen im Wappen einzig einen Dreiberg, der ältere Kelch einen Dreiberg in der Form von drei Eiern in der Schildmitte, der jüngere einen Dreiberg im Schildfuss. Auf einem Feuereimer aus dem Jahr 1776 entstand dann ein silbernes Schild mit schwarzem Dreiberg, schwarzem Bach und goldenem Stern. Eine Variante zeigte auf einem weitem Feuereimer im silbernen Schild

Bach und Dreiberg grün und den Stern gelb. Um 1836 entstand in der Kirche eine ovale Wappendarstellung in Stukkaturrahmen mit silbernem Schild und den drei goldenen Figuren Dreiberg, Bach und Stern. Ein heraldisch nicht erfahrener Glasmaler schuf 1892 eine Kirchenscheibe mit blauem Bach in rotem Feld, grünem Dreiberg und goldenem fünfstrahligem Stern. Diese farblich schlechte Darstellung wurde später von der Wappensammlung der Firma Kaffee-Hag² übernommen und vertrat die Gemeinde auch in einer Fahne an der Bundesfeier von 1941 in Schwyz.

Den ersten Anstoss zu genaueren Abklärungen gab 1920 eine Anfrage der Ostschweizer Fahnenfabrik Kurer + Cie aus Wil für eine Vereinsfahne. Die Firma erhielt vom Staatsarchiv irrtümlich zuerst ein Wappen von Dürrenast. Sie übernahm dann nach Rückfrage die bekannten Wappenelemente von Dürrenroth. 1945 stellte die bernische Wappenkommission in der Bestandsaufnahme fest, dass Briefkopf und Stempel der Gemeinde die Anordnung der Wappenelemente aus dem Kirchenfenster übernommen hatte, immerhin ohne Farbangabe. Aus der Wappensammlung «Mumenthaler»³ um 1780 war nun noch ein neues Dürrenrother Wappen aufgetaucht. Es zeigt in einem von Rot und Silber geteilten Schild einen naturalistischen Knorren (knorriges Stück eines Baumstammes) in gewechselten Farben. Dies könnte eine originelle bildliche Darstellung des Ortsnamens sein, der mit seinem -roth nach neuer Ortsnamenforschung eher auf eine Rodung als auf die Farbe Rot zurückgeht.

Die Kommission machte die Gemeinde auf das unheraldische Zusammenstossen von Rot, Blau, Grün und Gold in der Wappenscheibe der Kirche aufmerksam und legte drei eigene Verbesserungsvorschläge vor:

1. In Silber über einem grünen Dreiberg einen roten Wellenbalken, begleitet von zwei roten Sternen.
2. In Silber über einem roten Dreiberg ein roter Rechtsschrägwellenbalken, oben begleitet von einem roten Stern.
3. Den nichts tragenden Dreiberg weglassen und den roten Bach in Silber oben und unten je von einem roten Stern begleiten.

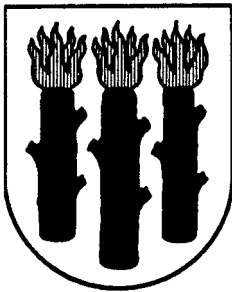
In diesem Wirrwarr von Farben und Vorschlägen beschloss der Gemeinderat in seiner Sitzung vom 23. 4. 1945 das folgende weitere Vorgehen: Wenn die Farbenzusammenstellung des bisherigen Wappens (Wappenscheibe in der Kirche) heraldisch nicht genüge, komme nur die Variante 2 der Vorschläge der Wappenkommission in Frage. Der Gemeindeschreiber erhielt Vollmacht, sich in diesem Sinn mit Bern zu verständigen. Gemeinde-

schreiber Steffen unterbreitete die Akten nun auch noch zwei Lehrern der Gemeinde. Lehrer Friedli fand in seinen Ermittlungen eine weitere Farbvariante auf einem Feuereimer von 1880 mit Silberschild, grünem Bach über grünem Dreieck und goldenem Stern. Er setzte sich aber doch neben mehreren eigenen Entwürfen für die Variante 2 der Wappenkommission ein. Der Gemeinderat hatte nun ernste Schwierigkeiten, sich zu entscheiden. Nach nochmaliger Rücksprache mit der Kommission in Bern gab er aber doch der Variante 2 endlich den Vorrang. Dieser Vorschlag wurde mit grossem Mehr an der Versammlung der Einwohnergemeinde vom 3. Oktober 1945 zum künftigen Gemeindewappen beschlossen.

¹ Abendmahlskelche Pfarrhaus Dürrenroth, heute noch in Gebrauch.

² Kaffee-Hag, VII, 238.

³ «Mumenthaler», S. 58.



WALTERSWIL

In Silber drei schwarze brennende Äste pfeilweis, oben mit roter Flamme.

Die drei Feuerbrände im Walterswiler Wappen erinnern an die älteste Form des Wappens der Freiherren von Brandis. Eine Urkunde aus dem Jahr 1139 belegt historische Beziehungen der Vorfahren der «Brandis» zu Teilen der Gemeinde

Walterswil. Möglicherweise hat auch ein lokaler Dienstadel in Walterswil das Wappenmotiv des bedeutenden Dynastengeschlechts aus Lützelflüh in leicht geänderter Form übernommen, das dann zum Gemeindewappen wurde.

Der Stifter des Klosters Trub, Thüring von Lützelflüh, schenkte in einer Urkunde aus dem Jahr 1139 dem Gotteshaus unter andern Gütern auch Höfe zu Schmidigen, Eschibach, Waltringen, Walterswil und Ursibach¹. Die «Brandis» wurden später die Nachfolger der «Lützelflühe». Das Siegel der Freiherren von Brandis² zeigte in seinen ältesten Formen der drei ersten Generationen in einem redenden Wappen drei waagrecht übereinanderliegende Brandfackeln, die sich bei den folgenden Generationen in eine einzige schräggestellte Fackel vereinfachten. In den beiden Auflagen der Stumpf-schen Schweizer Chronik³ taucht erstmals das Walterswiler Wappen mit drei

knorrigen aufrechtstehenden Feuerbränden im Wappenschild auf. Es wird dort einem Geschlecht des lokalen niedern Adels der Edlen von Walterswil zugeschrieben. Hugo und Rudolf von Walterswil werden im 13. und 14. Jahrhundert mehrmals als Zeugen urkundlich erwähnt⁴. Sie sind Dienstmannen der Grafen von Kiburg. Von Hugo von Walterswil ist indessen aus dem Jahr 1288 bekannt, dass er kein eigenes Siegel besass. Es ist daher kaum wahrscheinlich, dass dieser lokale Dienstadler als eigenständiger Wappenschöpfer in Frage kommt. Viel eher kann man annehmen, dass die Dienstmannen von Walterswil, wenn sie sich später doch ein Wappen zulegte, das Motiv von den mächtigen «Brandis» übernommen haben. Um Verwechslungen zu vermeiden, haben sie die drei brennenden Aeste in ihrem Schild dann senkrecht gestellt.

Die Wappensammlung «Mumenthaler»⁵ im bernischen Staatsarchiv zeigt zwei Walterswiler Wappen. Das eine enthält in Silber drei grüne senkrecht stehende und rot brennende Aeste. Das zweite enthält in Blau einen goldenen rechtsgerichteten Mond. Es hat sich ohne Zweifel durch eine Verwechslung mit dem Wappen von Waltenschwil im Kanton Aargau in die Sammlung «Mumenthaler» eingeschlichen, einem Wappen, das schon in der Stumpfischen Schweizer Chronik von 1586⁶ in den Aargau verwiesen wird.

1923 erkundigte sich Pfarrer von Rütte im Staatsarchiv nach dem Walterswiler Wappen für einen Gemeindestempel. Er berichtete nach Bern, in der Gemeinde sei keine Kenntnis von einem eigenen Wappen vorhanden, immerhin habe er an der «Tanne» in Trachselwald ein Walterswil zugeschriebenes Wappen mit drei braunen Brandfackeln auf weissem Grund festgestellt. Staatsarchivar G. Kurz empfahl in seiner ausführlichen Antwort vorerst, die drei Brandfackeln schwarz und nicht grün oder unheraldisch braun darzustellen, denn grüne Brände könnten leicht Anlass zu Neckereien geben. Dann begründete er ausführlich die Beziehungen der Freiherren von Brandis zu Teilen von Walterswil. Auf diese uralten Zusammenhänge dürfte es auch zurückgehen, dass Teile der Kirchgemeinden Walterswil und Ursenbach, die beide früher zur Landvogtei beziehungsweise Amt Wangen gehörten, bekanntlich unter dem Namen «Kleinemmental» der Landvogtei Trachselwald zugeteilt waren. Die Darlegungen des Staatsarchivs bewogen den Gemeinderat, schon am 3. März 1923 einen definitiven Beschluss über das Gemeindewappen in der heute gültigen Blasonierung zu fassen. 1930 stiftete die Kirchgemeinde Walterswil ein neues Chorfenster in ihre Kirche. Es enthält unten zwei kleine Walterswiler Wappen in richtigen Farben. Doch

sind die Aeste sehr dünn und klein, und der waagrechte Strich zwischen Flammen und Aesten sollte weggelassen werden.

- ¹ Holenweg Otto, Jahrbuch des Oberaargaus, 1971.
- ² Staatsarchiv Bern, Siegelsammlung, Siegel des Chuonradus I. de Brandis, 28. VI. 1250.
- ³ Stumpf, 1546, S. 229, und Stumpf, 1586, S. 501 B.
- ⁴ Käser Hans, Walterswil und Kleinemmental, Sumiswald, 1925, S. 12.
- ⁵ «Mumenthaler», S. 220.
- ⁶ Stumpf, 1586, S. 475 B.

Quellen und Literatur

- Berner Wappenkommission, Orientierung über die Bereinigung und Festlegung der Gemeindewappen und Richtlinien für deren Gebrauch, Bern, 1943.
- Brückner A. und B., Schweizer Fahnenbuch, St. Gallen, 1942.
- Flatt Karl H., Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau, Jahrbuch des Oberaargaus, Sonderband 1, 1969.
- Galbreath D. L., Handbüchlein der Heraldik, Spes-Verlag, Lausanne, 1930.
- Ganz Paul, Geschichte der heraldischen Kunst in der Schweiz im XII. und XIII. Jahrhundert, Frauenfeld, 1899.
- Hussmann Heinrich, Deutsche Wappenkunst, Insel-Verlag, Leipzig.
- Leonhard Walter, Das grosse Buch der Wappenkunst, Verlag Georg D. W. Callwey, München, 1976.
- Lerch Christian, Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern, Band I, Der Oberaargau, Verlag H. A. Bosch, Zollikon ZH, 1948.
- Lerch Christian, «Alpenhorn Kalender 1948», Druck und Verlag «Emmentaler-Blatt», Langnau.
- Meyer Bruno, Die Gemeindewappen des Kantons Thurgau, Frauenfeld, 1960.
- von Mülinen Albrecht, Schweizerisches Adels-Lexicon, Handschrift Bürgerbibliothek Bern, um 1760.
- von Mülinen Friedrich, Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern, Heft V, Der Oberaargau, Bern, 1890.
- Neubecker Ottfried/Rentzmann Wilhelm, Wappen-Bilder-Lexikon, Battenberg Verlag München, 1974.
- Plüss August, Die Freiherren von Grünenberg in Kleinburgund, Diss. phil., Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 1900.
- Schnyder Rudolf, Die Baukeramik und der mittelalterliche Backsteinbau des Zisterzienser Klosters St. Urban, Benteli-Verlag, Bern, 1958.
- von Sinner Johann Jakob, Bernisches Regionen- und Regimentsbuch, Handschrift Bürgerbibliothek Bern, angelegt um 1700—1750.
- Stettler Karl Ludwig, Historische Topographie des Kantons Bern, Handschrift in der Bürgerbibliothek Bern, 1839.
- Stettler Wilhelm, Wappenbuch, Handschrift in der Bürgerbibliothek Bern, um 1700.

- Suter Paul, Die Gemeindewappen des Kantons Baselland, Kantonale Drucksachen- und Materialzentrale, Liestal, 1952.
- Wappen der Schweiz» des Sammelbuches für Kaffee-Hag-Wappenmarken, II. Heft.
- Zesiger Alfred, Wappenkartothek nach Amtsbezirken, Staatsarchiv Bern.

Mehrfach gebrauchte Abkürzungen

GLS	Geographisches Lexikon der Schweiz, 7 Bände und 1 Supplement, Neuenburg, 1902—1910.
HBLS	Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, 7 Bände und 1 Supplement, Neuenburg, 1921—1934.
Kaffee-Hag	Kaffee-Hag, Die Wappen der Schweiz, 19 Hefte mit Wappenmarken der Stadt- und Dorfgemeinden.
«Mumenthaler»	Wappenbuch eines unbekannten Sammlers im Staatsarchiv Bern, angelegt um 1780. Vom Erben des Johann David Mumenthaler, Emil Geiser, dem Historiker Dr. Karl Geiser geschenkt, welcher den Band 1894 dem Staatsarchiv vermachte.
NTB	Neues Berner Taschenbuch, Bern, 1896. Enthält ein ca. 1750 entstandenes Fahnenlied «Ein Nagelneues Lied von den Fahnen und Farben des Teutschen Bärn-Gebieths. Im Thon: Wie das Läberbärg-Lied».
Schöpf	Schöpf Thomas, Chorographia Bernensis, 1577, 2 Bände, Staatsarchiv Bern.
Stumpf	Stumpf(f) Johann, Gemeiner loblicher Eydgnosschaft Stetten Landen und Völckern Chronicwürdige thaten beschreibung, 1. und 2. Auflage 1548 und 1586.

FRÜHE GEDICHTE VON J. R. MEYER

1883—1966

Zum 10. Todestag

Der Mutter im Grabe

Wenn ich Schmerzen trage,
tritt dein Bild vor mich,
wie du sonder Klage
littest bitterlich.

*

Starke, wunderbare Bande
Halten dich mit mir vereint,
Du im Grabe weisst, ich fühl es,
Wenn mein Herz sich freut, wenn's weint.

*

Nun liegt auf deinem Grab der erste Schnee,
Du fühlst die Kälte nicht.
Doch meinem Herzen tut sie weh,
Und deine Liebe wärmt es nicht.
Sonst sah ich heimlich dir ins Angesicht
Bei harter Kälte Qual,
Las Lieb und Sorge dir vom Angesicht,
Trug alles gerne noch einmal.
Und hoffte einst für dich ein Feuerlein,
Zu werden, dran du Herz und Hand
Dir wärmen könntest, — gelt den Schein,
Den fernen, hast du noch geahnt?

Zuweilen früher ...

Zuweilen früher gab's einen Tag,
Wo alle Welt im Glanze lag,
Und beim Erwachen hellen Schein
Sogen die leuchtenden Augen ein.
Es roch nach Blumen und Kuchen und Braten,
Da konnte das Morgengebetlein geraten.
Die Mutter hatte ein Märchen versprochen, —
— Und der Vater nach schweren Arbeitswochen
Hat heute frei den ganzen Tag;
Da geht er dann mit uns Buben zum Hag
Und schnitzt uns schön geringelte Stecken,
Setzt uns auf die Schultern und macht den Schecken
Und läuft, dieweil wir jauchzen, im Trab;
Doch plötzlich wirft er die Reiter ab.
Die Mutter — heut hat sie ein Stündchen Ruh —
Wir suchen ihr Blumen und singen dazu.
Und dann am Abend vor Schlafenszeit
Kommt die Geschichte. Ach wär's schon so weit!
— So lag man da in träumenden Sinnen,
Liess Licht und Glück in die Seele rinnen:
Zuweilen früher gab's einen Tag,
Wo alle Welt im Glanze lag.
— Jetzt ist der Mutter Mund verstummt
Und für die Märchen der Witz verdummt.
Doch mitten ins Grau und die Flimmerhelle
Bisweilen kommt eine leuchtende Welle
Vom Ufer der alten Märchenau,
Entschwindet wie ein Morgentau.
Dann sprech ich getröstet und traurig zugleich:
Wie bin ich arm, wie war ich reich.
— Zuweilen früher gab's einen Tag,
Wo alle Welt im Glanze lag.

«Und dann geh ich zu meiner Mutter hin
und grüsse sie und sag ihr meinen Traum.»
«Und sagst ihr deinen Traum? Tagtäglich?» — «Ja!»

Verwundert blickte mich der Knabe an,
dass ich so fragen konnte, als er schlicht
den Satz zum Titel «Vor dem Schulgang» schrieb.

Da trug auch ich einst meine Träume hin
und war beglückt, dass mir auf halbem Weg
das innigste Verstehn entgegenkam.

Doch früh erwachte töricht stolze Scham.
Ich zog mich scheu zurück. Die Mutter starb.
Und heut hab ich, der Lehrer, dumm gefragt.

Ein ca. 1908 begonnenes Gedicht, aus der
Schulpraxis 1957 *rasch* «ergänzt».

Herbstnacht

Fern erstirbt ein heisres Bellen,
Fern zerfließt ein kaltes Licht.
Fern und nahe Wunderquellen
Sprudeln, aber rauschen nicht.

Frierend aus den Nebelschwaden
Ragt der Berge dunkler Bau.
Und die Sterne fröstelnd baden
Droben sich im Wolkentau.

Heimliches Entrinnen gleitet,
Sonnengut entflattert leis.
Drohendes Beginnen schreitet
Her auf unsichtbarem Gleis.

Schmiege in meinen Arm dich fester!
Mag nun alles untergehn,
Bleibt der Sonnentage bester,
Unsre Liebe doch bestehn.

Geärgertes Glück

Das sind die andern, die das Glück besucht:
Mir macht das Fräulein leider nicht Visite.
Und ist doch sonst von ziemlich lockrer Sitte,
Das, denk ich mir, nicht alles tagebucht.

Nur einmal war's — Die Stunde sei verflucht!
Treppauf da quollen feine rasche Schritte.
Jetzt klopft's. Doch ich, ich warte mit dem «Bitte».
— Und 's war das Glück — und mich hat es gesucht.

Ich fand dann nachher draussen seine Karte:
Bedaure, dass Sie nicht zu sprechen waren
Und glaubten, dass ich einem Reime warte.
Das war vor langen schwerverflossnen Jahren,
Und ob sich Reim zu Reim die Menge packte:
Des Glückes Aerger hab ich nun erfahren.

Schlaflose Nacht

Die Schmerzen rasen durch die Glieder,
So dumpf, so schwer liegts im Gehirn.
Des Schlafes Labe flieht die Lider,
Der kalte Schweiss quillt aus der Stirn.

Es schlägt. — Wie spät? — Ich horche zählend,
— O fürchterlicher Zeitvertreib:
Die Last der Stunden wälzt sich quälend
Hin über den gequälten Leib.

's ist Mitternacht! Ich murr und schelte
Mich selbst doch ob der Ungeduld.
O dass doch nur ein Strahl erhellte
Die Nacht, ein Strahl von Gottes Huld!

Horch! Wieder schlägts! Wills doch nun tagen?
Aus wirren Träumen schreckts mich jäh.
— Die andre Dorfuhre hat geschlagen:
's ist Mitternacht! O weh, o weh!

Der fremde Reiter

Ein Knabe ging zum finstern Tann
Nach Reisig für den kalten Herd.
Da kommt ein fremder Reitersmann:
«Halt, Junge, mir das Pferd.

Ich hab Geschäfte in der Näh.
Trag Sorge mir zum braven Gaul.
Ich bin, wenn ich dich wacker seh,
Im Löhnen auch nicht faul.»

Und bei der düstern Stimme Ton
Verstumte jäh der Vogelsang.
Der Fremde klapperte davon.
Wie war dem Knaben bang.

«Zu Haus, mein krankes Mütterlein
Muss frieren in dem kalten Raum.
Ich muss des Rosses Hüter sein,
Das Holz bleibt unterm Baum.

Wie ist des Pferdes Atem kalt,
Wie ist der finstre Wald so still:
O fremder Reiter komm doch bald,
Weil ich zur Mutter will.

Ich kauf ihr fürs versprochne Geld
Dann Fleisch und roten Wein zur Stund.
Dann aber, liebe Mutter, gelt,
Dann wirst du mir gesund.

Wie gehts jetzt ächzend durch den Wald,
Und in den Lüften pfeift es schrill.
O fremder Reiter, komm doch bald,
Weil ich zur Mutter will.»

Und plötzlich stand der Fremde da:
«Hier Junge, nimm dir deinen Lohn.
Es währte lang. Das Weiblein sah
Stetsfort noch nach dem Sohn.»

Dem Knaben sinkt der liebe Mut,
Als er des Reiters Hand berührt:
Nur Knochen, ohne Fleisch und Blut.
«Nimm, nimm, nur nicht geziert!»

Der Reiter stieg aufs fahle Ross
Und klappernd ging es querfeldein.
Der arme, arme Knabe schoss
Nach Haus zum Mütterlein.

«O Mutter, liebe Mutter sieh,
Mir gab ein fremder Reiter Geld.
Nun darfst du nie mehr frieren mir
Und hungern auf der Welt.»

Wie schweigt der liebe Mund so fremd.
Nun wein dir deine Aeuglein rot,
Kauf Knabe ihr das Totenhemd:
Das war der Reiter Tod.

Die alten Schweizer

Die alten Schweizer hatten
die Bohnen ohne Speck nicht gern.
Lag keiner auf den Platten,
sie griffen flugs zum Morgenstern.

Sie packten die Halparten
und zogen durch den tiefen Rhein
und lenkten ihre Fahrten
oft tief ins welsche Land hinein.

Da gabs die feinsten Hammen
und Wein voll Feuer weiss und rot.
Doch oft auch tiefe Schrammen,
und mancher ass und trank sich tot.

Jedandrer aber prangte
im bunten Rocke statt im Zwiſch,
bis es ihn plötzlich plangte
nach einer ſauren Ankenmilch.

Da ſprach er tief ergriffen:
Jetzt desertier ich halt beim Eid —
— O weh, die Kugeln pfiſſen
und eine Mutter kommt in tiefes Leid.
um 1910

Wir aber!

Wir eſſen und ſcherzen und legen
Des Abends uns ruhig zu Bett
Und genießen des Himmels Segen
Und werden dick und fett.

Und mit den üblichen Klagen
Verdauen wir unſer Weh
Und löſen Menſchheitsfragen
In Gala und Negligée.

Inzwiſchen zuckt ein biſſchen
Die Erde vor Uebermut —
Da klappt ein Höllenriſſchen,
Da lodert ſengende Glut.

Ein ganzes Volk geht unter,
Verſchonte flehn um den Tod.
Wir aber danken munter
Dem Herrgott fürs tägliche Brot.

Vor 1910? Messina??

Aus: Sondernummer 1968 der «Langenthaler Heimatblätter».
Gedenkschrift für den Langenthaler Lehrer, den Forſcher und Dichter.

SAGEN AUS DEM OBERAARGAU

KARL STETTLER

Richard Weiss definiert in seiner «Volkskunde der Schweiz» die Sage als «Bericht über Tatsachen oder Erlebnisse, welche mit dem modernen naturwissenschaftlich oder kirchlich begründeten Weltbild nicht im Einklang stehen. Die echte Sage hat im Gegensatz zum Märchen nicht den Zweck zu unterhalten; sie will auch meistens nicht nur berichten und mitteilen, sondern erklären, belehren und überzeugen. Sie fordert also Glauben.»

Und Melchior Sooder formuliert das Wesen der Sage: «Das Ereignis, von dem die Sage erzählt, enthält im Verlaufe des Geschehens eine Erscheinung, die sich für den Menschen nicht in den gewöhnlichen Gang des Ereignisses einreihen liess und die ihm ein Rätsel war. Aber der Mensch suchte vom Ergebnis auf die Ursache zu kommen, und er fand die Lösung mit der Erkenntnis, die ihm seine Zeit bot. Und gerade in der Art, wie der Mensch das Rätsel löst, das im Ereignis erscheint, liegt der eigentliche Wert der Sage in dem Glauben, auf den sie sich stützt.»

Sagen bilden also gewichtige Teile innerhalb der Erzählstoffe des Volkes, die in die Urgründe und Abgründe menschlichen Denkens und Glaubens hineinleuchten und somit für Volkskunde und Heimatkunde wesentliche Aufschlüsse bieten können.

Deshalb möchten wir im Jahrbuch in verschiedenen Folgen Sagengut aus dem Oberaargau zu Worte kommen lassen. Einerseits hilft uns dabei das eindeutige Bestreben der Sage nach lokaler und zeitlicher Fixierung, nach Einmaligkeit und Einzigartigkeit. Andererseits ist nicht zu übersehen, dass viele Sagen nach ihrer Motivierung internationales Wandergut in sich tragen.

Es ist uns ein besonderes Anliegen, in einer ersten Sagen-Sendung den grossen Kenner uralten Volkstums, Melchior Sooder aus Rohrbach (Vergl. Jahrbuch 1964: Melchior Sooder, Lehrer, Rohrbach, 1885—1955), als ersten zu uns sprechen zu lassen. In seinem vorbildlichen Bändchen «Sagen aus Rohrbach», 1929 herausgegeben, hat er in seiner gründlichen getreuen Art

Stoffe gesammelt, die sonst für immer verloren gegangen wären. Wir greifen für diesmal das *Motiv der wilden Jagd und des wilden Jägers* heraus.

Einige Anmerkungen von Melchior Sooder zum Thema mögen den Sagen vorausgeschickt werden.

«Der Glaube an die Toten im Wind entspringt doch aber im wesentlichen dem Erlebnis des Sturmes. Als aussergewöhnliches Ereignis übt es auf das Fühlen und Denken des Menschen einen überwältigenden Eindruck aus. Wie das Unwetter herankommt! Peitschend fällt der Regen nieder. Wie die Bäume sich biegen! Wie es tost und heult! Das ist kein gewöhnlicher Sturm. Da heulen Hunde, schreien und toben Menschen! In den jagenden Nebelfetzen sieht er sie dahinfahren, allerlei Getier, tiergestaltige Tote und menschliche Leiber. Das Heer der Seelen, das im Winde dahinbraust, ist die wilde Jagd.» —

«In der Regel tritt die wilde Jagd zu allen Jahreszeiten auf; aber einzelne Erzählungen weisen auch bei uns auf eine bestimmte Zeit hin, auf die ‚kurzen Tage‘ zwischen ‚Weihnachten und Neujahr‘. Das ist kein Zufall. Vielfach nennen deutsche Sagen die zwölf langen Nächte, ‚die Zwölften‘, zwischen Weihnachten und Dreikönigstag als die Zeit des Auftretens der wilden Jagd. Im Glauben klingen noch alte Erinnerungen an die Wintersonnenwende an; die Sonne hat ihren tiefsten Stand erreicht, ihre schaffende Kraft droht bösen Gewalten zu erliegen. In den langen Nächten treiben finstere Dämonen ihr Unwesen; Scharen von Geistern brausen in wütendem Sturm über die winterliche Erde hin.» —

«Aus dem Heer der Seelen löste sich, entsprechend irdischen Verhältnissen, eine Einzelgestalt ab; ein Anführer, der wilde Jäger, der Dürst, ein Reiter auf weissem Pferde.» — «Aehnlich wie vom ‚Süidürscht‘ erzählt man vom ‚Hungsdürscht‘ oder vom ‚Vogeldürscht‘.

«Wahrscheinlich trat die wilde Schar, das Heer der Seelen, die Toten im Wind, im Glauben der germanischen Völker zuerst auf. Der Führer der Schar war Wode, dem ähnlich wie heute nur die Eigenschaften eines Dämons zukamen. Aber die Entwicklung schritt weiter. Wode löste sich ganz vom wilden Heere ab und gelangte, allmählich Ziu, den alten Lichtgott verdrängend, der noch in unserem ‚Zischtig‘ fortlebt, als Wodan an die Spitze der Götter. So brächte Wodans Aufstieg die psychologische Entwicklungsreihe Seele—Geist—Dämon—Gott mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck. Die Geschichten aber, die heute vom wilden Jäger erzählt werden, zeigen

nicht Züge, die einem Gotte zukommen; sie kennzeichnen das Wesen eines Dämons, der im Winde daherbraust, den Spötter furchtbar bestraft und keine Zeugen seines Treibens haben will.»

«Auch mit den Sagen von Zwingherren tritt die Sage von den Toten im Wind in Verbindung.» —

Die wildi Jagd

Aes isch i de churze Tage gsi, zwüsche Wiehnecht u Neujohr. Du isch es bi dr Altburg ufgange. Wie ne Chuppele Jaghüng isch es derhär cho un über mi ubere. Z'Sossau si d'Lüt voruse cho u hei zueglost. Wie ne Chut isch es em Guger no, gägem Stieregässli zue, düre Schintersgraben uf, uehe, i 's Bantli un i graue Stei.

Dr wild Jeger

Früehet het me gäng dr wild Jeger ghört, wie-n-er vo dr Altburg übere Chaserebärg gäge Chaschteler zue het gjagt. Mi het's im Wald ghöre ruschen u tose; d'Hüng hei brüelet; 's het ghornet u gschosse. Druface het gäng 's Wätter gänderet. 's chönnt mer'sch niemer näh, dass ig als Ching d'Hüng au ha ghöre brüele.

Vom wisse Ritter im Längwäg

Düre Längwäg uf sprängt mängischt nächtlischerwis e Ritter uf eme wisse Ross. Er chunt vom Galgelöli nohe u geiht bis zum Dorniggütsch. Scho mänglich isch er z'Nacht ebcho.

Dr Süidürscht

Mi Elter u en angere Fischer hei einisch i de Matte niede gfischtet. Ungereinischt ghöre sie hoch oben i dr Luft es Gchutt u es Grochel, wie wen e More mit ere Chuppele Färli dür d'Luft flügti. Demo het's afo feischterle u dönnnerle. Aber uf eismol het's gränet u gschüttet, was het abe möge. Das isch aber niemer andersch gsi, weder dr Süidürscht, wo so dür d'Luft isch cho.

Wie dr Dürscht brüelet

Dr Dürscht het me früher gäng ghört, äs het i dr Luft afo schreije, nid wie ne Chutz u doch öppis ähnligs.

Hesch ghulfe jage ...

J 's Sigerische Hus, het dr Grossätti erzellt, si zwüsche Wiehnecht u Neujohr ihrere es Chüppeli zsämecho; dr Rabijoggi, es arms Taunermannli wär emel au derbi gsi, dr Hänslijoggi, e Wäber us em Rubeli, u so söttig. Dr ganz Obe düre hei sie gspielt. Ohni Ufhöre hei sie uf e waggelige Tisch gchnodet. Wo wieder einisch es Mol isch düre gsi, hei sie ufgha u si voruse. Im glichen Augeblick het's afo tose; ab de Decher si Schingle gfloge, u vo de Bäume het's Escht abdräiht. Dr Süidürscht isch ob ne düre. Do cheut er ech danke: das het e Schrecke gä. Sie si i d'Stube gsprunge u hei si chum dörfe verrüehre. Umen eine het si nid vo dr Forcht lo ubernäh; dä isch bliebe stoh u het em Dürscht gspottet u brüelet, was zum Hals use möge het. Derno isch er zu den angere i d'Stube, het glachet u isch zum Tisch go ge hocke. Die angere si bleich u verschmeiet do gsi. Plötzlich geht d'Türen uf; öpper bänglet es Bei ihe u rüeft:

«Hescht ghulfe jage,
Chascht au hälfe gnage.»

Im Augeblick gheist dä, wo het gspottet gha, vom Vorstuehl uf e Boden use un isch e Lich gsi. Jo, wäger.

Vom Hungsdürscht und vom Vogeldürscht

Aes git aber au e Hungsdürscht un e Vogeldürscht. Einisch bin i z'mitts i dr Nacht uber e Chaserebärg gäge dr Altburg glüffe. Do hei d'Vögel pfiffe u gliedet; äs het mi düecht, äs sott uf eme-n-iedere Zweigli eis hocke. Aes isch e häli Freud gsi, wie sie gsunge hei.

Uf dr Chaltenegg

Mi Schweschter isch im Vernachte uf em Heiwäg gsi. Sie isch vom Chabisbärg här cho u het gäge Flückige welle. Alls isch still gsi. Aber du isch es eismols derhar cho; i dr Luft het's brüelet, chischterig u uheimelig. So isch es über e Hoger ewägg. I churzem isch umen alls still gsi. Sie het gäng bhaup-
tet, sälb Rung sig die wildi Jagd ob ere düre.

Dr Vogeldürscht ob em Schmiedwald

Einisch het dr Bammert im Schmiedwald dr Vogeldürscht ghört; du het er ufgluegt u gseht ne i dr Luft kreise.

Die wildi Jagd im Fuhrebärg

Im Fuhrebärg isch es albe nid sufer gsi. We's isch Vollmond gsi, isch e Jagd düre. Einisch isch dr alt Hani bim Vollmond vo Madiswil hei. Im Fuhrebärg het er d'Jagd ghört. Sie isch nöher cho u gäng wie nöher. Aber dr Hani isch zueglüffe. Ungereinisch si d'Jaghüng do gsi. Aer het kei Schritt meh chönne tue u kes Glied meh verrüehre. Ersch nome Rung het er ume witer chönne. Vo denn ewägg si sie vo dr Gmeinweid nie meh bim Vollmond düre Fuhrebärg ab.

I dr Lohäule

I glaube süscht nid a Geischter u söttigs Züg. Das isch doch alls nüt. Ume die, wo si gäng förchte, gseh öppis. Aber einischt han i doch öppis erläbt, wo mer z'dänke het Gä.

Aes isch i de churze Tage gsi. Du bin ig i d'Lohäule go holze. Aes isch rächt chalt gsi, u wen i nid hie u do es Gleseli hätt chönne näh, i wär mi armi türi erfrore. Z'Obe het's gli afo feischtere. I ha's Wärchgschir zsäme to u ha hei welle. Eismols ghören i bas hinge Bäum schlo u Holz schleipfe. Aes het mi wunger gno, war das möcht si, sövli spät. I bi süferli hingere. Aber i ha nüt Verdächtigs gmerkt u ha mi ume uf e Heiwäg gmacht. Aber vor bi dr

Altburg ghören i's ume. I gangen ume hingere; aber i ha widerume nüt gseh u nüt ghört. Aber eso isch es emel drü Mol gange. Drufabe bin i hei. Aber zmorndrischt, gäll Lisebethli, han i ganz e gschwullne Chopf gha; es paar Tag han i müesse ligge, bis es mer ganz het besseret gha.

Die wildi Jagd bi dr Altburg

E Bammert het zur Unzit i dr Lohäule ghöre Bäum schlo u Holz schleipfe. Aer isch hingere; aber do isch alls still gsi, u gseh het er au nüt. Drum isch er zrugg u het gmeint, är heig nid rächt ghört.

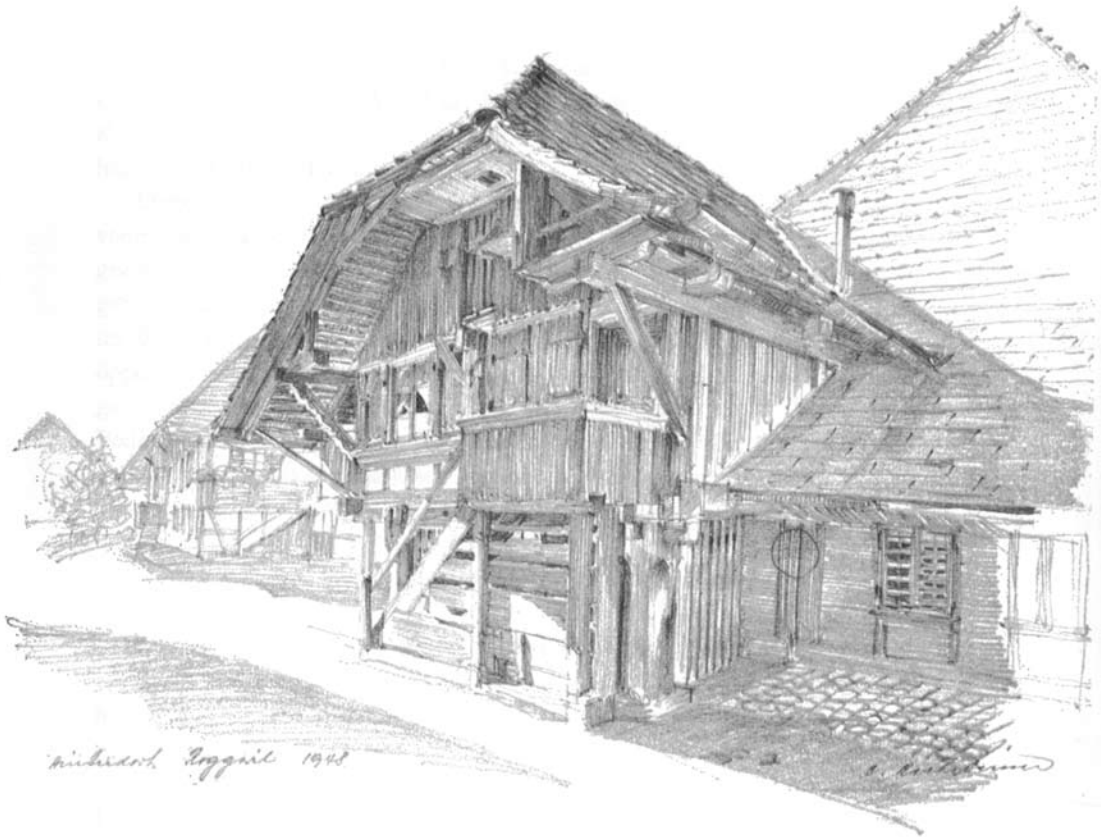
Aber wie-n-er am Waldrand steiht, ghört er's ume, ganz dütlig. Du isch er ume hingere, süferli, ass ne niemer ghör u gseih. Aber eismols isch ihm dr Dumen i d'Hang gfallte; jetz het er gmerkt, was los isch. I dr Luft het es toset, äs isch e Grus gsi. D'Bueche u d'Tanne het's nume so ghudlet. Usem Chutten use hei Hüng brüelet. E Stimm het grüeft: «Ho, de, de, de, dedede!» U eine het ihm mit eme Chnütteli uf d'Backe ghoue. Ganz erschlagen isch er heicho. Zmornderisch het er e Chopf gha wie-n-es Mäss. Mänge Tag het er müesse ligge.

Drei Schritt ab Wäg!

Mi Vater ischt z'Mittinacht hei. Aer ischt scho obehär dr Walkibrügg gsi. Du ghört er e Stimm: «Drei Schritt ab Wäg.» Aer ischt uf d'Site, u öppis wie-n-es Chleid het ne liecht uf der Site gstreipft. Gseh het er nüt. D'Lüt hei drum gseit, do chöm mängisch es Meitschi derhar; äs sig ganz büürsch agleit.

Die schwarzi Gutsche

En Amtsrichter isch z'Nacht vo Langete gäge hei glüffe. Hinger ihm isch e Gutsche cho z'fahre. Es schwarzes Ross isch dervor gsi. Du isch er uf d'Site gange, u wo's ne düecht het, sie sötte nohe si, bleibt er stoh u luegt hingere. Du gseht er, wie die Gutsche im Hui gäg em Galgelöli uehefahrt u alli Gredi dür Aecher u Matte nimmt, wo weder Stross no Wäg isch.



Zeichnung Carl Rechsteiner

Vo dr Schlossschür

Z'Dietel ungerem Wald isch es Hus; mi seit ihm d'Schür. Vo do us geiht es Hohlwägli düre Wald uf. De chunnt men uf d'Höhi. Do isch vor alte Zite es Schloss gstange, u d'Schür, wo derzue het ghört, isch do gsi, wo hüt das Hus steiht, däm me d'Schür seit.

Denn, wo-n-i no z'Dietel gsi bi, si i dr Schür drei Brüeder gsi. Eine vonne isch Bammert gsi. Da het mer erzellt, i strube Nächte heig er mängisch ghört, wie dür dä Hohlwäg e Gutsche fahri; äs heig grasslet u gchlepft, u de sig es cho u bi ihrem Hus über d'Ifahrt ihe. Einischt sig er im Wald gsi, dert wo das Schloss gstange sig; äs sig z'mitts über Tag gsi, öppe am zwölfi. Kes Lüftli sig gange. Sälb Rung sige no gross Tanne do gsi. Eismols heig's i de Dolder afo rusche; öppis ghei vo re Tanne uf e Boden abe. Das heig prezis eso gmacht, wie wenn e Riter mit Schwärt u Panzer am Bode tät ufschlo. Gseh heig er nüt.

Im Chaser

Z'Wyssbech, im Chaser hinge, isch es Schloss gsi. Aber mi gseht weni me dervo. Einisch het e Ma do hinge gholzet. Du isch er müed worde. Aer het si i d'Heuberistüdeli gleit, für zleue. Gli druf isch er siner sälber nümme Meischter gsi u het afo schlofe. Du heig er Sache gseh vürecho. Nüt u niemere heig er dervo welle säge. Aer sig ganz en eigete worde. D'Sach heig er gmacht wie gäng, aber nüt meh glachet u sälte meh weder es Wörteli mit öpperem gredt.

Bim Biberhoger

Dr Biberhoger isch z'Wyssbech äne. We me vom vordere Biber düruehe lauft, so geiht's süferli bärguf u de chunnt me gli i Tannwald. Do isch es chlis Chnübeli, u die alte Lüt hei gseit, do sig vor Ziten e Burg gsi.

Vor Johren isch e Bur im vordere Biber gsi; dä het dr Chnächt gheisse, i Biberhoger go rüte. Aes isch zwüsche de Wärbet gsi. Dr Chnächt het waneli uf Rücke gha. Du seit dr Bur, jetz chömm er de einisch cho luege, was afe gange sig. Jetz isch d'Chappe lätz, dänkt dr Chnächt. Aer het dr Sach welle vorcho un isch z'Nacht hingere. Rächt ärschtig isch er drahi; är isch si reuig gsi u het welle guet mache. Aber är isch müed worde; leue müess er,

het er dänkt, umen es Rüngli, hocket ab u streckt si e chli. — Aes geiht nid lang, du ghört er Hüng brüele. Ross hei trablet. Düre Hunzen uehe isch e Schese cho wie ne Staatswage. Vier Ross si dervor gsi. Vora u hingernohe si Bigleiter cho uf vürnähme Rosse. Das het e gruslige Lärme gä. Dr ganz Zug isch vüre bis zum Strössli, wo vo Madiswil uehe chunnt. Derno isch es zrugg, u eismols isch es gsi wie abgwünscht.

Dr Willading

Aes isch allwäg lang sider, do isch uf em Schloss z'Thunstette e Her gsi; Willading het er gheisse. Das isch ganz e wüeschte gsi mit de Lüte; die hei ne gschoche u sin ihm gfloh, u so wit er het möge gcho, het er alls ploget u drangseliert.

Z'Bützberg niede het er Land gha; das isch äi Rung ganz unger Wasser gsi; mi seit de Matte dert no hütigstags dr Riedsee. Du het er e Grabe lo mache, dr Riedseegrave, gäge Schörlishüsere abe, für em Wasser chönnen en Ablauf z'gä. D'Lüt hei ihm müesse Frondienste tue, gäb wie 's ne vor dr Arbeit gruset het. Aber dr Willading het e herte Chopf gha, u was isch dinne gsi, het müesse düregsetzt si. We bis denn u denn, so het er wüescht to u gschwore, dr Grabe nid fertig sig, so soll ne's Donnerwätter erschieesse. Aber dr Grabe isch bis zu der Zit, wo de Willading gseit het, nid fertig worde; es isch länger gange, weder dr Her gmeint het. — Drufache het dr Willading nümme rächt vo deheime furt dörfe, we's a angerem Wätter umegmacht het. Nume bi schönem het er's gwogt furtzgoh.

Einisch isch e schöne Tag ime Wärch inne gsi; dr Himmel isch blau gsi, u wit u breit e kes Wülchli. Du het er lo saddle un isch mit de Hünge furt, für go z'jage. D'Lüt, wo-n-ihm hei nohgluegt, hei gseh, wie-n-er z'dürab isch gäge de drei Linge, wo a dr Stross stöh, we me vo Bützberg gäge Langete geiht. Aber du isch am heiterblaue Himmel es Wülchli cho z'rite; im Hangumdräihe isch es bi der Linge gsi; e Blitz u ne Schlag, u dr Willading isch e Lich gsi!

Sider chunnt, we's strubusset u strüberet, dr Willading. D'Ammarei, die isch scho äi Rung, wo's mer's erzellt het, es alts Fraueli gsi u sider scho lang gestorbe, die het nen einisch gseh, wie-n-er i dr Längmatt düren isch. Ruch isch er derharcho; Hüng hei brüelet; i dr Luft het's g'jagt, u dr Willading het de Hünge grüeft u se ghetzt. Aber das isch verbi, wie ne Chutt, im Auge-

blick; druf isch alles still worde, u nume no im Gras het me dr Streife gseh, wo-n-er düren isch.

Einisch si Ching i Buregrot go ge beere. Uf 's Mol si sie cho heizspringe u hei gseit, im Wald sig e Riter uf eme drübeinige Schimel düregsprängt. Das isch dr Willading gsi.

Vom Schloss z'Thunstette geht en ungerirdische Gang bis i d'Längmatt abe; en angere geht i d'Chilen übere zum Taufstei; do lit e Platte, u drunger isch e Stäge, wo zu däm Gang abegeiht. Die Gang heig dr Willading lo mache.

*

Einisch amen Obe isch es gsi. Dr Vater u mir Burscht si grad vom Mäihe heicho gsi u si no vor em Hus gstange. Do isch es cho, 'sWälschland ab, es het gchuttet u gchroset. I bi gleitig hinger ne Baum, wo näbem Hus gstan-gen isch. Vom Landvogt u vom Ross han i nüt gseh, aber d'Hüng ganz guet, schwarz- u gälbgfläcketi. Jo, im Wärch inne, do het me gwüsst, das 's Wätter tuet umschlo un isch nid go mäihe!

*

I ha au scho vom Willading ghört, vom alte Chüeffe, wo gestorben isch. Dä het gseit, är sig einisch, wo-n-er no chlin gsi isch, mit dr Muetter i Wald go Holz reiche. D'Muetter heig ufglade. Do säg er zuere: «Muetter, gsesch dert da Ma uf em wisse Rössli?» Du heig d'Muetter dr Chare lo stoh u sig ne go näh u was gisch was hesch mit ihm gäge hei zue.

D'Bisighere

«Aes git schön Wätter; d'Here gö gäge dr Bisig ubere», het's früher gheisse, we's Gwülch gäge dr Bisig ubere gritten isch.

Het de albe dr Luft gchert, so het's gheisse: «'s wott ändere; d'Here chöme widerume hei. 's git angähnds schlächt Wätter.»

Sicher ist leider Vieles aus dem reichen Sagengut des Obaraargaus im Laufe der Zeit unwiederbringlich verloren gegangen. Für die Volkskunde unserer Gegend wäre es von unschätzbarem Wert, zu retten, was noch vorhanden ist. Deshalb bitten wir alle, denen noch etwas «chündts» ist, uns Beiträge zu unserer Sagensammlung zukommen zu lassen. Besten Dank!

PROFESSOR ERNST FRAUCHIGER

1903—1975

CHARLOTTE FRAUCHIGER-REYHER

Im Berner Heimatbuch von J. R. Meyer über Langenthal steht auf der ersten Seite der Ausspruch von Angelus Silesius:

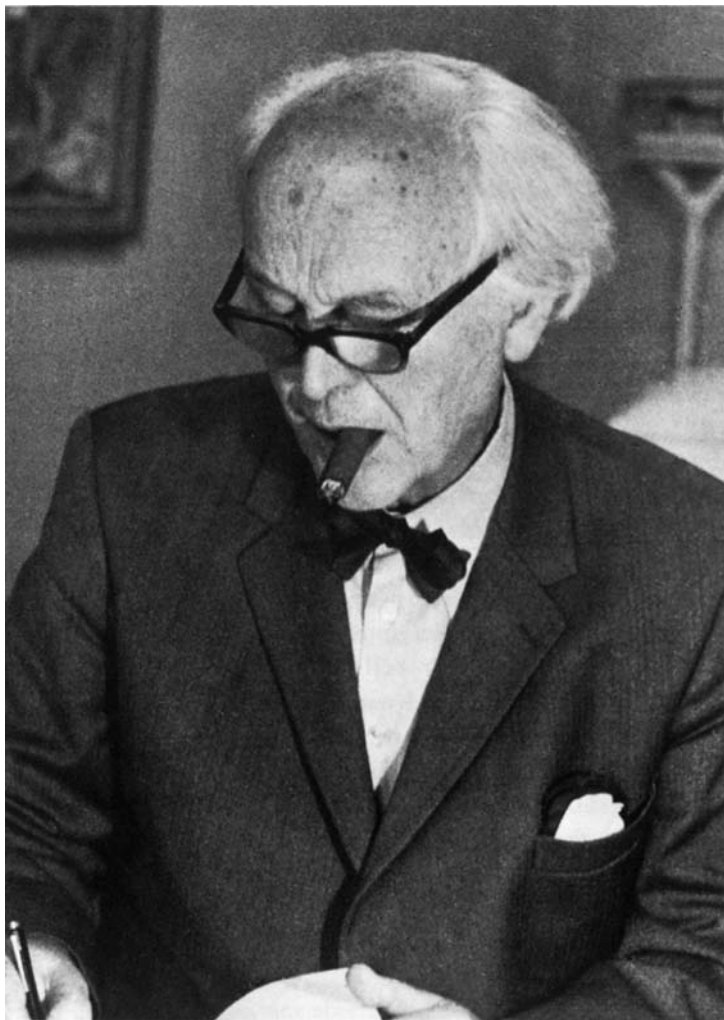
«In jedem ruht ein Bild des, was er werden soll.
Bevor er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.»

Diesen Spruch kann man gut an den Beginn einer Betrachtung über den einstigen Langenthaler Bürger, Arzt und Forscher *Ernst Frauchiger* setzen.

Zu Beginn meiner Ehe mit ihm sagte mir seine Mutter, Frau Anna Frauchiger, einmal, dass mein Mann trotz seiner grossen, kräftigen Erscheinung als Kind häufig krank war. Wenn sie dann den Arzt zu ihm rufen musste, äusserte der kleine Patient: «Wenn ich einmal gross bin, werde ich auch Arzt, um den Menschen zu helfen.» Das Bild ruhte wahrscheinlich schon in ihm.

Doch auch die Landschaft prägt den Menschen. Wenn man dann im oben genannten Buch weiterliest: «Dass Langenthal im Oderaargau schon seit 861 datiert, dass in der Bevölkerung der frühesten Marca keltische, römische, burgundische Elemente neben den alemannischen weiterleben, ist anzunehmen», gibt das zum Nachdenken Anlass. Um sich über die Frühzeit von «Marca Langatun» zu unterrichten, besuche man die Langenthaler Heimatsube.

Beweist es nicht auch, dass das in ihm ruhende Bild schon den Schüler Ernst Frauchiger zeichnete, da doch sein Lehrer, J. R. Meyer, ihm die Vorbereitung für das Gymnasium ermöglichte? Obwohl aus einfachen Verhältnissen stammend, fand so eine Begabung ihren Weg. Am Gymnasium Burgdorf bestand der Jüngling glanzvoll die Maturität. An den Universitäten von Genf, Rom und Wien absolvierte er mit grossem Einsatz das



Prof. Ernst Frauchiger
1903 — 1975

Medizinstudium und bestand an der Universität Zürich das medizinische Staatsexamen.

Am Langenthaler Bezirksspital und später in Zürich bei Prof. O. Veraguth konnte er seine ersten ärztlichen Hilfeleistungen erproben. Daneben erwuchs aber schon der Wunsch nach Weiterbildung und wissenschaftlicher Forschung, die er dann am veterinärmedizinischen Institut in Zürich durch die Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit seinem Lehrer Prof. E. Ackerknecht errang. Die Dankbarkeit diesem Lehrer gegenüber war gross. Schon im Jahre 1933 erwarb der junge Arzt die Habilitation als Privatdozent für Vergleichende Neurologie.

Es war die Zeit unserer Bekanntschaft (1. Mai 1933), da ich ebenfalls in Zürich, am Konservatorium, studierte. Unsere Trauung fand in der Lenk durch den Studienfreund meines Mannes und dortigen Pfarrers Alexander Daeppen statt. Der Trauspruch war: «Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt.» Auf den Weg wurde uns die Mahnung mitgegeben: «Ihr beide seid vom Schicksal durch die Gaben, die ihr mitbekommen habt, begünstigt. Das verpflichtet euch aber auch, diese Gaben zum Nutzen der Mitmenschen zu gebrauchen.»

Wir wussten also, was wir in Zukunft zu tun hatten, und ich muss hier erwähnen, dass es mir in den ersten Ehe- und Praxisjahren immer wieder tiefen Eindruck machte, dass ich meinen Mann nie murren hörte, wenn er selbst nachts aus tiefem Schlaf zu seinen Patienten gerufen wurde. Er war Arzt aus Berufung. Die folgenden Zeilen stammen aus dem Nekrolog des Herrn Pfarrer Ernst Luder. «Die Ehe wurde zur tiefen Lebensgemeinschaft von zwei Menschen, zu einer prächtigen Zusammenarbeit in wissenschaftlicher, praktisch-ärztlicher, künstlerisch-schöpferischer Tätigkeit, zu einem Sich-Finden im Geist, in der Wahrheit, in der Liebe. Darin liegen Werte, die Gültigkeit über den Tod hinaus haben, die zur Substanz des Menschseins gehören.»

Neben der Praxis waren uns aber auch kulturelle Anliegen von Belang. Professor E. Frauchiger wurde Mitglied der literarisch-dramatischen Gesellschaft in Langenthal und konnte für deren Veranstaltungen mitberaten helfen, während es mir gelang, jahrelang die Aeschbacher-Konzerte zu arrangieren, infolge meiner alten Konservatoriums-Freundschaft mit der Aeschbacher-Familie.

Ferienreisen an ausländische Forschungsinstitute, Besuche der anthroposophischen Gesellschaft in Dornach, Zusammentreffen mit in- und ausländischen

dischen Gelehrten, alles wurde durch den unermüdlichen Geist Ernst Frauchigers geprüft. Nie hat er sich einer Geistesrichtung rückhaltlos verschrieben, doch mit klugem Sinn deren Werte erkannt und in sein eigenes Weltbild aufgenommen, zur Vollendung seiner eigenen Form.

1948 wurde aus wissenschaftlichen Gründen die Uebersiedlung nach Bern notwendig. Die ärztliche Praxis in Bern wuchs rasch, doch stets waren es viele Patienten aus der früheren Oberaargauer Zeit, die nach Bern kamen, um den ihnen vertrauten Arzt zu konsultieren. So blieb seine Verbundenheit mit der alten Heimat immer wach, und neben der eigentlichen Konsultation wurden stets Erinnerungen aus Langenthal oder Neuigkeiten von dort rege diskutiert. Dort waren die Freunde der Jugend, deren Schicksal auch den Arzt in Bern noch interessierte. Unvergessen blieb auch, was diese Freunde einst, als es um die Fortsetzung der damals schon begonnenen wissenschaftlichen Arbeit ging, in finanzieller Hinsicht für sein Werk taten. So wurden schon in Langenthal die Grundlinien für die wissenschaftliche Forschung festgelegt, und es entstanden die Bücher «Nervenkrankheiten des Rindes» 1941, «Seelische Erkrankungen bei Mensch und Tier» 1945, «Nervenkrankheiten unserer Hunde» 1949.

Im Laboratorium des Tierspitals in Bern wurde dann die Wissenschaft unter Mitarbeit tüchtiger Assistenten fortgesetzt. Dr. F. König, Arzt in Lyss, und langjähriger Präsident der Schweizer Aerztegesellschaft, schreibt im Nachruf darüber: «Es war Prof. Otto Veraguth, Neurologe in Zürich, der ihn bereits auf die Bedeutung der Vergleichenden Neuro-Anatomie und Neuro-Pathologie hinlenkte, welcher er dann zeitlebens seine ganze Hingabe widmete. Vergleichende Forschungen im Bereich analoger Organe bei Mensch und Tier, hinsichtlich Embryologie, Anatomie, Physiologie und Pathologie wurden in den Naturwissenschaften seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts als wichtiges heuristisches Prinzip erkannt und auch auf das Gebiet der Geisteswissenschaften übertragen. Sie haben zur Feststellung grosser Zusammenhänge und Uebereinstimmungen auf beiden Forschungsgebieten geführt. Die Verfolgung dieser Arbeitsrichtung stellt einen wesentlichen Bestandteil im Lebenswerk des Verstorbenen dar.»

Durch Prof. W. Hofmann, damaliger Chef der Buyatrik am Tierspital, wurde das Material zur Verfügung gestellt. So entwickelte sich diese Forschungsstätte zu weltweiter Bedeutung. Prof. Dr. R. Fankhauser, seinerzeit Oberarzt meines Mannes, leitet heute dieses Institut auf ebenso verantwor-

tungsvolle Weise, wie aus Freundschaft für seinen ehemaligen Chef im gleichen Sinne weiter.

Als Präsident der «Fédération Mondiale de Neurologie» gehörte Ernst Frauchiger an vielen internationalen Kongressen zu den führenden Forschern. Noch einmal gebe ich Dr. König das Wort: «Die Verleihung der goldenen Veraguth-Medaille, das Ehrenpräsidium der Schweizerischen Neurologischen Gesellschaft, das Präsidium des Forschungsrates der Fédération mondiale de Neurologie zeugen von der Wertschätzung seiner Arbeit in Fachkreisen. Daneben steht Frauchigers Lebenswerk als Künstler und Philosoph. In beiden Bereichen übersteigt es den Rahmen einer Liebhaberbeschäftigung. Als Bildhauer wandte er sein Interesse vor allem dem menschlichen Antlitz zu. Die Büsten seiner Idealvorstellung von Gestalten aus der Antike (Aeskulap, Hippokrates, Homer, Aristoteles, Perikles u.a.) und von Zeitgenossen zeugen von erstaunlicher Beherrschung bildhauerischen Handwerks und sind bezeichnend für seine Ideenwelt als Künstler (Ernst Frauchiger: Bildhauerei eines Arztes, 1965). Sein letztes Buch ‚Auf Spuren des Geistes‘, erschienen 1974, gibt uns Einblick in das weltanschauliche Gefüge seines Denkens. Es wirkt wie ein Mahnzeichen für unsere Zeit, wenn bedeutende Vertreter der Natur- und exakten Wissenschaften gegen Ende ihrer Lebenszeit zu letzten Fragen des Daseins Stellung nehmen, die jenseits ihres Forschungsgebietes liegen und den wissenschaftlichen Beweisverfahren durch Intellekt, Beobachtung und Experiment nicht zugänglich sind. Ernst Frauchiger hat den Zwiespalt zwischen geistigem und seelischem Erfassen bereits in jungen Jahren empfunden und in der Philosophie Ludwig Klages eine Weltanschauung gefunden, der er zeitlebens treu geblieben ist, ohne ihr hörig zu sein. Eine Verbindung dieser Philosophie mit den religiösen Auffassungen östlicher Weisheit stellte für ihn eine der Möglichkeiten dar, den Auswüchsen unseres technisch-materialistischen Zeitalters Einhalt zu bieten.» Diskussionen über philosophische, religiöse, künstlerische wie fernöstliche Fragen standen bei uns an der Tagesordnung. Als Frau dieses aussergewöhnlichen Mannes Ernst Frauchiger ist es mir jetzt in der Einsamkeit ein Trost, dass die von uns schon so lange gewünschte Reise in den Fernen Osten für ihn noch zustande kam. Die grossen und tiefen Eindrücke derselben machten es ihm möglich, sein Vermächtnis «Auf Spuren des Geistes» in so grundlegender wie wegweisender Form zu gestalten. Ruft er uns doch im letzten Kapitel als Demiurg die folgenden Worte zu:

Also lehre ich euch:

*Ehrfurcht vor dem Leben
Erschauern vor dem Geheimnis
Erstaunen vor dem Geist*

Also ermahne ich euch:

*Gebt auf euch acht!
Horchet nach innen,
Erkennt die Zeichen,
Und wirkt im Auftrag.*

BEZIRKSSPITAL NIEDERBIPP

Struktur und Ausbauprojekt

PETER WÜTHRICH

I. Niederbipp — ein Sonderfall in der bernischen Spitalplanung

Das Bezirksspital Niederbipp ist zufolge peripherer Lage im Rahmen der bernischen Spitalplanung als Sonderfall zu werten. Das Einzugsgebiet deckt sich bekanntlich nicht mit der politischen, bzw. Spitalbezirksgrenze. Historische, wirtschaftliche, kulturelle und menschliche Verflechtungen führten dazu. Auch das Aufsuchen des Arztes eigener Wahl spielt eine Rolle. Seit geraumer Zeit versorgt unser Krankenhaus einen beachtlichen Anteil Solothurner. Das Bettenangebot für Akutkranke trägt dieser Tatsache seit frühester Zeit Rechnung. Die Kontakte über die Kantonsgrenzen wurden in jüngster Zeit auf den verschiedensten Gebieten wie Regionalplanung, Umweltschutz, Zweckverbandaufgaben etc. intensiviert. Auf unsere Verhältnisse bezogen, wirkte sich diese kooperative Entwicklung in einer hohen prozentualen Auslastung der Spitalbetten vermehrt aus und ermöglichte eine wirtschaftliche Betriebsführung. Die Verbreiterung der Basis kommt somit dem Spitalträger, dem Steuerzahler und letztlich dem Patienten zugute.

Tarif abkommen mit dem Kanton Solothurn

Vor 10 Jahren wurde beidseits der Kantonsgrenze an verantwortlicher Stelle erkannt, dass die herangereiften Verhältnisse der Bevölkerung der engeren Region dienen. Eine materielle Erleichterung im Hospitalisationsfalle Ausserkantonaler drängte sich auf. Dies führte damals zu einem Tarifabkommen, in welchem der Staat Solothurn in Form einer Pflegetagssubvention die Differenz zwischen dem, was der Patient oder sein Kostenträger leistet und dem, was unser Spital, gemäss ausgewiesenem Aufwand erwarten muss, deckt. Der Erfolg dieser Verständigung zeigte sich bishin in einer jährlichen Auslastung von über 85 Prozent.

Am 7. Mai 1973 ist der Gesundheitsdirektion des Kantons Bern ein neues Konzept für den Ausbau und Betrieb des Bezirksspitals Niederbipp zur Ge-

nehmung vorgelegt worden. Dieses beinhaltet die Kooperation mit dem Kanton Solothurn in der spitalmässigen Versorgung der benachbarten Region einerseits, die bedürfnisbezogene Bereitstellung von Kranken- und Pflegebetten anderseits.

Altersaufbau der schweizerischen Bevölkerung

	Wohnbevölkerung	Leute über 65	%-Anteil
1930	4 066 400	279 805	6,8
1940	4 265 703	365 037	8,5
1950	4 714 992	453 226	9,6
1960	5 429 061	554 240	10,2
1970	6 269 783	714 484	11,4

Gesteigerte Nachfrage nach Geriatriebetten

Die Verschiebung im Altersaufbau der Bevölkerung unseres Landes bringt zwangsläufig eine gesteigerte Nachfrage an Geriatriebetten, die berücksichtigt werden muss. 1974 stimmten die kantonalen Instanzen dem Vorhaben zu: Ein Vertrag zwischen dem Bezirksspital Niederbipp und dem Kanton Solothurn regelt die Mitgliedschaft, die Initialinvestition für den Ausbau von über 5,5 Mio Franken und die zukünftigen Defizitbeiträge nach Verursacherprinzip. Der Baubeginn steht unmittelbar bevor und wird voraussichtlich 1976 mit folgender Infrastruktur abgeschlossen sein:

Akutspital Typ A

Allg. Krankenhaus, vorwiegend für kurzfristige Behandlung und Pflege Akutkranker: 3 Fachdisziplinen, 110 Betten für 12 000 Einwohner des Spitalbezirks mit 11 Gemeinden und ca. 12 000 Einwohner des benachbarten solothurnischen Einzugsgebietes. (Bettenbedarf nach bernischer Spitalplanung = 4 Betten pro 1000 Einwohner).

Chronischkrankenheim Typ C

Erhaltung, bzw. Stabilisierung des Gesundheitszustandes Langzeitkranker: 60 Betten für 24 000 Einwohner (Bettenbedarf nach bernischer Spitalplanung = 3 Betten pro 1000 Einwohner).

*Wirtschaftslage des Spitals Niederbipp
im Spiegel von Vergleichszahlen*

Wenn vereinzelte Krankenanstalten bis anhin einen erfolgreichen Rechnungsabschluss veröffentlichten, dann immer unter Berücksichtigung von (budgetierten) Beiträgen der öffentlichen Hand (Kanton und Gemeinden), die als Ertrag in der Betriebsrechnung verbucht wurden. Ohne diese Zuschüsse (Kopfbeiträge, Pflgetagsubventionen, etc.) weisen alle Spitäler seit Jahren ein Bruttodefizit aus. Prozentual am jährlichen Aufwand unseres Spitals, bzw. am entsprechenden Mittelwert der 33 bernischen Spitäler gemessen, entwickelte sich die Deckung des Fehlbetrages durch Staats- und Gemeindesubventionen in den vergangenen 10 Jahren wie folgt:

Jahr	Beiträge der öffentlichen Hand, gemessen am Gesamtaufwand des Bezirksspitals Niederbipp	Beiträge der öffentlichen Hand, gemessen am Gesamtaufwand der 33 bernischen Spitäler im Mittel
1965	12,2 %	19,5 %
1966	9,9%	19,0 %
1967	11,4%	18,6%
1968	10,6%	17,7%
1969	11,9%	20,3%
1970	14,1%	23,4%
1971	12,9%	28,7%
1972	15,7%	30,0%
1973	18,8%	33,5%
1974	17,3%	33,8%

Konnte sich das Spital bis 1969 jahrzehntelang mit bescheidenen Beiträgen von rund 10 Prozent des Aufwandes aus eigener Kraft entwickeln (Investitionen, Fremdkapitalverzinsung, Amortisationen), so ist seit 1970 — wenn auch im Vergleich des Berner Mittels in äusserst bescheidenem Rahmen — ein Trend feststellbar, dem wir trotz rationeller haushälterischer Betriebsführung nicht entgehen können: Der vermehrte Heranzug von Steuergeldern zum Ausgleich der Rechnung.

Prozentuale Aufwandsgliederung

Personalaufwand	70%
Restlicher Aufwand	30%
d.h.	
– Medizinischer Aufwand	14,1%
– Lebensmittel	5,3%
– Energie, Wasser	2,9%
– Anschaffungen, Unterhalt, Mobilien, Immobilien	2,5%
– übriger Aufwand	5,2%
	30,0%

Es kommt zum Ausdruck, dass der «personalintensivste Dienstleistungsbetrieb Spital» die Kostenentwicklung der Bedarfsgüter wohl im Griff haben kann, im Personalaufwand jedoch begrenzte Einflussmöglichkeiten hat. Bauliche Dispositionen, zeitsparende apparative Ausrüstung sowie eine gute Organisation beeinflussen bis zu einem gewissen Grade die Anzahl der beschäftigten Mitarbeiter. Die eigentliche Pflege jedoch kann nicht durch Maschinen ersetzt werden. Im besten Falle ist somit eine relativ geringe Verschiebung zwischen Personal- und restlichem Aufwand möglich. Das Lohnniveau wird auch an unserem Spital durch Staatsregulativ sowie Angebot und Nachfrage beeinflusst, der Umfang von über 70% der Ausgaben somit weitgehend durch äussere Einflüsse bestimmt. Wenn nun die vom Staat festgelegten Krankenkassenpauschaltarife (Gegenwert unserer Leistung = Ertrag) nur 58% der Selbstkosten pro Pflgetag decken, dann bestimmt der Kanton — aus bekannten Gründen — die Defizitschere massgeblich.

Eine Möglichkeit, die Produktivität einer Krankenanstalt zu messen, ist der Heranzug der realisierten Pflgetage pro beschäftigte Person.

Produktivität 1963 bis 1973

	Jahr	Beschäftigte Personen	Realisierte Pflgetage	Pflgetage pro beschäftigte Person
33 Berner	1963	2 716	1 103 192	406
Spitäler	1967	3 443	1 112 660	323
	1973	4 877	1 134 231	232

	Jahr	Beschäftigte Personen	Realisierte Pflegetage	Pflegetage pro beschäftigte Person
Bezirksspital	1963	82	34 974	426
Niederbipp	1967	116	47 131	406
	1973	140	56 479	403

Viele Faktoren haben zu der oben aufgezeichneten Entwicklung beigetragen. Um nur die Wichtigsten zu nennen: Rasante Fortschritte in der Medizin wie auch in der medizinisch-technischen Ausrüstung, welche den Personalbedarf entscheidend beeinflussen, Arbeitszeitreduktion, etc. Wenn heute ein Spital in der Lage ist, Personal abzubauen und mehr Pflegetage auszuweisen, dann ist dieses nicht sparsamer, sondern hat früher wirtschaftliche Prinzipien missachtet.

Die Statistik des Verbandes bernischer Krankenanstalten gibt Auskunft über die Kostenentwicklung im Zeitraum eines Jahres. Die Mittelwerte haben als Massstab eine gewisse Aussagekraft. Um Fehlinterpretationen zu vermeiden, müssen Spitäler mit annähernd gleicher Aufgabenstellung, Struktur und Grössenordnung verglichen werden.

Statistik Verband bernischer Krankenanstalten pro 1974

		Durchschnitt 33 Spitäler	Niederbipp
Kosten pro Pflegetag*		Fr. 148.20	Fr. 110.14
Personalkosten pro Pflegetag		Fr. 103.55	Fr. 77.90
Ertrag pro Pflegetag		Fr. 98.09	Fr. 91.18
Personalbestand pro bes. Bett		1.38	0.95
Gemeindebeiträge pro Pflegetag		Fr. 11.39	Fr. 4.21
	pro Pflegetag Kosten		pro Pflegetag Kosten
<i>Vergleichbare Spitäler:</i>			
Frutigen	Fr. 129.24	Sumiswald	Fr. 164.90
Zweisimmen	Fr. 132.86	Aarberg	Fr. 163.22
Grosshöchstetten	Fr. 209.22	Moutier	Fr. 167.46
Langnau	Fr. 171.07		

Die Spitalgemeinden mussten folgende Beiträge pro Pflege-tag leisten:

	Niederbipp	Berner Durchschnitt
Vor 15 Jahren	–.33	–
1972	2.12	7.72
1973	4.71	9.56
1974	4.21	11.39

Die Differenz der Pflege-tagskosten pro 1974 des Bezirksspitals Niederbipp (Fr. 110.14) zum bernischen Durchschnitt (Fr. 148.20) beträgt Fr. 38.06 pro Pflege-tag. Wenn diese mit den 49 869 ge-habten Pflege-tagten multipliziert werden, so kann festgestellt werden, dass für den Betrieb 1 898 014 Franken (Gesamtaufwand des Spitals pro 1974 5,8 Mio Franken) weniger beansprucht wurden, als die 33 Spitäler im Mittel auf weisen.

Zusammenfassend ergibt sich folgende Erkenntnis:

- Unser Spital erfüllt heute seine Aufgaben in vergleichbar normalen wirtschaftlichen Verhältnissen.
- Die Kostenklemme macht sich auch bei uns, wenn auch in bescheidenem Rahmen, bemerkbar.
- Eine Rationalisierung durch bauliche und apparative Investitionen ist nach 10 Jahren Betrieb im Neubau erforderlich.
- Die Befriedigung des Bettenbedarfes (gegenwärtige Auslastung 90%) durch ein differenziertes Angebot (Akut-, Geriatriebetten) ist gegeben.

Der Vertrag mit Solothurn

Wenn in der heutigen Zeit für den kostspieligen Betrieb einer Kranken-anstalt vermehrt Kosten zu Lasten der öffentlichen Hand anfallen, dann ist es für alle Beteiligten von Vorteil, wenn diese auf möglichst viele Schultern verteilt werden, besonders dann, wenn es sich um jährlich wiederkehrende Defizite handelt.

Inskünftig ist der Kanton Solothurn Mitglied unseres Spitalvereins mit gleichen Rechten und Pflichten. Er leistet somit jährlich Betriebskosten-beiträge, die im Verhältnis gleich hoch sind wie diejenigen des Kantons Bern und der Gemeinden des Kantons Bern. Als Berechnungsgrundlage für die Aufteilung des Bruttodefizites dienen die effektiven «Solothurner Pflege-tag», d.h. die Gesamtzahl der von Patienten aus dem Gebiete des Kantons Solothurn im Verlaufe eines Kalenderjahres belegten Spitalbetten.

Zurzeit werden im Bezirksspital Niederbipp jährlich 45 Prozent Solothurner hospitalisiert. Auf das Jahr 1974 bezogen, wären demnach die benötigten Beiträge der öffentlichen Hand wie folgt aufgeteilt worden.

Betriebsrechnung 1974

Betriebsaufwand		Fr. 5 846 686.10	pro Pflege-tag	Fr. 110.28
Betriebsertrag		Fr. 4 834 145.85	pro Pflege-tag	Fr. 91.18
Bruttodefizit		Fr. 1 012 540.25	pro Pflege-tag	Fr. 19.10
Defizitdeckung				
Kanton Bern				
(Gemeinden + Staat)	55,67%	Fr. 563 681.16	pro Pflege-tag	Fr. 10.63
Kanton Solothurn	44,33%	Fr. 448 859.09	pro Pflege-tag	Fr. 8.47
	100,00%	Fr. 1 012 540.25	pro Pflege-tag	Fr. 19.10
Aufteilung des Berner Anteils				
Kanton	80,00%	Fr. 450 944.93	pro Pflege-tag	Fr. 8.51
Spitalgemeinden	20,00%	Fr. 112 736.23	pro Pflege-tag	Fr. 2.12
	100,00%	Fr. 563 681.16	pro Pflege-tag	Fr. 10.63

Pro 1974 mussten die Spitalgemeinden jedoch Fr. 223 201.57 oder Fr. 4.21 pro Pflege-tag leisten, da der Vertrag erst ab 1. Januar 1975 in Kraft getreten ist.

Die Tragweite der Zusammenarbeit über die Kantonsgrenze ist augenfällig: Die Niederbipper Spitalgemeinden und der Staat Bern werden von jährlichen Subventionen im Ausmass von annähernd 50 Prozent entlastet. Dem Kanton Solothurn eröffnet sich die Möglichkeit, eine Region spitalmässig mit relativ geringen Beiträgen zu versorgen. Dass dieser als Gegenleistung die betriebliche Voraussetzung für eine Kooperation (Bereitstellung der notwendigen Betten wie auch geringfügige Vergrösserung bestehender Diagnostik- und Therapieräume) durch eine Initialinvestition von 5,5 Mio Franken à fonds perdu erkaufen muss, ist ebenfalls vertraglich vereinbart. Von den dannzumal verfügbaren 170 Spitalbetten werden dem Kanton Solothurn 40 garantiert.

II. Der heutige Betrieb

Seit 1. Januar 1975 verzeichnet das Niederbipper Spital eine tägliche Bettenbesetzung von zwischen 85 und 91 Prozent. Der Eingeweihte weiss,

dass diese Belastung, die an theoretische Werte grenzt, von Personal und Leitung einiges abfordert. Die Bewältigung der pflegerischen Tätigkeit ist dann zufriedenstellend, wenn ein ausgewogenes Verhältnis zwischen diplomiertem und Lehr-, bzw. angelerntem Personal besteht. Dies ist im Niederbippener Spital heute mehr denn je der Fall. Von kapitaler Bedeutung ist unser Wirken als Praktikums- und Ausbildungsspital zur Ausbildung junger Berufsleute. Wir sind Ausbildungsstation

- der Krankenschwesternschule des Bürgerspitals Solothurn (3jährige Ausbildung)
- der Schule für praktische Krankenpflege am Kantonsspital Olten (1½jährige Ausbildung)
- der Hebammenschule des Kantonalen Frauenospitals Bern (3jährige Ausbildung)
- der Schule für medizinisch-technische Laborassistentinnen des Inselspitals Bern (3jährige Ausbildung)
- der Diätköchinnenschule des Inselspitals Bern (1jährige Zusatzlehre zum Köchinnenberuf)
- einer solothurnischen Kinderkrippe (1jährige Ausbildung)
- Schule für Spitalgehilfinnen (1jährige Ausbildung)
- kaufmännische Angestellte (3jährige Ausbildung)
- Köche bzw. Köchinnen (3jährige Ausbildung)

Für die Versorgung der 131 zurzeit verfügbaren Betten stehen 140 Mitarbeiter im Einsatz. Der 2. Stock des alten Spitals wurde soeben einer umfassenden Renovation unterzogen. Helle, freundliche Spitalzimmer sind für die Aufnahme der Gebärabteilung, die vorübergehend zufolge Aufstockung des neuen Spitals den heutigen Standort verlassen muss, vorbereitet worden.

III. Die Erweiterung der Spitalanlage steht bevor

Das neue Spitalgebäude ist statisch für den Aufbau eines vierten Stockwerkes vorbereitet. Die neue 22-Bettenabteilung wird für die Aufnahme von internmedizinischen und chirurgischen Patienten eingerichtet. Bestandteil dieser Pflegeeinheit sind zwei Intensivüberwachungszimmer für Notfälle der beiden Fachdisziplinen. Die personelle und apparative Konzentration der



Bezirksspital Niederbipp, Altbau von 1922 und Neubau 1964
Aufnahme Markus Studer, Solothurn



Mittel wird die Ueberwachung der Vitalfunktionen von Patienten in besorgniserregendem, lebensbedrohendem Zustande optimieren und die Krankenstationen von pflegeintensiven Schwerstkranken entlasten. Die laufende Erfassung der Parameter, die 24stündige Beobachtung der Notfälle durch spezialisiertes Personal werden die therapeutischen Möglichkeiten des Arztes einmal mehr erhöhen und den Risikofaktor entscheidend vermindern. Nach Ueberbrückung der kritischen Phase (24 bis 48 Stunden) ist die hausinterne Verlegung der Patienten auf eine Normalabteilung die Regel, die externe Ueberführung in eine Intensivpflegestation eher die Ausnahme.

Vereinfachte Arbeitsabläufe

Physikalisch-therapeutische Behandlungen sind heute zur Unterstützung ärztlicher Bemühungen von Bedeutung, die Kürzung der Aufenthaltsdauer Hospitalisierter, die Beschleunigung des Heilungsprozesses ihr Verdienst. Die baulichen Eingriffe beziehen sich ausschliesslich auf Vereinfachung der Arbeitsabläufe, auf einen Zusammenzug der Behandlungsräume. Die Nutzfläche wird nicht vergrössert. Der Rationalisierungseffekt liegt in der Eliminierung von unproduktiven Gängen in das alte Spital: Die Wärme- und Kältetherapie wird der gymnastischen Elektrotherapie im Neubau angegliedert. Die Bettenvermehrung um 22 Einheiten bedingt die Vergrösserung des klinisch-chemischen Labors. Seit der Planungsphase des neuen Spitals sind 15 Jahre verstrichen. In der Zwischenzeit haben sich in der Automatisierung des Arbeitsprozesses durch Analyser und Apparate, aber auch in der labor-internen Organisation neue wirtschaftlichere Möglichkeiten eröffnet. Diese sollen mit einem Neubau nutzbar gemacht werden.

Die Vermehrung der Patientenbetten erfordert auch die Erweiterung der Operationsabteilung durch eine septische Endoskopie und einen Mehrzweckraum, die Installation eines weitem Aertztebüros, die Errichtung von Zentralgarderoben für 110 Personen.

Aufbahrung und Sektion müssen den neuen Verhältnissen entsprechend umgebaut und mit einer leistungsfähigen Kühlanlage versehen werden. Dies besonders auch im Hinblick auf die Zusammenarbeit mit der geplanten Prosektur am Bürgerspital in Solothurn.

Konzentration in der Verwaltung

Eine Umgestaltung der Eingangshalle erlaubt im Verwaltungsbereich eine Konzentration der Abteilungen: Die Buchhaltung, das Rechnungsbüro

und Sekretariat, die Patientenaufnahme, die Auskunft und Telefonzentrale werden auf kleinstem Grundriss von 57 m² (170-Betten-Spital!) untergebracht.

Fortschritte in der Küche

Die industrielle Entwicklung von Speiseverteilsystemen für Spitäler zeichnet in den vergangenen zehn Jahren bedeutende Fortschritte: Die vielfältigen Kostformen der kalten und warmen Küche werden mittels Fliessband heute portionengerechter, schneller und wärmer ans Krankenbett gebracht. Diese Verbesserung müssen wir uns bei der Vergrösserung des Spitals auf 170 Krankbetten zunutze machen. Auch die Verarbeitung des anfallenden Geschirres mit einer Bandwaschmaschine ist aus quantitativen Gründen vonnöten, denn wir sind bestrebt, mit der gleichen Personenzahl mehr zu verarbeiten.

Schliesslich sind wir gezwungen, das Personalhaus mit einem Kostenaufwand von 1,55 Mio. Fr., der Spitalvergrösserung entsprechend, um 20 Einheiten zu erweitern. Wir beschäftigen bis anhin im Mittel rund 1 Person (0,95) pro besetztes Bett. Der Durchschnitt der Berner Spitäler pro 1974 liegt bei 1,4 Personen.

IV. Mittelfristige Zielsetzung

Organisationsprobleme, Ausrüstungsinvestitionen, bauliche Veränderungen zwingen uns immer wieder, das Grundsätzliche, die eigentliche Aufgabenstellung im Rahmen der regionalen Gesamtversorgung, zu beachten. Die Suche nach einem Arbeitsinstrument, das in zwingender Form die Zielvorstellung in den Mittelpunkt aller Entscheidungen stellt, führte zu einer mittelfristigen Unternehmungsplanung. Diese wurde an einer Konferenz mit der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern am 10. April 1974 gutgeheissen.

Die Formulierung einer Zielvorstellung für die nächsten drei Jahre — selbstredend im Rahmen der Gesetzgebung und Spitalplanung — beinhaltet ein Ueberdenken der Versorgungsbedürfnisse und -möglichkeiten im Einzugsgebiet unseres Spitals. Die Analyse des Ist-Zustandes zeigt — dass in unserem Akutspital nach wie vor Chronischkranke hospitalisiert sind, für die ein ausgebauter technischer Apparat mit aufwendigen personellen Möglichkeiten zur Verfügung steht, die sie nie benötigen;

- dass unsere Chronischkrankenstationen im Altbau mit Altersheiminsassen durchsetzt sind, die des Arztes nicht bedürfen;
- dass eine strenge Selektion in der Aufnahmepraxis, infolge Mangel an Altersheimbetten, eine bedürfnisbezogene Hospitalisierung verunmöglich;
- dass die potentiellen Altersheiminsassen unserer Region vielfach nicht bereit sind, ihre angestammte Umgebung mit auswärtigen Heimen zu tauschen.

Akutspital und Altersheim

Die Führung eines Akutspitals Typ A, eines Chronischkrankenheimes Typ C kann sinngerecht nur verwirklicht werden, wenn wir eine geschlossene Kette von Hospitalisierungs- und Versorgungsmöglichkeiten anbieten können, d.h. wenn in unmittelbarer Nähe des Spitals ein Altersheim Typ D (vorwiegend für die Betreuung von Betagten) zur Verfügung steht, das sich auf die Infrastruktur des Spitals abstützen kann und somit einen fachlich wie betriebswirtschaftlichen optimalen Ausnutzungsgrad erlaubt. Der Gesundheitsdirektor äusserte im Grossen Rat, dass im Kanton Bern gegenwärtig ungefähr 800 Chronischkranke fälschlicherweise in Akutspitälern liegen. Diese erführen bei einem Maximum an Taxen ein Minimum an Behandlung und Pflege. Viele warteten zu Hause auf den Eintritt in ein Pflegeheim.

Die Defizite der öffentlichen Spitäler im Kanton sind die folgenden

1973	Fr. 81 400 000.—
1974	Fr. 165 800 000.—
1975	etwa Fr. 200 000 000.—

Bei linearer Fortsetzung werden es pro 1980 mehr als 1 Milliarde Franken sein. Wir haben somit allen Grund für diejenigen, die nicht in das Akutspital gehören, bedürfnisgerechte Unterkünfte zu schaffen.

Die Errichtung eines Altersheimes ist aufgrund der heutigen Gesetzesbestimmungen finanziell mit keinen Schwierigkeiten verbunden:

Angenommene Investitionskosten	Fr. 1 000 000.—
Abzüglich 30% Bund	Fr. 300 000.—
Kanton 70%	Fr. 700 000.—

25jährige Amortisation

4% von Fr. 700 000.—	Fr.	28 000.—
Mittlerer Zins 10%	Fr.	70 000.—
Total	Fr.	98 000.—
davon Kanton 60%	Fr.	58 800.—
Gemeinden (im Lastenausgleich 40%)	Fr.	39 200.—

Die Verzinsung und Amortisation der Baukosten wie auch Betriebsdefizite unterliegen zu 100 Prozent der Lastenverteilung. Kantonal wird mit einem Bedarf an Altersheim- und Pflegebetten von 8 Prozent der über 65jährigen gerechnet. Die Wohnbevölkerung unseres Kantons betrug 1970 rund 1 Mio, wovon etwa 12 Prozent oder 120 000 Einwohner über 65 Jahre alt waren. Ein achtprozentiger Alters- und Pflegeheimbettenbedarf ergibt 9600 Einheiten, der einem Bestand pro 1973 von 7630 gegenüberzustellen ist, womit ein Manko von 1970 Betten registriert wurde.

Auf die unmittelbare Umgebung des Niederbipper Spitals bezogen und nur mit 4 Prozent potentiellen Altersheiminsassen gerechnet, zeigt sich folgendes:

Bedürfnis

1. Gegeben durch die fälschliche Hospitalisierung.
2. Aufgrund der Bevölkerungszahl für die Gemeinden Niederbipp, Wolfisberg, Oberbipp prospektiv etwa 40 Betten.

Ueber 60 Jahre alte Einwohner der Spitalgemeinden

Gemeinden	60 bis 70 Jahre	über 70 Jahre	total	
Niederbipp	343	270	613	} 4% = 33 Betten
Wolfisberg	17	17	34	
Oberbipp	117	75	192	
Rumisberg	37	26	63	
Farnern	11	16	27	
			929	4% = 37 Betten

Wangen a. A.	196	134	330	
Walliswil-Wangen	67	51	118	
Walliswil-Bipp	13	24	37	
Wangenried	40	24	64	
			549	4% = 22 Betten
Attiswil	117	102	219	
Wiedlisbach	170	356	526	
			745	4% = 30 Betten

Vorteile für Betriebseinheit

Die Versorgung des Altersheimes in Betriebseinheit mit dem Spital und Chronischkrankenheim bringt entscheidende Vorteile:

1. Das Spital wirkt als Dienstleistungsbetrieb in der Ver- und Entsorgung des täglichen Bedarfs (Anlieferung der Verpflegung, Verarbeitung der anfallenden Wäsche, Führung der Administration usw.) zu Selbstkostenpreisen, die infolge breiter Basis relativ gering sind = vorteilhafte Betriebskostenrechnung.
2. Gezielte, fachgerechte Hospitalisierung, bzw. Versorgung am Wohnort der Betagten. Diese haben ein legitimes, moralisch-ethisches Anrecht auf Verbleiben im Dorf, in ihrer Landschaft, da sie für uns alle Infrastrukturleistungen für Schule, Sportanlage, Spital, Wasserversorgung, Kanalisation, Strassen und Trottoirs usw. erbracht haben.
3. Erstellen eines Gebäudes, das ausschliesslich als Wohn- und Schlaftrakt dient, da sich dieses in bestimmten Bereichen auf eine vorhandene Infrastruktur abstützen kann = reduzierter Raumbedarf, geringere Baukosten.
4. Umfassende Gesamtversorgung für den potentiellen Benutzer, da für alle drei Eventualfälle — Altersbeschwerden, Akutkrankheit, Langzeitleiden — gesorgt ist.
5. Die Schätzung des Bettenbedarfs für die Erstellung eines Altersheims ist nicht unproblematisch, Fragebogen im Konditional vielfach fragwürdig; auch lassen sich städtische und ländliche Verhältnisse nicht über einen Leisten schlagen. Die Auslastung des Altersheims ist optimaler, wenn dieses in Betriebseinheit mit einem Chronischkrankenheim und Akutspital von 170 Betten geführt wird, da hier, an der Quelle, die Suche nach bedürfnisbezogenen Betten zum täglichen Brot gehört.

Selbstredend muss das neu zu erstellende Altersheim wie auch der Spitalbetrieb von zwei rechtlich getrennten Trägerorganisationen geführt werden. Zur Gewährleistung der Aufgabenkoordination müssen die beiden Körperschaften Vertreter mit Beobachterstatus austauschen. Die ärztliche Versorgung des Altersheims einerseits und Krankenhauses andererseits wird somit nicht in Personalunion betrieben. Der Altersheimbewohner wird ausschliesslich durch seinen Hausarzt betreut.

Die Gesundheits- und Fürsorgedirektion ist an der Verwirklichung des Konzeptes brennend interessiert, da diese Form der umfassenden Gesamtversorgung bis anhin nicht realisiert wurde. Die Zustimmung der verantwortlichen Subventionsbehörde ermuntert uns, das Projekt in die Tat umzusetzen.

Bis Ende 1976 wird die kurzfristige Zielsetzung — Erweiterung der Spitalanlage gemäss Kooperationsvertrag mit dem Kanton Solothurn — erreicht sein. Der Durchbruch vom regionalen Denken zum Handeln ist dann vollzogen. Ab 1. 1. 1977 werden zur spitalmässigen Versorgung des bernischen und solothurnischen Einzugsgebietes 170 Betten sowie eine modernst ausgestattete Infrastruktur mit Intensivpflegestation zur Verfügung stehen. Qualifiziertes und spezialisiertes Personal und eine hochwertige apparative Bestückung ermöglichen 98% der eingewiesenen Patienten hausintern zu versorgen. Das bernische Bezirksspital wird fortan seine Pflicht als Regionalspital im wahrsten Sinne des Wortes wahrnehmen. Die Arbeiten zur Realisierung der mittelfristigen Zielsetzung — Neubau des Altersheims/Basisversorgung durch das Spital — wurden mittlerweile planmässig vorangetrieben. Wir sind überzeugt, dieses Projekt fristgerecht verwirklichen zu können.

ZUR HYDROLOGIE DES LANGETE-HOCHWASSERS VOM 30. AUGUST 1975

Ausmass, Ursachen und Sanierungsprobleme¹

VALENTIN BINGGELI, SIGMUND BITTERLI UND CHRISTIAN LEIBUNDGUT

1. Einführung

Seit Menschengedenken ist im zentralen Mittelland und im bekannten Ueberschwemmungsgebiet der Langete keine derartige Wassergrosse aufgetreten. Sie hat in Charakter, Abfluss-Spitze und Schadenfolge alle bisherigen Prognosen in den Schatten gestellt. Betroffen wurden vor allem die Talgebiete zwischen Emme und Wigger, also diejenigen von Langete, Oenz und Rot.

Die schwersten Ueberflutungen hatte das Langetetal zu erleiden, besonders die Dörfer Madiswil, Lotzwil und Langenthal. Hier auch ertönte erneut und doppelt ungeduldig der Ruf nach endlicher Sanierung. Was in dieser Richtung gegenwärtig im Gange ist, soll im Anschluss an die hydrologischen Erörterungen skizziert werden.

2. Das Einzugsgebiet der Langete

Die Flüsse des zentralen Molasse-Mittellandes weisen relativ kleine Talräume und geringe Längen auf. Durchwegs handelt es sich in den überflutungsbetroffenen Bereichen um wenig breit ausgebildete Sohlentäler mit Schotterfüllung sehr verschiedener Mächtigkeit, worunter die Molasse mit Sandsteinen und Lehmen liegt.

Vergleichen wir die einschlägigen Blätter der Landeskarte, so zeigt sich die Langete als Hauptflüsschen der zur Aare hin entwässerten nordwestlichen Napfabdachung. Das Gesamtgebiet deckt eine Fläche von 133 km². Der höchste Punkt liegt am Schilt im Ahorngrat auf 1119 m ü.M., der tiefste an der Aare bei 405 m (Fig. 1).

Ausser Rotbach (von Dürrenroth, 40 km²) und Ursenbach (20 km²) weisen alle Zuflüsse der Langete unbedeutend kleine Einzugsgebiete auf, so auch

Mättenbach und Wyssbach aus dem Hohwachtgebiet, die in unerwarteter und entscheidender Weise zur Katastrophe des 30. August 1975 beigetragen haben.

Häufigkeit und Heftigkeit der Langete-Hochwasser führen wir auf lokal-klimatische Lage und Gliederung des Flussgebietes zurück. Von dem relativ kleinen, fast gefällosen Sohlental aus verzweigt sich aufwärts ein ausgedehntes hügelig-bergiges Quellgebiet, das grosse Regen- und Schneemengen empfängt. Der Anteil des Napfberglandes macht fast genau die Hälfte des Einzugsgebietes aus. Rechnen wir dazu den aus dem Plateauhügelland stammenden Ursenbach, so erhalten wir 95,6 km² «Bergzone» gegenüber bloss 115 km² Gesamtfläche bis Lotzwil. Für die Sommerhochwasser fällt ins Gewicht, dass die Nordseite des Napfs als «traditioneller Strich» intensiver Gewitter berüchtigt ist. Ein weiterer Grund dürfte mit der starken Entwaldung des Oberlaufgebietes gegeben sein.

Für alle weiteren Randbedingungen, Angaben über Lage, Geologie, Klima und Hydrologie, über die untersuchten Hochwasser (Charakter, Ausmasse, Schuttführung, jährweise und jahreszeitliche Verteilung), wie auch für Quellen- und Literaturangaben, sei verwiesen auf eine kürzliche zusammenfassende Arbeit².

3. Grössenordnungen früherer Hochwasser

Ihrer Herkunft entsprechend hat die Langete seit eh und je spektakuläre Hochwasser geführt. So ist schon in einem Bericht von 1762 von «extraordinari Wassergüssen» zu hören. Das Hochwasser von 1781 kommt als einziges, das uns bekannt ist, an die Höhe desjenigen vom August 1975 heran. So wurde besonders auch Lotzwil schwer heimgesucht. Dieses Katastrophen-Hochwasser soll anschliessend noch besprochen werden.

In den letzten 50 Jahren traten 64 Hochwasser mit Notablass in Langenthal ein, von 1950—1975 waren es deren 25. In «guter» Erinnerung sind die Hochwasser von 1910, 1931, 1940, 1962 und besonders jenes von 1972, als man glaubte, das Hochwasser des Jahrhunderts erlebt zu haben. Pro Jahr ist also ungefähr ein Hochwasser mit Ueberschwemmungen zu verzeichnen, doch besteht keine Periodizität: 1952 war der Notablass in Langenthal fünfmal nötig, von Juni 1963 bis September 1968 dagegen kein einziges Mal.

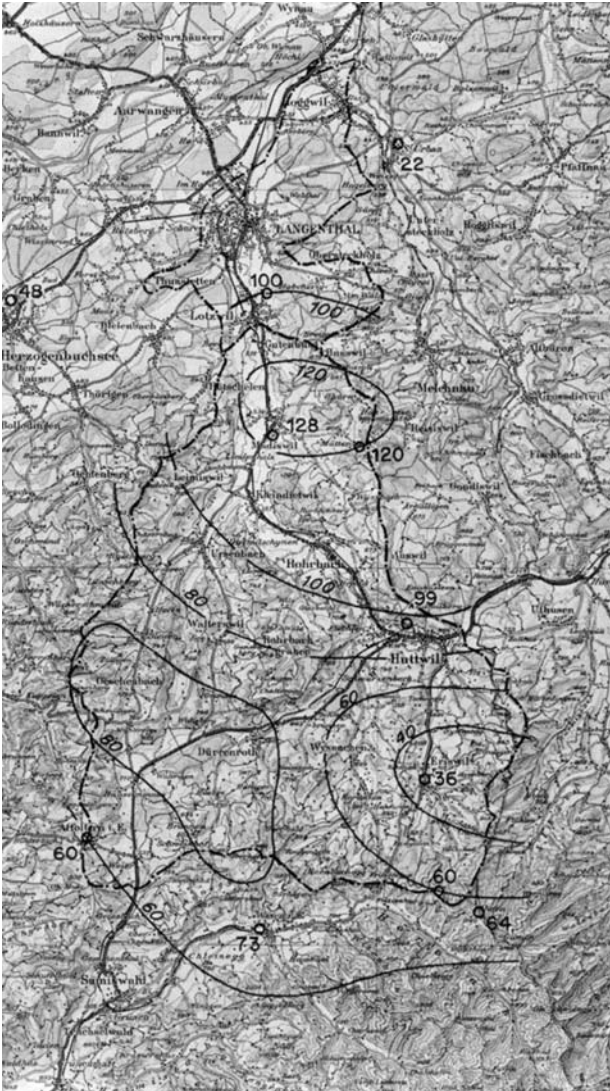


Fig. 1. Niederschlagskarte des einzelnen Starkregens (Gewitter), der das Hochwasser vom 29./30. August 1975 verursachte. Isohyeten (Linien gleicher Niederschlagshöhe) von 20 zu 20 mm. Cliché «Wasser-Energie-Luft» 2/3 1976.

4. Das Hochwasser vom 15. November 1781

Dass wir Kunde von diesem katastrophalen Hochwasser haben, ist das Verdienst J. R. Meyers³. Er hat den nachstehenden Bericht ausgegraben. Es handelt sich um die früheste eigentliche Darstellung eines Langete-Hochwassers, die bekannt geworden ist:

Bericht des Ammanns Mumenthaler

über die Ueberschwemmung vom Donnerstag, 15. November 1781

Donstags in der Nacht wurde wegen starkem Regenwetter der Bach erstaunlich gross und waren alle 3 Läden beir Tuchlauben zu, sodass der Ammann nachts von 12 Uhr mit grösster Noth zur Tuchlauben gehen konnte, allwo er biss Morgens um 6 Uhr verbleiben musste und Leute aufwecken lassen, um Hülfe zu leisten die Läden zu öffnen. Vo da an hinweg bis Samstag den 17ten regnete es immerfort, sodass diesen Nachmittag das Wasser so angewachsen ist, dass sich dessen kein Mensch zu erinnern wusste, und da noch hin und wieder von mehr als 40 biss 50 Jahren her Zeichen von Wassergrössen bekannt waren, so war doch das Wasser um ein Schu höher als die grösste gewesen, und da es Eichenhölzer, Häg etc. an vielen Orten hinweg spüelte, Stäg und die sog. neue hölzerne Brugg über den Sagibach hinriss und das Holz sich steckte, so waren viele Häuser in grosser Gefahr, in diesem allgemeinen Lärmen und Noth wurden alle drei Glocken geläutet, welches etwa des Nachmittags um 3 Uhr geschah. Viele Benachbarte kamen zwar herbey, aber das Wasser machte, dass sie nicht auf die nöthige Orth kommen konnten, aussert die Roggwylser u. Steckholzer konnten biss an den Sagibach kommen, allwo sie ihre Hülfe mannlich hervorthaten. Gegen Abend fieng das Wasser an fallen, und Sonntag morgens sahe man erst, wie viel Schaden es hin und her im Dorf verursacht. Die von Aarwangen und Mumenthal waren auf das Läuten auch erschienen, konnten aber mit Noth biss an die Gegend kommen, da Herrn Ammanns Hauss steht. Das Wasser fieng an in Ammanns Haussgang zu kommen, so dass er den vordern Thürbank mit s. v. Bau belegen musste. Hinder dem Hauss kam das Wasser durch das Gässli von Sattler Leirenmanns Hauss und lief durch des Ammanns Höfli hinder dem Hauss.

Gleichen Tags auf der Nacht hat Jkr. Landvogt Manuel zu Aarwangen den Weibel Egger zu dem Ammann geschickt und lassen Hülff erbieten, mit Anfragen, was die Ursach gewesen, dass wir mit allen Gloken läuten lassen.

Herr Ammann sagte, dass er die Hauptursach nicht wüsste, weil ihm ohnmöglich war, von Hauss zu gehen und niemand von andern Gegenden des Dorfs zu ihm kommen könnten, wie es der Weibel Egger dato selbstn ersehen, da er mit vieler Mühe bloss zu des Ammanns Haus habe kommen können.

Morgens, das war Sonntags, den 18., war Her Ammann selbst auf Aarwangen, überbrachte dem Jkr. Landvogt Bericht, was für Schaden das Wasser verursacht habe, denne Ihme für die so höflich durch Weibel Egger anerbotene Hülff ergebenst danket, welche alles Ihne sonderbar gefreut. Dabey aber Herr Ammann sich getröstet, dass aller dieser Schaden noch als ein Glück zu achten, weil kein Mensch ertrunken seye.

Es ist aber auch kein Vieh verungluket worden, als bloss dem Hans Ulrich Geiser, Schuster, dessen Behausung nechst unter an der Saagi war, der sich kaum nebst Weib und Kinder retten konnte, weil das Wasser über die Bank in die Stuben stuhnde, ihme waren 4 Geissen im Stall ersoffen. Kurz! es war das grösste Glück, dass dieses ausserordentliche Wasser bey Tag angeloffen, dan wäre es bey Nacht geschehen, so wäre gross Unglück unvermeidlich gewesen.

Schon zeitlich nachmittag des bemelten Samstags lief ein grosser Strohm Wasser durch die Lotzwilstrasse ab biss auf Mitte des Lotzwiler Felds, da sich dann viel Holz aufschwellte, das Wasser über das Lozwilerfeld führte, welches dann von da auf die Grassacher floss und obenher dem Scheidweg auf dem Creuzfeld über den Moosgraben, gegen den Schoren Boden, von da theils gegen die Wolfhausen, theils gegen die Hardbündten, welches dan wegen der hohen Strass sich bey denen Herdlinen zusammenzog und mehr als Schu hoch über die Strass lief, von da durch die Herdli und Schoren-Büzberg Hard, gegen dem Arwanger Galgenfeld. Durch dieses Feld hinab, und fällt endlich herwärts dem Dorf Arwangen in die Hole alt Strass, durch das Dorf hin in die Aaren.

Dieser Strom war nach vieler Leuten Meynung so gross als die Langethen beim Kaufhaus, wan der Teich voll ist. Man haltet davor, dass in uralten Zeiten, ehe St. Urban den Bach auf die Güter zu Roggwyl und Langenthal erkaufft habe, er eben dadurch gegen Arwangen gelaufen seye, weilen schon mehrmalen bey Ausbruch der Langethen im Dorf Lozweil das Wasser eben dadurch nach Aarwangen gelaufen ist.

Sobald man im Dorf Langenthal erfuhr, dass so ein grosser Strohm über die Fälder nach Arwangen floss, war man beglaubt, dass zu Lozwil der Bach

ausgebrochen sey. Allein damals war es nicht also, sondern das war nur Ueberfluss, der durch und neben dem Dorf Lozwyl vorbeyst floss. Gleichwohl ward doch endlich um Mitternachts, als das Wasser schon stark gefallen, der Bach im Dorf Lozwyl durchgebrochen, so dass dieser Strohalm, obschon nicht so stark, gleichwohl noch biss Mittwochs den 21. Nov. durch die Felder hin gegen Arwangen laufte, allwann im Dorf Lozwyl endlich dieser Durchbruch vermacht worden, und zwar mit Beyhülfe vieler Benachbarter, wie dan auch von Langenthal 3 Tag lang 4 biss 5 Bännen und 10 bis 15 Mann dahin am Gemeindwerk geschickt, denen man Mittags auf Conto der Gemeind Langenthal im untern Wirtshaus auf jede Person geben lassen brodt für 4 Kreuzer, Käss $\frac{1}{4}$ Pfund 4 Kr., $\frac{1}{4}$ Maas Wein $2\frac{1}{2}$ Kr. zusammen 10 $\frac{1}{2}$ Kr.

Den 19ten war Jkr. Landvogt Manuel von Arwangen dahin, mit deme ich dahin gangen. Aller Schaden zu Langenthal war gegen deme zu Lozwyl nichts zu rechnen, weil es allda 5 biss 6 Häuser verderbt, die Strass im Dorf völlig ruiniert, so dass beynahe 3 Wochen lang die Gemeinden des Amts Aarwangen und auch viele des Amts Wangen täglich mit Bännen und Arbeitern daselbst erschienen. Langenthal aber konnte, weil der Jahrmarkt nahe war, nicht länger Hülfe leisten, weil im Dorf Langenthal selbst Gemeindwerk alltäglich musste vorgehen; gleichwohl hat man Ihnen erbotten, sobald der Markt vorüber seye, auf ihr Begehren wieder zu erscheinen.

Es wäre über diesen erstaunlichen Wasserguss und daherigen Schaden noch vieles zu melden. Allein hier will ich schliessen.

Ammann Mumenthaler.

5. Ursachen des Hochwassers vom 30. August 1975

Eine ausserordentliche Konstellation hoher Niederschlagsmengen und starker Intensität, wie die örtlich-zeitliche Folge der Güsse in ihrem Zusammenspiel, gaben die Voraussetzungen. Der Niederschlagskarte Fig. 1 sind die Regenhöhen wie ihre den Gewittern entsprechende strichweise Verteilung zu entnehmen. Im nördlichen Napfgebiet fielen in der Zeit zwischen 29. August (16.00) und 30. August (06.00) 60 bis 100 mm Regen, das mittlere Langetetal empfing bis 130 mm. Auch Lotzwil kann nach ungefährender Messung (die Mitteilung verdanken wir Franz Wächli, Chrummacher, Lotzwil) mit über 100 mm für die Nacht 29./30. August eingesetzt werden.

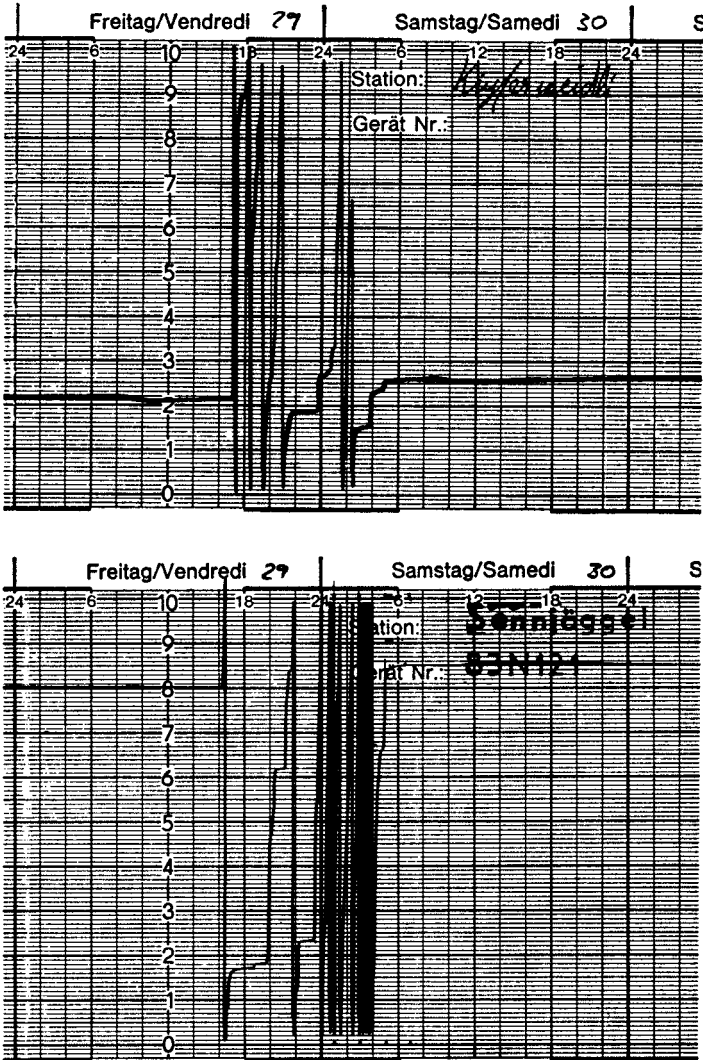


Fig. 2. Pluviographen-Registrierungen: Streifen der Regenschreiber für die äusserst intensiven Gewitterregen vom 29./30. August 1975. Die Station Chipferweidli/Ahorn repräsentiert das Quellgebiet der Langete, wo der entscheidende Gewitteranteil von 1700 bis 2200 dauerte. Die Station Sennjöggel/Madiswil, typisch für den untern Teil des Langeteeinzugs, verzeichnete den Hauptregen von 2400 bis 0400. Ein Anstieg von 0—10 auf dem Streifen entspricht 10 mm Niederschlag.

Demgegenüber bestand eine Gewitterwand gegen Langenthal zu, wo stellenweise recht geringe Mengen fielen.

Die hohen Niederschlagsmengen waren verbunden mit Intensitäten, die für Alpenvorlandgebiete äusserst selten sind. Günstigerweise spielten die Pluviographenregistrierungen in den beiden Hauptregenzonen für einmal über die gesamte Zeitspanne und sehr präzise, wie Fig. 2 wiedergibt (Stationen des Geogr. Instituts der Universität Bern). Im Sennjöggel östlich von Madiswil (Betreuerin: R. Küttel) sind in 1 Stunde bei 50 mm verzeichnet worden, eine der höchsten uns bekannten Intensitäten aus dem zentralen Mittelland.

Zur Bildung der aussergewöhnlich mächtigen Hochwasserwelle trug sodann die örtliche Verschiebung der Gewitter bei, die die Regenschreiberstreifen Fig. 2 ebenfalls schön nachweisen: Nach ihrer giessenden Wirkung im oberen Talraum, repräsentiert durch den Streifen von Chipferweidli/Ahorn (Betreuerin: Frau Gfeller), nahmen die Gewitter die unübliche Richtung Nord. Wohin auch die zugehörige Hochwasserwelle abfloss! Und nachdem diese den Talabschnitt von Madiswil erreicht hatte, setzte sich sozusagen darauf diejenige aus dem Hohwachtgebiet (Mättenbach und Wyssbach). Denn in der selben Zeit hatten sich die Gewitterstriche dorthin verzogen und nochmals in stärksten Regenfällen entladen.

6. Die Wasserführung der Langete

Vorweg sei betont, dass es sich bei den nachstehenden hydrographischen Daten des Hochwassers der Langete vom 30. August 1975 um provisorische Angaben handelt, die nicht genau sein können. So mussten z.B. die Pegel-eichkurven stark extrapoliert werden, wobei die Langete in Lotzwil zudem den Eichquerschnitt um ca. 1 Meter überflutete. Auch sind Prognosen für eine lange Periode aufgrund weniger Messpunkte immer mit einer relativ grossen Ungenauigkeit behaftet.

An der Langete bestehen zwei vom Eidg. Amt für Wasserwirtschaft betriebene Limnigraphenstationen: Huttwil (Häbernbach) mit einem Einzugsgebiet von 59,9 km² und Lotzwil mit 115 km². Nach den provisorischen Angaben des Amtes erreichte die Hochwasserspitze vom 30. August 1975 in Huttwil 55—65 und in Lotzwil 80—100 m³/s (Fig. 4). Das sind katastrophale Werte, was die folgenden Ausführungen belegen sollen.

Das vorletzte grösste Hochwasser wurde am 22./23. November 1972 registriert, wobei nach dem Hydrographischen Jahrbuch die Spitze in Huttwil 24 und in Lotzwil 37—41 m³/s betrug. Die Hochwasserspitze war somit im August 1975 ungefähr 2,5 mal grösser als im November 1972. Dagegen war 1972 die Hochwasserwelle bei halber Spitzenhöhe ca. 4 mal breiter als 1975 (Fig. 4). Oder ein anderer Vergleich: Die Hochwasserspitze von 100 m³/s in Lotzwil beträgt rund ein Drittel der mittleren Wasserführung der Aare (Murgenthal) oder entspricht der ganzen mittleren Wasserführung der Limmat (Baden).

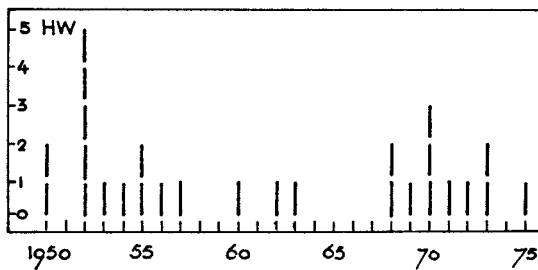


Fig. 3. Jährliche Häufigkeit des Auftretens von Katastrophen-Hochwasser (mit Notablass durch die Gassen Langenthals). Die deutliche Häufung der Ueberschwemmungshochwasser um 1970 tanzt trotz allem nicht als aussergewöhnlich aus der langjährigen Reihe.

Besonders auffallen muss der unheimlich rasche Anstieg des Hochwassers. Denn mit der Hochwasserwelle wanderten aus dem südlichen Einzugsgebiet auch die äusserst heftigen Niederschläge unüblicherweise nach Norden, wodurch das Hochwasser ganz wesentlich verstärkt und verschärft wurde. So stieg der Wasserstand in Huttwil innerhalb von 4 Stunden und in Lotzwil in 6 Stunden auf den Maximalwert; wobei der Anstieg in Lotzwil in den letzten 3 Stunden unheimlich rasant war und 1,6 m betrug. In Lotzwil war die Welle nach 13 Stunden abgeklungen. Ohne den Austritt der Langete aus ihrem Hauptbett, den Nebenarmen und den Wässergräben und den damit verursachten, verheerenden Ueberschwemmungen, wäre die Hochwasserwelle noch viel rascher angestiegen und hätte einen wesentlich höhern Spitzenwert erreicht.

Der Maximalwert der Wassergrösse wurde am 30. August in Huttwil (Häbernbad) um 2.15 Uhr aufgezeichnet und in Lotzwil auf 3.30 Uhr extra-

poliert. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit ist mit ca. 2,5 m/s bemerkenswert. Dies umso mehr, wenn man bedenkt, wie stark das Gelände in der Talsohle überschwemmt wurde, so z.B. bei der Grastrocknungsanlage Madiswil linksufrig um 85 m und rechtsufrig um 120 m. Beim Mattenhof in Lotzwil betrug die linksufrige Ueberschwemmungsbreite im Mittel 200 m auf eine Länge von 1 km. Dabei wurde beim Rückfluss in die Langete ein Acker weggeschwemmt und die gesamte Bodenschicht bis auf den Schotter, bis auf eine Tiefe von 1,3 m weggefressen.

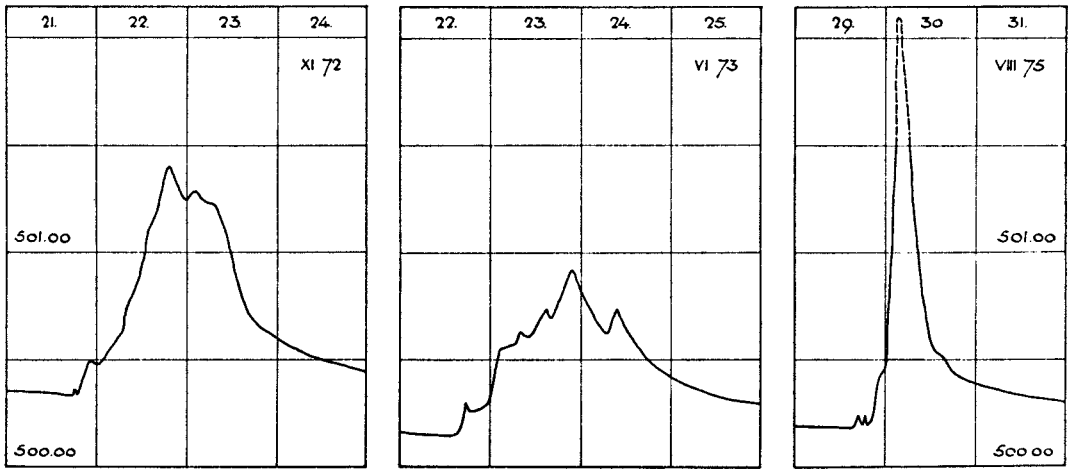


Fig. 4. Limnigraphen-Registrierungen: Wasserstandsganglinien des Pegelschreibers an der Langete in Lotzwil für den 29./30. August 1975 und vergleichsweise für einige vorangehende Wassergrössen von verschiedenem Ausmasse, die aber alle zu Notablass in Langenthal führten. Da die Langete am 30. August ihr normales Durchflussprofil (Bett) überstieg, konnte der Limnigraph die Spitze nicht mehr aufzeichnen. Sie wurde aufgrund von Wasserstandspuren rekonstruiert.

Schliesslich sei noch folgender Vergleich gemacht: In der Hydrographie kennt man den Begriff des höchsten Hochwassers einer hundert- oder tausendjährigen Periode (Fig. 5). Wertet man die langjährige Messreihe des Limnigraphen Lotzwil nach statistischer Wahrscheinlichkeit aus, so erhält man für die grösste hundertjährige Hochwasserspitze ca. 48 und für die tausend jährliche ca. 70 m³/s. Diese Zahlen werden durch eine vom Eidg. Amt für Strassen- und Flussbau erst kürzlich herausgegebene Publikation (Vertei-

lungsfunktion Galton) bestätigt⁴. Das Hochwasser vom 30. August war also wesentlich grösser als das tausendjährige.

Die vorstehenden Ausführungen beschränken sich auf die Langete zwischen Huttwil und Lotzwil. Es sei aber daran erinnert, dass auch die Seitenbäche höchste Wasserstände aufwiesen, so z.B. der Walterswilerbach und der Ursenbach und ganz besonders der Dorfbach (Mättenbach und Wyssbach) von Madiswil. Ueber die Gewalt der Hochwasserfluten geben die Schäden an Bauten, Verkehrsanlagen und Mobiliar ein eindruckliches Bild. Flächenmässig ist der Landschaden besonders augenfällig und schwerwiegend, die Abtragung ganzer Ackerflächen wurde oben erwähnt. Als bezeichnende Folgeerscheinung traten unzählige Erdschlipfe auf, die bisweilen, wie in Rohrbach, die ganze Talflanke niederfuhren und Gebäulichkeiten zerstörten.

Während bisher durch die Ueberschwemmungen besonders die Unterlaufebene um Langenthal betroffen wurde, traten diesmal die Fluten vorwiegend bereits im mittleren Talabschnitt zwischen Kleindietwil und Lotzwil zu weiten Seen und Strömen aus. Brücken kamen zum Einsturz oder erlitten Verschiebungen, die eine Neuerstellung nötig machen, so die Eisenbahnbrücke in Lotzwil und die Strassenbrücke im Lindenholz, beides Bauwerke des letzten Jahrzehnts. Die Zerstörung des Mobiliars in den flussnahen Liegenschaften von Madiswil, Lotzwil und Langenthal muss als strichweise fast vollständig bezeichnet werden. Die gesamte Schadenhöhe beläuft sich auf ca. 50 Millionen Franken. — Was immerhin positiv ins Gewicht fällt: Dass nach den verschiedenen Austritten von Oel und Giftstoffen ins Hochwasser keine Schädigung des Grundwassers auftrat.

7. Sanierungsprobleme

Niederschlag, Oberflächengewässer und Grundwasser stehen in engem Zusammenhange, gerade auch in dem gutdurchlässigen Schottergebiet der Langete. Jeder unbedachte grössere Eingriff in diesen naturgemässen Haushalt führt zu gegenseitiger Schädigung. So geht seit Jahrzehnten der wesentlichste Trinkwasserlieferant, das Grundwasser, in der Region langsam aber stetig zurück. Eine Sanierung der Hochwasserverhältnisse hat diese Gegebenheiten im Auge zu behalten (Fig. 6, 7).



Langenthal. Hochwasser vom 30. August 1975, ca. 07.30 Uhr. Hüfthoch überflutet
Marktgasse und Postplatz.

Aufnahmen H. Scheidiger, Langenthal



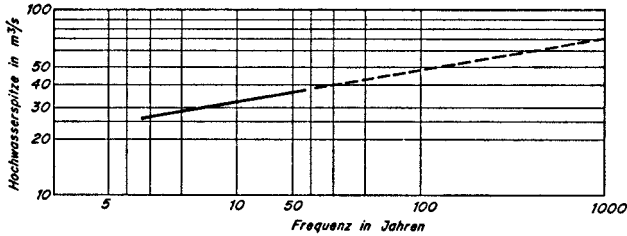


Fig. 5. Hochwasser-Frequenzen der Langete bei Lotzwil, aufgezeichnet aufgrund der Messreihe 1924—1969. Cliché «Wasser-Energie-Luft» 2/3 1976.

Zwar bestehen viele Projekte zur Korrektur des Flösschens, ein Hinweis geht auf das Jahr 1760 zurück. Seien wir glücklich, dass sie nicht zur Ausführung gelangten: Sie hätten Charakter und Schönheit des Tals, aber auch die Grundwasserverhältnisse schwer geschädigt und wären nach allen kürzlichen Erfahrungen ganz ungenügend gewesen. Es ist besonders auf die wesentliche grundwasseranreichernde Funktion der Bewässerungssysteme in den Langetematten hinzuweisen, die durch eine Korrektur alter Manier wohl völlig ausgeschaltet worden wäre.

Die Häufung von Hochwassern 1968—70 gab erneut Anstoss (Fig. 3). Erstes Ergebnis war das Projekt 1971 (Kissling/Binggeli/Werner) mit einem Umfahrungskanal für Langenthal. Als künftig zu erwartende Abfluss-Spitzenmenge wurden ca. 60 m³/s zugrunde gelegt. Dann stellte 1973 H. Scheidegger die alte Idee von Durchstichen der Molasse- und Moränenhügel mittels eines Ueberwasserkanals in moderner Form vor. Dabei wurde bereits eine Kombination mit Rückhaltebecken diskutiert und als empfehlenswert bezeichnet (Fig. 8).

Becken zur Hochwasser-Retention, wie sie in vielen Ländern zu guter Zufriedenheit in Betrieb sind, wurden für die Langete durch H. Bösiger vorgeschlagen und begutachtet durch die Versuchsanstalt für Wasserbau, Hydrologie und Glaziologie der ETH Zürich. Nach Direktor Prof. Dr. D. Vischer würden sie sich gerade für das Gebiet der Langete eignen.

Stets wird in den ungeduldigen und sogar unmutigen Aeusserungen der betroffenen Anwohner eine Häufung und Verstärkung von Hochwassern durch die modernen Eingriffe in die Natur, vor allem in Form der Abdeckung von Versickerungsflächen (Ueberbauung, Platz- und Strassenabdichtung)

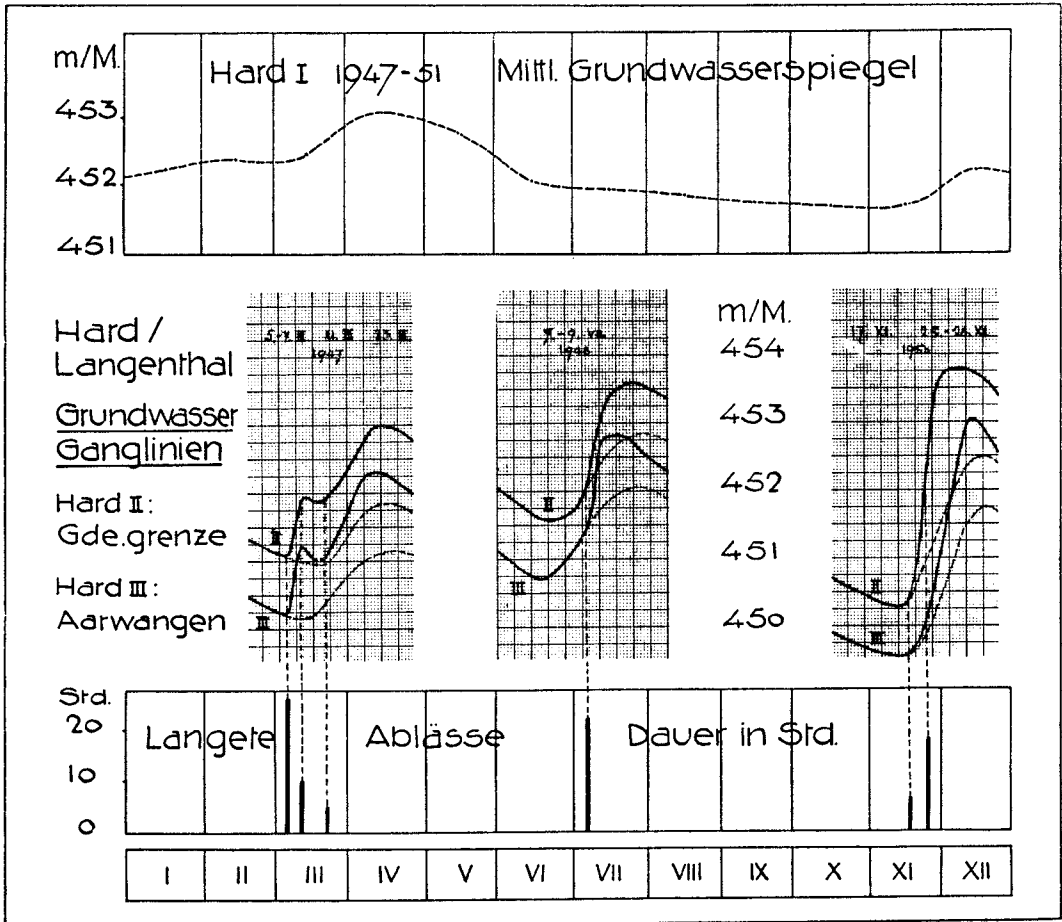


Fig. 6. Hebung des Grundwasserspiegels durch Versickerung von Ueberschmüwungswasser, das bei Hochwasser durch Langenthal in den Hardwald abgeführt wird. Zeitraum der Untersuchungen für das Grundwasserwerk Hard der Gemeinde Langenthal. Aus Lit.²

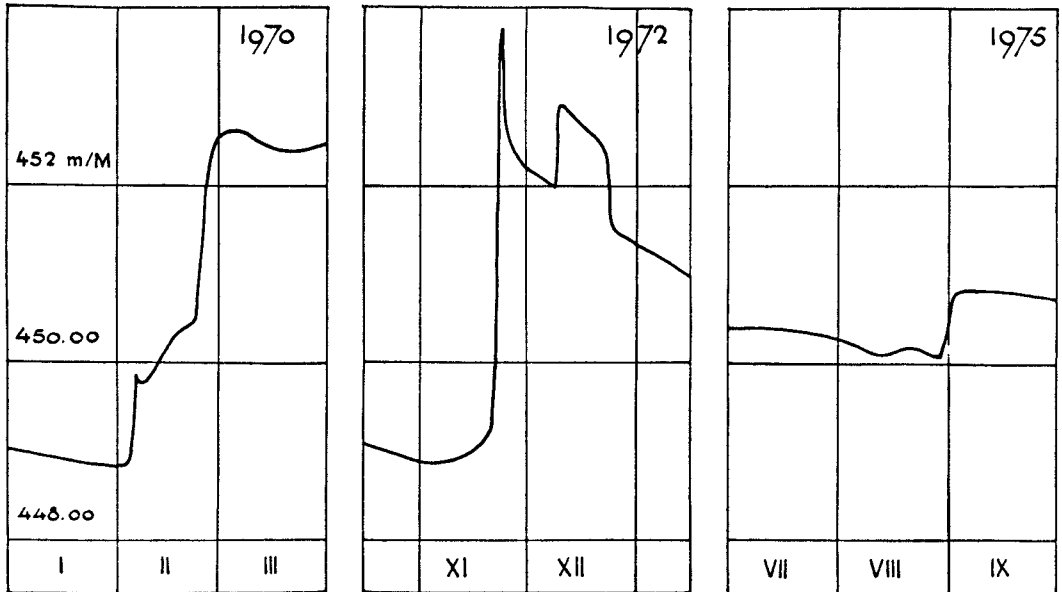


Fig. 7. Grundwasser-Anreicherung durch versickertes Ueberschwemmungswasser der Langete im Hardwald, Langenthal. Der sehr starke Spiegelanstieg vom Februar 1970 ist auf die rasche Folge zweier Hochwasser zurückzuführen. Dann zeigt die höchste bekannte Hebung des Hardgrundwassers durch Hochwasser im November 1972, von 5 m, dass eben lange Dauer entscheidend ist. Dies macht ein Vergleich mit dem geringen Anstieg vom August 1975 mehr als deutlich.

angeführt. Eine solche Zunahme ist jedoch bisher nicht nachweisbar, zumindest für das detailliert bekannte letzte Vierteljahrhundert nicht deutlich genug.

Zur Veränderung der Hochwasser-Ueberflutungen tragen mangelnder Bett- und Uferunterhalt bei, da im Gefolge des Auflassens der extensiven Wasserwirtschaft innerhalb der landwirtschaftlichen Modernisierung das direkte Interesse dafür zurückging. Im Unterlaufabschnitt der Langete werden die Hochwasser dadurch verstärkt, dass manche der alten Bewässerungsschleusen zugebaut worden sind. Durch diese «Ablässe» trat früher das Spitzenwasser in die dafür geeigneten (gegen Schäden weniger anfälligen) Wässermatten aus: zur weitflächigen «natürlichen Retention» und Versickerung.

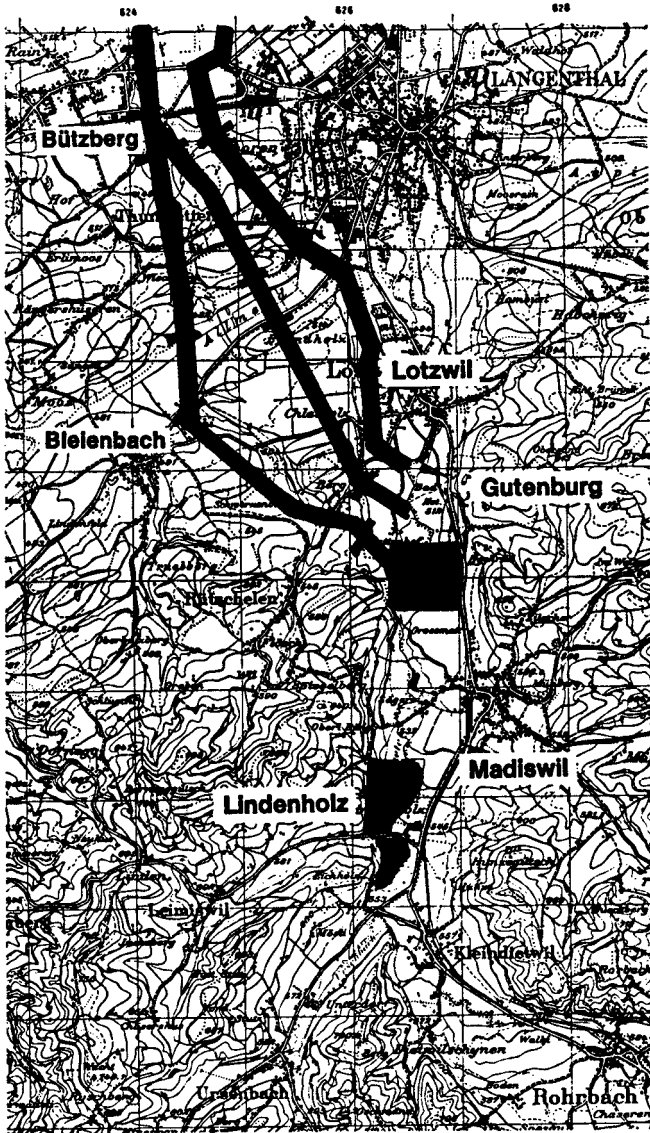


Fig. 8. Mittelaufabschnitt der Langete nach Landeskarte 50 000. Sanierungsmöglichkeiten: Trassevarianten für Hochwasser-Ableitungskanäle via Hard und Aare, resp. Stollen nach Vorschlägen von Hans Scheidegger und postulierte Räume für Rückhaltebecken (schwarze Flächen). Nicht in Karte das weiter südlich liegende Becken Huttwil-Häbernbach. Cliché «Berner Zeitung», Langnau. Repr. mit Bew. L+T 20. 7. 1976.

In dieser Form hat das sinnreich durch die Zisterziensermönche von St. Urban und die Talbauern angelegte Irrigationssystem der Mattenbewässerung seit Jahrhunderten indirekt seinen wesentlichen Beitrag an Hochwasser- wie Grundwasserschutz geleistet — was bei den bevorstehenden Sanierungsmassnahmen sehr wohl zu bedenken sein wird.

8. Schlussfolgerung

Das Hochwasser vom 30. August 1975 hat mit aller Deutlichkeit gezeigt, dass Planung und Durchführung der Korrektur der Langete mit allen Mitteln voranzutreiben ist und dass nur eine grosszügige Lösung in Frage kommt. Für die Ableitung grosser Wasserfrachten scheint ein Hochwasserkanal als gegeben, für das Brechen grosser Hochwasserspitzen ist ein Rückhaltebecken besonders geeignet. Eine Kombination von Kanal und Becken dürfte aber die geeignete Massnahme sein, doch wird auch dies im Extremfall gewisse Ueberschwemmungen nicht verhindern können. Sollte nur die Stollenlösung durchgeführt werden, die grosse Wassermengen aus dem Gebiet ableitet, müssten zur Erhaltung der Grundwasservorkommen die ausgedehnten Versickerungsflächen der Wässermatten teilweise als Kompensation eingesetzt werden. Das sind im Blick auf Hochwasser- und Trinkwasserschutz die Schlüsse, die auf den hydrologischen Untersuchungen basieren.

Nun werden die Behörden an den Ball kommen. Was für die zahlreichen Anstösser und weiteren Tangierten als tragbar bezeichnet und realisiert werden kann, haben schliesslich sie zu entscheiden.

Anmerkungen

- ¹ Die vorliegende Darstellung ist die erweiterte Form einer Studie, erschienen in «Wasser, Energie, Luft» 2/3, Baden 1976.
- ² Binggeli Val. (1974): Hydrologische Studien im zentralen schweizerischen Alpenvorland, insbesondere im Gebiet der Langete. Beiträge zur Geologie der Schweiz, Hydrologie Nr. 22, Bern.
- ³ Erstmals publiziert in «Langenthaler Tagblatt» vom 17. 6. 1946.
- ⁴ Die grössten bis zum Jahre 1969 beobachteten Abflussmengen von schweizerischen Gewässern. Bern 1974.

DIE JOHANNITERKOMMENDE THUNSTETTEN

MAX JUFER

Es war eine seltsame Fügung, dass sich das Auftreten der Mächte, die dem Oberaargau und sich selbst vom Hochmittelalter bis in die Neuzeit zum Schicksal werden sollten, innerhalb eines Jahrdritts vollzog: 1191 stieg Bern, die spätere Beherrscherin des Aareraumes, zur Stadt auf; 1194 entstand als Stiftung der einflussreichen Freiherren von Grünenberg-Langenstein zu Melchnau die Zisterzienserabtei St. Urban, die sich durch Schenkungen, Kauf und Tausch rasch zu einer ansehnlichen Twingherrschaft an der unteren Langeten entwickelte; und wohl 1192, zeitlich wie örtlich zwischen die beiden gebettet, wurde die Johanniterherberge, das Hospitale von Thunstetten, errichtet¹.

Ueber die eigentliche Entstehung der Kommende wissen wir leider noch wenig; denn die Gründungsurkunde ist nicht erhalten. Immerhin lassen Vergleiche mit der Entstehungsgeschichte des benachbarten St. Urban, die Kenntnis der näheren Zeitumstände und eine eingehende Untersuchung des Komtureiarchivs — es zählt über 140 Urkunden — wertvolle Rückschlüsse zu. Nach Kümmerli wurde die Thunstetter Niederlassung von einem Konsortium der edlen Oberaargauer Geschlechter von Balm, von Grünenberg, von Luternau, von Frieso, von Aarwangen und von Oenz gestiftet². Das *liber censualium ecclesiae Romanae* soll — nach Liebenau — als wohlwollende Promotoren ausserdem Herzog Otto II. von Meran und dessen Gemahlin, die Pfalzgräfin Beatrice von Burgund, eine Enkelin Barbarossas, erwähnen.

Unmittelbarer Anlass zur Stiftung mag für alle die Genannten, wie für den Gründer der gleichzeitig entstandenen Komturei Bubikon, Graf Diethelm von Toggenburg, der das ganze Abendland aufwühlende unglückliche Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. Barbarossa und dessen Tod 1190 in Kleinasien gewesen sein. Gewiss wirkte auch die in unserer Gegend von Bernhard von Clairvaux entfachte Frömmigkeit nach. Ebenso wird die Sorge um das Seelenheil die Spender veranlasst haben, ihre reichen Mittel für das Palästina-

unternehmen einzusetzen; was nicht ausschliesst, dass ebenfalls der Wunsch sie beseelt haben mag, den Mitmenschen auf der eigenen Scholle charitativ zu helfen.

Neben diesen geistigen, ideellen Motiven waren aber auch weltliche, materielle und standespolitische Ueberlegungen massgebend. Den obergeraargauischen Adeligen ging es nämlich gleichzeitig darum, sich zum Schutz gegen die hohen Dynasten — die Häuser Kiburg, Habsburg, Zähringen und Froburg — und die wachsende Macht der Städte zusammenzuschliessen. Diesem Zweck vermochten nun lokale geistliche Zentren ausgezeichnet zu dienen; stellten sie doch dank ihrer internationalen Institutionen den Kontakt mit dem ausländischen Freiherren- und Ministerialenstand her. Dem Stifterkonsortium konnte im besonderen auch daran gelegen sein zu verhindern, dass der Obergeraargau, wie zur Zeit des Investiturstreits 1079/1080, in den Strudel grosser Auseinandersetzungen gezogen und gebrandschatzt würde. Dass Klöster zudem Mittelpunkte von Recht und Ordnung bildeten, war eine altbekannte Tatsache.

Der einheimische Adel begrüsste die Errichtung geistlicher Stätten noch aus anderen Gründen. Er hatte seinen Rang, seinen Besitz hauptsächlich mit dem Schwert gewonnen. Nun zeigte sich aber in der engeren Heimat kein lohnender Erwerb mehr. Fürstendienst war im Obergeraargau kaum möglich. Dafür bot jetzt der Eintritt in den Klerus für Adels söhne angemessenen Ersatz. Besonders begehrt war deshalb die Zugehörigkeit zu einem geistlichen Ritterorden. Da fand der Adelige, was ihm das weltliche Leben im beginnenden Spätmittelalter zunehmend versagte: Herrschaft, Kampf, ein weites Feld der Betätigung, angemessene Pflege des Standesgeistes und nicht zuletzt eine ehrenvolle, bequeme Versorgung. Die Entstehung eines Johanniterhauses konnte darum den obergeraargauischen Herrengeschlechtern sehr gelegen kommen.

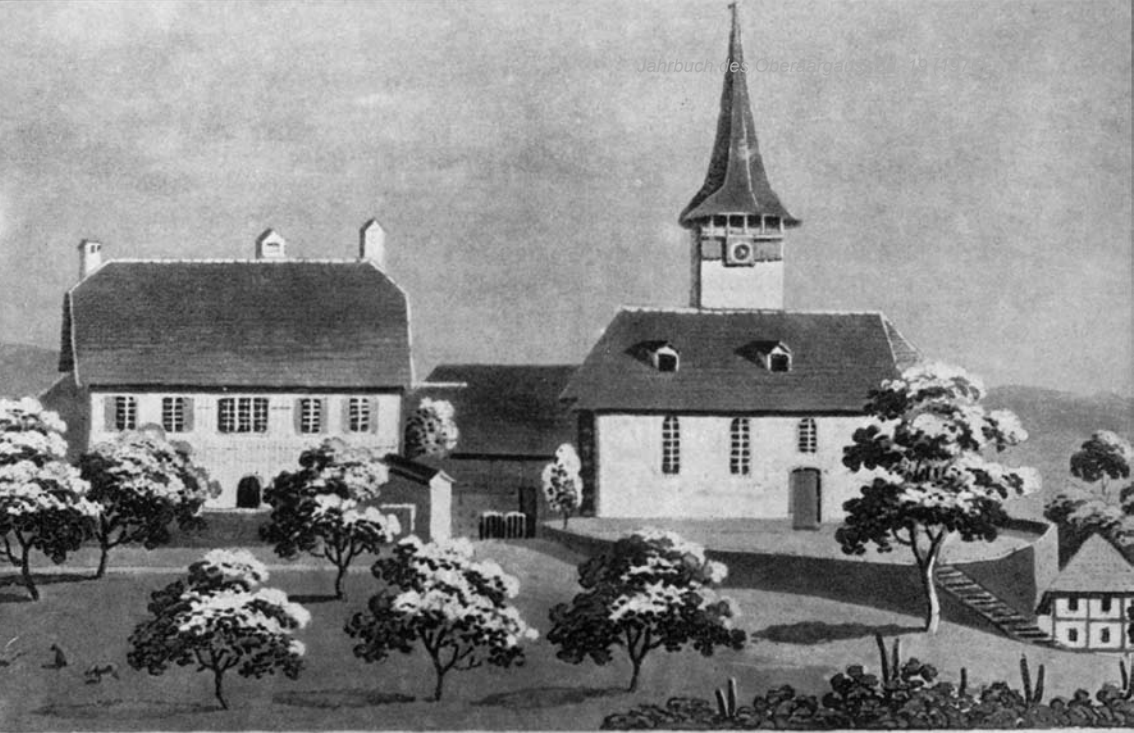
Ein ähnlich zielgerichteter Gründungswille muss freilich auch im Orden selbst bestanden haben. Thunstetten füllte eine Lücke zwischen dem 1180 gestifteten Münchenbuchsee, dessen Filiale es anfänglich war, und Bubikon, mit dem es ebenfalls öfters den Komtur gemeinsam hatte. Somit fügte es sich organisch ins Netz der Stützpunkte, das der Grossprior Alemanniens in jenen Jahren — kurz nach 1200 sollten die Komtureien von Hohenrain, Basel, Rheinfelden, Freiburg, Tobel, Leuggern und Klingnau folgen — von Heitersheim im Breisgau aus im schweizerischen Mittelland zu errichten gedachte.

Bei der engeren Wahl des Standortes wird die beherrschende, aussichtsreiche Hügellage, in Aarenähe, unweit der gesicherten Brücke von Aarwangen, inmitten der burgenbewehrten Stifter, bestimmend gewesen sein. Ausserdem versprach das bereits erschlossene, fruchtbare Bauernland — der erstmals 1220 in der ältesten Komtureiurkunde als «tunchstetten» erscheinende Ortsname³ deutet auf eine alemannische Landnahme des 8. bis 10. Jahrhunderts — eine gesunde wirtschaftliche Grundlage.

Welche rechtlichen und kirchlichen Verhältnisse die Kreuzritter 1192 antrafen, ist ungewiss. Ein Teil des Bodens gehörte vermutlich dem Kloster Trub, wie es 1139 die letzte vor dem Gründungsjahr Thunstettens greifbare Urkunde vermerkt. Dieser Umstand mag die Handänderung durch die Stifter entscheidend begünstigt haben; denn Benediktiner und Johanniter standen einander durch die Verehrung des gemeinsamen Heiligen nahe.

Auch noch ungenügend geklärt ist die Frage, ob bereits eine Kirche existierte oder nicht. Die erste Erwähnung einer ecclesia findet sich in den um 1200 einsetzenden st. urbanischen Dokumenten. Anzeichen, dass in Thunstetten bereits ein Gotteshaus bestand, wären: der erstaunlich grosse Kirchensprengel, über den diese Pfarrei schon vor dem Auftreten der Zisterzienser verfügt haben muss, umfasste er doch das ganze Gebiet der heutigen Gemeinde Langenthal; sodann der alte, festungsartige, aus Tuffsteinen aufgeführte Turm; und schliesslich die Tatsache, dass die geschichtlich ähnlich gelagerten benachbarten Kirchen von Rohrbach, Madiswil, Wynau und Lotzwil ins Frühmittelalter zurückreichen. Gegen diese Annahme spräche, dass die ganze Anlage — Kommende, Kirche, Umfassungsmauer und Oekonomiegebäude — einem einheitlichen Konzept entsprungen und von den Gründern an dem durch sie gewählten Platz gesamthaft erbaut zu sein scheint. Dass man dazu ein altes keltisches Oppidum benutzt hätte, wie es eine fragwürdige Verknüpfung des Bestimmungswortes thun mit dem keltischen *dunum* Dunum = Thun, Sedunum = Sitten, Minodunum = Moudon) glauben lassen möchte, wird wohl ins Reich der Legende verwiesen werden müssen. Letzte Aufschlüsse darüber und zum Alter der Kirche wird allerdings einzig eine archäologische Untersuchung der Fundamente geben können.

Durch das Auftreten der Mönchsorden erhielt der Oberaargau ein neues Gesicht. Er wurde von jahrhundertelanger Urkundenarmut erlöst, kulturell nachhaltig beeinflusst und zu einem eigenen Geschichtsbewusstsein gebracht. Vor allem aber ging nun über die versonnene Anhöhe von Thunstet-



Kirche und Pfarrhaus Thunstetten 1827. Gemälde von Weibel. Älteste Darstellung von Kirche und ehemaliger Kommende. Südansicht. Auffällig sind die festungsartigen Mauerreste. Hinter den Fensterreihen im 1. Stock des Pfarrhauses befand sich wohl der Rittersaal. Zwischen ihm und dem Estrich, etwa auf der Linie der Dachtraufe, liegt noch heute ein nur brusthoher, durch Schiesscharten erhellter, ziegelbedeckter Boden, der als Pilgerlager gedient haben mag. (Cliché Merkur, Langenthal)

Kirche und Pfarrhaus Thunstetten heute

Aufnahme W. Landolt, Langenthal



ten, wo die Kommende palazzoartig auftrug, der Atem der grossen Welt. Welch eine Veränderung für das Leben des Schollenbauern! Wie muss er beim Kommen der Herren im roten und schwarzen Mantel mit dem grossen weissen Kreuz gestaunt haben, beim Bau der Niederlassung, die er, wohl selber mitarbeitend, hoch und steinern wachsen sah, und erst bei der Weihe der Herberge am Johannistag, als der Hochmeister von Deutschland, der Komtur von Münchenbuchsee, die adligen Stifter, die Ritter, der Sacerdos und die dienenden Brüder feierlich aufzogen! Und wie anders war jetzt auch der Alltag mit den zahlreichen Feiern und Zeremonien, dem Hörigendienst unter der neuen Herrschaft, den ziehenden Kriegern und Pilgern! Und war es nicht ein gewandeltes Dasein in der Nähe heilkundiger, barmherziger Pfleger, in der irdischen und himmlischen Geborgenheit? Ueber die weitere und eigentliche Geschichte der Komturei sind wir dank dem bereits erwähnten reichen Urkundenmaterial, das bis zum Jahre 1390 in den *Fontes rerum Bernensium* Aufnahme gefunden hat, gut unterrichtet. Es lassen sich dabei unschwer zwei Entwicklungsphasen feststellen: eine des Aufstiegs, die anfangs des 14. Jahrhunderts den Höhepunkt erreicht, und die andere des Niedergangs, die mit der Säkularisation 1528 endet.

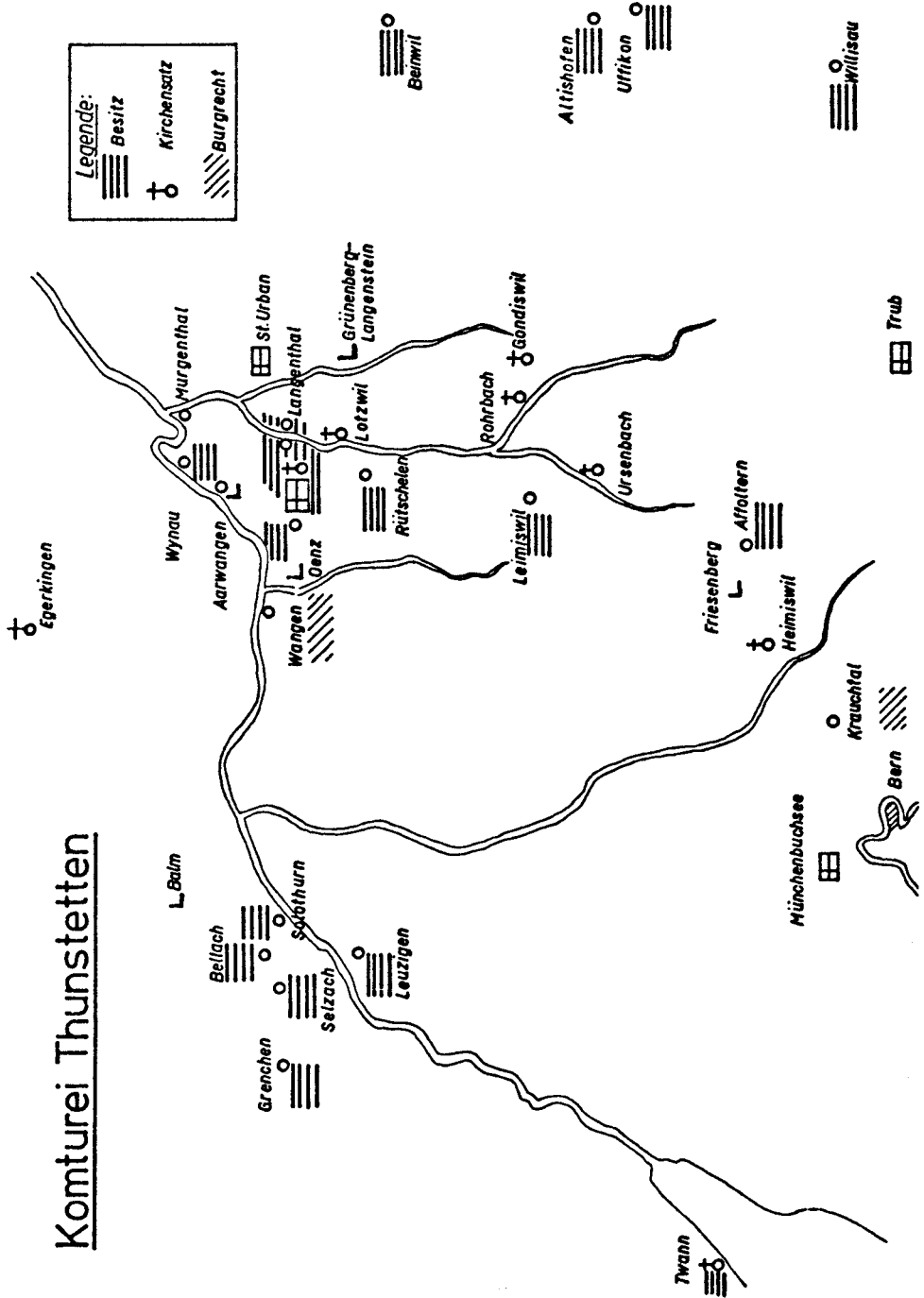
Der erste Abschnitt wird durch die uns bereits bekannte Verbriefung von 1220, einen gegen den Ritter von Stadönz gewonnenen Rechtsstreit, eingeleitet. Das Dokument ist insofern von Bedeutung, als es auf einen aussergewöhnlich erfolgversprechenden Beginn des Johanniterunternehmens schliessen lässt, das ausser einer gefestigten wirtschaftlichen, rechtlichen und kirchlichen Stellung schon in weiterem Umkreis hohes moralisches Ansehen genoss. Als Schiedsrichter unterzeichneten nämlich keine geringeren als Heinrich *hospitalis jherosolomitane summus procurator in Alemannia* (Heinrich, oberster Verwalter der Jerusalemsherberge in Deutschland) und Dekan Burkhard von Wynau, Spitze der obergeraugaischen Geistlichkeit. Prior war wahrscheinlich G. *hospitalarius*, vielleicht identisch mit dem später mehrmals erwähnten Magister Gerhard, der das Siegel der Edlen von Balm führte.

Zu diesem günstigen Anfang trug freilich auch die vom Papst geschützte Rechtsimmunität gegenüber dem Bischof von Konstanz und die zunehmende Schwäche des Landesherrn, des Grafen von Kiburg, bei; denn dadurch konnte die Komturei mit ihren Twing- und Grundrechten, welche die niedere Gerichtsbarkeit einschlossen, als autonomes Staatswesen auftreten.

Als solches hätte sie sich nun in erster Linie — unumgängliche Vorbedingung einer erfolgreichen Entfaltung — mit dem ebenfalls schnell aufstrebenden geistlichen Rivalen und Nachbarn St. Urban auseinanderzusetzen. Der Wunsch der beiden Herrschaften nach Verständigung und Ausgleich war gegenseitig. So einigte man sich, stets auf der Basis der Ebenbürtigkeit, in verschiedenen Schiedsgerichtsverträgen über die Ansprüche. Das Jahr 1228 regelte für einmal die schon berührte Frage der Kirchgenössigkeit und des Zehntens in dem mittlerweile zum Klosterbesitz der Zisterzienser gewordenen Langenthal: Das strittige Gebiet verblieb bei der Kirchhoheit Thunstetten; St. Urban zahlte den halben Zehnten für die Güter, die es vor 1226 besessen, und den ganzen für Neuerwerbungen; Neubrüche sollten abgabefrei sein. Ein Spruch aus dem Jahre 1336 bestätigt diese Abmachungen. Die endgültige Abgrenzung geschah 1396 in Form eines Tauschvertrags, der den beiden Häusern erlaubte, den Besitz zu arrondieren. Dabei trat der Kommendator den Gross- und Kleinzehnten von Langenthal ab, um dafür den Zehnten von Meiswil und Haldimoos (zwei Weiler bei Aarwangen), Klostereschuppen um Thunstetten und 1000 Gulden zu erhalten⁴.

Da auf diese Weise der Hauptgegner vertraglich gebunden und somit die Ost- und Nordgrenze gesichert war, konnten die Johanniter anderweitig auf die Mehrung ihres Besitzes ausgehen. Die Zeit war ihnen wohlgesinnt, ihr Werk angesichts der fortdauernden Kämpfe um das Heilige Grab, der Notwendigkeit neuer Kreuzzüge und der während des Interregnums ungesicherten Rechtslage bei hoch und nieder beliebt. So wurde die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts für Thunstetten zur eigentlichen Entfaltungszeit. 1249 kaufte das Haus Grundbesitz bei Leimiswil. 1257 empfing es unter dem siegelnden Hochmeister Heinrich von Toggenburg, Prokurator von Münchenbuchsee und Magister de Buobincho ordinis Sancti Johannis, eine grosse Schenkung der Freiherren von Balm in Tennwil und Willisau. 1259 erlangte es den Kirchensatz, d.h. das Vorschlagsrecht bei Pfarrwahlen und die Verwaltung des Pfrundvermögens, in Lotzwil. Die noch sehr gut erhaltene Urkunde zeichnet sich durch die Wappensiegel zahlreicher adeliger Gönner und prachtvolle Kalligraphie aus. Hören wir, wie sie anhebt: «Omnibus Christi fidelibus presens scriptum intuentibus Rudolfus et Uolricus fratres dicti de Balme, Uolricus et Marquardus, fratres de Chrünenberch, Cunradus de Rüti, nobiles, Wernerus et Rudolfus fratres de Luternowa, salutem et bonam voluntatem ...⁵. Mittelalterlicher Geist in ehrwürdigem Wort! 1262 vergaben die Herren von Froburg der Komturei Güter in Beinwil (vielleicht

Komturei Thunstetten



Bennwil, Bezirk Waldenburg BL), Uffikon und Altishofen. 1273 kamen Rebbesitz zu Twann dazu, 1294 der Kirchensatz von Egerkingen und Grundstücke in Solothurn, Leuzigen, Bellach, Selzach und Grenchen. Als äusseres Zeichen dieses Wachstums erlebte die Kommende 1274 die stolze Freude, mit einem eigenen Siegel, Symbol der Handlungsfähigkeit, auftreten zu können. Der erste Komtur, der das Sigillum — ein in einer stehenden Mandorla von einem langschenkigen Kreuz überhöhtes Lamm — führte, war Bruder «Chunradus de Chrouthal commendator domus in Tuncsteten hospitalis sancti Johannis et fratres ejusdem domus Constanciensis dyocesis»⁶.

Zweifellos erlebte nun die Herberge ihre grosse Zeit, und es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn wir sie mit ihrem geistigen und vor allem materiellen Kapital als einen der damaligen Mittelpunkte des Aaregebiets bezeichnen. Welch geschäftiges Treiben wird da auf der Höhe von Thunstetten in und um die Kirche und Komturei, in Küche und Keller, in den Ställen, in der Schmiedewerkstatt, auf Feldern und Wegen geherrscht haben! Besonders die Zinstage und der 24. Juni, der Johannistag, an dem die Messe für das Volk gefeiert wurde, mögen denkwürdige Anlässe für die Hörigen gewesen sein.

Es scheint, dass die Johanniter diesen umfangreichen, auf Autarkie ausgerichteten typisch abendländischen Streubesitz bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts halten können. Sie hatten sogar noch einige Gewinne aufzuweisen wie den Erwerb des Patronatrechts in Heimiswil vor 1327, von Grundbesitz in Rüschelen 1343 und des Kirchensatzes von Rohrbach 1345. Doch wird man den Eindruck nicht los, dass die Entwicklung stagniere und sich bereits ein leiser Schatten über das Ritterwerk breite. War es, weil der Orden 1290 Palästina hatte räumen müssen und dadurch seiner ursprünglichen Zielsetzung verlustig gegangen war? Jedenfalls begann die Popularität der Hospitaliter abzunehmen und die Gebefreudigkeit der Bevölkerung nachzulassen. Natürlich hing diese Veränderung auch mit der gesamteuropäischen Erscheinung der einsetzenden Kirchenkrise, dem Zerfall des Feudaladels und der geistigen Neuorientierung in Renaissance, Humanismus und Reformation zusammen.

Eigentliche Zeichen des Niedergangs sind in Thunstetten gegen Ende des Jahrhunderts, wohl als Folge weiterer Rückschläge des Ordens im östlichen Mittelmeer und verlustreicher Niederlagen des schweizerischen Adels gegen Bauern- und Bürgerheere, festzustellen. Sie verdichten sich gleich nach 1400 durch Ereignisse, welche die politische Lage im Obergeraargau vollständig umwandeln sollten. Verboden dazu waren im Grunde schon die Burgrechts-

verträge der Komturei mit dem Kiburger Städtchen Wangen an der Aare, 1320, und dem mächtig sich ausdehnenden Bern, 1329 (zusammen mit Münchenbuchsee, das damals den gleichen Meister hatte) gewesen, so sehr diese Abschlüsse den Johannitern schmeichelten und wirksamen Schutz versprachen. Sie banden nämlich die Herrschaft Thunstetten einerseits an ein fallendes Dynastengeschlecht, andererseits an eine Stadtkommune, die unmissverständlich auf die Beherrschung des Aareraums ausging. 1406 kaufte Bern vom zusammenbrechenden Haus Kiburg, dem auch das st. urbanische Langenthal gehörte, die Herrschaft Wangen; 1415 eroberte es einen Grossteil des Aargaus. Für die Johanniter bedeutete dies einen neuen Landesherrn, der die Hoheitsrechte ungleich straffer handhabte als der Landgraf zuvor, und die fast vollständige territoriale Einschliessung. Dazu gesellten sich finanzielle Schwierigkeiten: Der aufkommende Fernhandel brachte es mit sich, dass die Naturalwirtschaft, auf der die mittelalterlichen Feudalbetriebe beruhten, durch die städtische Geldwirtschaft der Kaufleute und zünftig organisierten Handwerker verdrängt wurde. Somit stellte sich bei den Grundherren, deren auf ewige Abmachungen fussende Bodenzinse konstant blieben und an Kaufkraft verloren, Knappheit an Barmitteln ein, der man mit der Veräusserung von Land und Rechtstiteln zu begegnen suchte.

Thunstettens Verkäufe setzten 1453 mit der Abtretung von Gütern in Bützberg ein. Zwei Jahre später ging der Kirchensatz von Ursenbach an den Bernburger Heinrich von Ballmoos. Schon zuvor war das Gut von Gondiswil verpachtet und Besitz in Affoltern verkauft worden. In diesem Zusammenhang erscheint nun auch die überraschende Vergoldung des Langenthaler Zehntens verständlich.

Es muss eine offene Frage bleiben, ob durch all diese Versuche, die wirtschaftliche Lage zu verbessern, die Kommende hätte gerettet werden können; denn nun trat zur Ungunst der Zeit inneres Versagen. Misswirtschaft riss ein, und schliesslich wurde die Verwaltung so mangelhaft, dass die Obrigkeit von Bern, unter Berufung auf ihre göttliche Verantwortung, einschritt und ein ernsteres Finanzgebaren verlangte. Damit war die kalte Säkularisierung eingeleitet. Die Auswirkungen zeigten sich bald: 1466 erneuerte Bern das Burgrecht zu Bedingungen, die Thunstetten zu einem minderwertigen Partner stempelten. Das Hospitale hatte sich nämlich nicht nur zu verpflichten, Heerfolge zu leisten, Kriegssteuern zu bezahlen und die Reiskosten selbst zu übernehmen, sondern in der Stadt (an der Metzgerngasse) ein Haus zu kaufen und darin eine Herberge einzurichten. Im Jahre 1479 musste der Komtur

Johannes von der Au — er hatte immerhin bei der Belagerung von Rhodos mitgekämpft — auf Geheiss der Gnädigen Herren gar die ganze Herrschaft zum Pfand gegeben, weil er dem Hochmeister im Breisgau 120 Gulden schuldete.

Es versteht sich, dass angesichts eines derartigen Zerfalls — 1515 sah sich der Landvogt von Wangen veranlasst, den Kommendator ausserdem wegen Konkubinats zu massregeln — der Nimbus des Religiösen und Heldenhaften, der den Kreuzritter in den Augen des einfachen Landvolkes umgeben hatte, schwand und das Hörigenverhältnis nicht mehr als gottgewollte Ordnung, sondern als unangenehme und ungerechte Last empfunden wurde. Dass sich dabei die Blicke der unfreien Bauern mehr und mehr nach dem immer souveräner auftretenden Bern richteten, ist um so begreiflicher, als die Obrigkeit die Untertanen in deren Streben nach Gemeindebildung und autonomer Verwaltung kräftig unterstützte. Dies führte seitens der Ordensleitung zu Konzessionen, die von den hörigen Schollenleuten als Zeichen zunehmender Schwäche zu neuen Forderungen benutzt wurden. So sahen die Langenthaler, seit dem frühen 13. Jahrhundert bereits unter Twing und Bann des Abtes von St. Urban, aber immer noch nach Thunstetten kirchpflichtig, unerwartet leicht und rasch Wünsche erfüllt, die sie seit langem gehegt und vergeblich geäussert hatten: Um 1500 richteten ihnen die Johanniter in einem mittels eines obrigkeitlichen Bettelbriefes gekauften Steinspeicher eine Begräbniskapelle ein⁷, und 1514 erhielten sie im st. urbanischen Dorfkirchlein einen eigenen Frühmессaltar zugestanden. Auf diese Weise war ihnen der lange, oft beschwerliche und zuletzt als demütigend empfundene Weg zu den Sakramenten der Komturei teilweise erlassen.

Dieses Beispiel zeigt deutlich, wie Autorität und Ordnung zerbrachen. Nun schritt, mit der beginnenden Reformation, für die Komturei das Unheil schnell. 1527 unterstellte Bern sämtliche Klöster der staatlichen Aufsicht und Vermögensverwaltung. Ueber die Herbergen von Münchenbuchsee und Thunstetten wurde der Vogt Andres Zehnder gesetzt. Am 13. Januar 1528 schliesslich unterschrieben Adam Wisslocker, «helfer [hier: Prior] zu Thunstetten», und Lienhardus Haltmeyer, «plebanus [Leutpriester] zu Thunstetten», alle Thesen der Berner Disputation und bekannten sich dadurch selbst zur Zwinglikirche. Am 28. Januar wurde die Komturei aufgehoben. Ihre Güter und Rechte, aber auch alle Verpflichtungen, fielen an den Staat. Die letzten Insassen wurden pensioniert. Der Komtur, Peter von Englisberg, gegen dessen freiwillige Kapitulation der Grossmeister Aleman-

niens vergeblich Einspruch erhoben hatte, erhielt die Herrschaft Bremgarten bei Bern als Altersrente. Leutpriester Haltmeyer führte, mit zugebilligtem halbem Hausrat, die Verwaltung in der Herberge, die nun als Pfarrhaus diente⁸, noch neun Jahre weiter. Dann übernahm ein bernischer Schaffner die Kommende. Sein Inventarbericht verzeichnet in den Oekonomiegebäuden einen Viehbestand von 8 Pferden, 2 Füllen, 10 Zug Pflugochsen, 30 Kühen, 2 Stieren, 48 Kälbern und 10 Schweinen; Keller und Speicher enthielten 156 Käselaike. Stolze Zahlen immer noch, die einstigen Reichtum ahnen lassen!

*

Damit ist die Geschichte der Komturei, nicht aber die der Herrschaft Thunstetten zu Ende. Denn dort, wo während dreier Jahrhunderte die Ritter vom Spital des Heiligen Johannes gewaltet hatten, sollte noch einmal hoher Adel erglänzen. In den Jahren 1713—1715 liess nämlich der grosse bernische Schultheiss Hieronimus von Erlach, wohl vom *genius loci* gereizt, unmittelbar neben der ehemaligen Kommende ein prächtiges Schloss in französischem Barock erbauen, nachdem er Güter und Rechte an sich gebracht hatte. 1746 gab er den gesamten Besitz, der doch als reichlich anachronistisches Gebilde erscheinen musste, wieder an Bern zurück. Das Schloss kam in wechselnden Privatbesitz. Heute stellt es, von einer Stiftung betreut, mit Kirche und Pfarrhaus eine architektonisch reizvolle Einheit dar, die als kultureller Mittelpunkt der Gegend die Tradition der Komturei weiterführt: religiös-charitativ die Kirche, repräsentativ-gesellschaftlich das Schloss. Die Johanniter sind von Thunstetten geschwunden, ihr Geist der Nächstenliebe und der weltoffenen Begegnung lebt fort.

¹ Vgl. A. Kümmerli, O. Breiter. *Heimatbuch von Thunstetten*. 2 Bände. Buchdruckerei Oberland AG, Interlaken 1952.

² Vgl. M. Jufer. *Die Adelsgeschlechter des Oberaargaus*, im *Jahrbuch des Oberaargaus* 6, 1963.

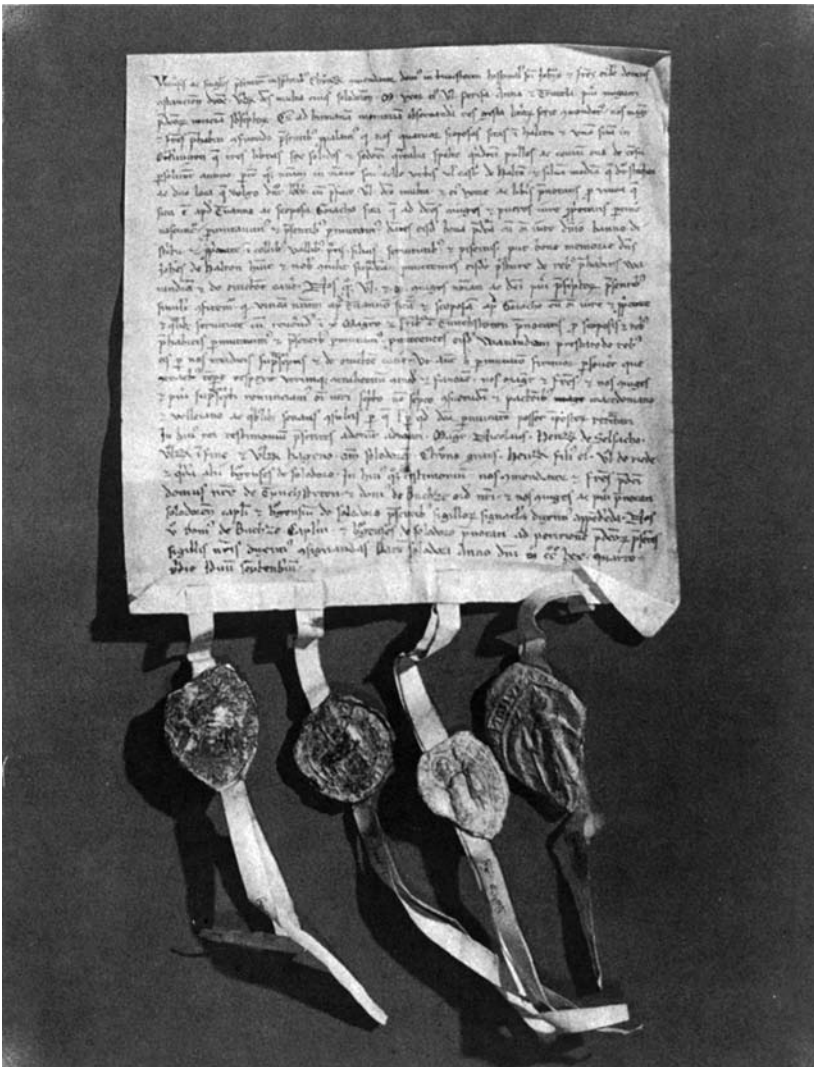
³ Vgl. P. Glatthard. *Zum Namen Thunstetten*, im *Oberaargauer Jahrbuch* 8, 1965.

⁴ Vgl. J. R. Meyer. *Aus der Zehntengeschichte von Langenthal*. Merkur Langenthal 1965. Herausgegeben von der Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-heimatkundlicher Forschung über Dorf und Gemeinde Langenthal.

⁵ «Allen Gläubigen Christi, welche diese Urkunde sehen, R. und U., Brüder genannt von Balm. U. und M., Brüder von Grünenberg. K. von Rüti und die Freien W. und R., Brüder von Luternau. Gruss und guten Willen.»

- ⁶ «Konrad. Komtur des Thunstetter Hauses zur St. Johannesherberge, und die Brüder desselben Hauses, Konstanzer Bistum ...».
- ⁷ W. Bieri. Heidenstock oder Kapelle — oder beides? In: Langenthaler Heimatblätter 1974.
- ⁸ Die burgartige, mit Strebepfeilern, meterdicken Mauern und schiessschartenähnlichen Öffnungen versehene Kommende, die übrigens bis mindestens 1780 mit der Kirche «unter einem Tach» war, wurde nach der Verstaatlichung baulich vernachlässigt, so dass sie kaum mehr den Praedikanten zu beherbergen vermochte. Erst 1650, dann wieder 1740, erfolgten bedeutende Reparaturen. In den letzten Jahren wurde das Gebäude unter Aufsicht der bernischen Denkmalpflege einer fachgerechten Renovation unterzogen.

Vortrag, gehalten an der Hauptversammlung 1973 der Ritterhausgesellschaft Bubikon, gedruckt in deren Jahrheft 37, 1973.



Urkunde von 1274. Die Kommende Thunstetten erwirbt einen weiteren Twanner Reberg durch Landabtausch von Ulrich Multa, Bürger zu Solothurn. Die Siegel gehören (von links nach rechts) der Komturei Münchenbuchsee, der Kommende Thunstetten, dem Kapitel Solothurn und der Stadt Solothurn. Aufnahme Frutiger, Bern

DER MERKANTILISMUS IM OBERAARGAU

J. R. MEYER

Ernst Lerch hat in seiner Abhandlung «Der Bernische Kommerzienrat im 18. Jahrhundert» eingehend das Wirken der seit 1687 bestehenden Behörde dargestellt, die «als Bestandteil der Regierungsmaschine» der vorsichtigen Wendung einer bisher ausserhalb ihrer Stadtgrenzen mehr nur auf Förderung des Landbaus bedachten patrizischen Obrigkeit zum Geist und zu den Methoden des Merkantilismus Nachdruck und System verlieh. Den Erfolg dieses Kaufmännischen Direktoriums oder dieser Handelskammer, wie wir heute sagen würden, betrachtet Lerch schliesslich als «ziemlich gering». (Er schreibt die Schuld daran nicht zuletzt der Tatsache zu, dass der Staat die Fürsorge für die Industrie statt erfahrenen Kaufleuten kaufmännisch nicht immer genügend vorbereiteten Staatsmännern übertrug.)

Wo Lerch ausführt, wie der Kommerzienrat in den 1760er Jahren daran ging, die Zahl der auf dem Lande dank den merkantilistisch gemeinten Privilegien allzu üppig emporgeschossenen Kramläden zugunsten der Bürgerschaften der Städte wieder zu vermindern, berichtet er kurz über das Dasein und die Bedeutung einer von 1707 bis in die siebziger Jahre hinein bestehenden «Krämerzunft» des Emmentals, bemerkt hingegen, dass über die spätern Schicksale einer Zunft der Aemter Wangen, Aarwangen und Bipp, die 1710 eine obrigkeitliche Konzession erhalten habe, nichts bekannt sei.

Das Archiv der Burgergemeinde Langenthal vermag diese Lücke auszufüllen. Der Kommerzienrat ist mit seinem merkantilistischen Schalten und Walten in bezug auf Langenthal durchaus nicht erfolglos gewesen, sondern er hat die Entwicklung dieser Ortschaft entscheidend beeinflusst und ihr sozusagen ein anderes Herz eingesetzt und ein anderes Gesicht aufgesetzt.

Die Geschichte der obergeraugaischen Krämerzunft ist eigentlich ein Stück Langenthaler Marktgeschichte. Nach einer Notiz bei Valerius Anshelm bewilligte Bern den Langenthalern 1480 einen Wochenmarkt, auf zwei Jahre. Wie lange er sich halten konnte, wissen wir nicht. Das Privileg für zwei

Jahrmärkte, den einen acht Tage vor Pfingsten, den andern zehn Tage nach Martini, erhielten sie 1571. Ein dritter kam 1647 hinzu.

Der Dienstag-Wochenmarkt stammt mitsamt dem «Kauf- und Kornhaus» aus dem Jahre 1613. Die Obrigkeit hatte damit nichts anderes schaffen wollen als eine Verkaufsstelle für Getreide, wie es «unsere lieben gethrüwen von Langenthal und harumb gesässne landlüt in gebührender demuth pitlich ankhert» hatten. Aber die Handwerksleute von Langenthal benützten von Anfang an die Gelegenheit, um ihre Erzeugnisse feilzubieten und konnten es dann auch nicht verhindern, dass auch die Bauern der Umgebung noch anderes als nur Getreide auf den Markt brachten. Im Jahre 1681 verband die Regierung ein genau umgrenztes Gebiet fester mit dem Wochenmarkte, indem sie allen bernischen Untertanen der drei Aemter gestattete, ihn sowohl Kaufens als Verkaufens halber zu benützen. Von diesem Jahre an durften sich die Bürger der drei Aemter als grundsätzlich den Langenthalern selber durchaus gleichgestellte Marktbürger betrachten.

Noch einige Zeit über 1700 hinaus blieb der Wochenmarkt in seinem alten Rahmen, mass niemand dem Markttorte eine weitergehende Aufgabe zu, als die, womit die Bewohner der drei Aemter ihn seinerzeit, nicht im Sinne einer Bevorzugung, sondern eines Dienstes unter Gleichberechtigten, beauftragt hatten. Abgesehen vom Getreidehandel war es sicher eine mehr als bescheidene Kaufs- und Verkaufsgelegenheit, die aber den Bedürfnissen des Landesteiles durchaus genügte. Die Landleute wünschten, dass sie an dem Orte, den sie des Getreides wegen aufsuchen mussten, auch noch ihr bisschen Luxus bekamen: Tabak, Seidewaren, Meien, ferner eiserne und hölzerne Werkzeuge und Gerätschaften, das Guttuch und dann die unentbehrlichen Bündel und Schnüre, kurz den ganzen Bedarf, mit dem sie sich nicht selber versorgen konnten. Sie wollten auch, was sie selber verfertigten, dort absetzen können, und sie durften auch in dieser Hinsicht zufrieden sein.

Die Langenthaler waren grundsätzlich nicht bevorzugt. Aber ihre Sesshaftigkeit am Markttorte selber war doch ein Vorteil. Sie fingen an, ihre Marktläden auch die Woche hindurch offen zu halten und «wie sie nach und nach gesehen, dass wochenmarktt ihnen wohl aushulffen, die bequeme Situation ihres orts vil volcks zu ziehe, die debite gestigen und sowohl die handlungs als handwärcsleute eintraglich nutzen schaffe, sind sie aller hand gatung handwreker einzuführen und krämereyen und handlungen zu vermehren bedacht gewesen». (Aus einer Reklamation der Zofinger von 1705.) Bereits zeigten sie sich gewillt, das ihren Markt-Ausbürgern, wie wir sagen möch-

ten, auf Grund obrigkeitlicher Gnade zustehende Recht auf Benutzung des Marktes als Pflicht der Auswärtigen gegenüber dem Markttorte auszulegen. Bei den Auswärtigen dagegen entwickelte sich bald einmal die Neigung, die 1681 erhaltene Vergünstigung als ein Recht gegenüber den Langenthalern zu betrachten. Tatsächlich genossen beide Teile nur durchaus gleichgemeinte Gunst von seiten einer noch nicht merkantilistisch eingestellten, sondern nur auf die Förderung des Landbaus bedachten Obrigkeit.

So waren also schon vor 1700 die drei Aemter um Langenthal herum zu einer zweckmässigen und wunschgemässen Einheit gruppiert. Ein abgegrenztes Marktgebiet war da, geschaffen vom einsichtsvollen Willen zum Zusammenhalt, der aber bereits bedroht war von auseinandergehenden Interessen.

Diese Sachlage hatte sich in freier Entwicklung aus den Bedürfnissen der abwechselnd mehr regional oder mehr lokal rechnenden Untertanen und aus dem verständigen Entgegenkommen der Obrigkeit heraus gebildet. Inzwischen hatten aber auch die Berner der neuen Heilslehre des Merkantilismus vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken begonnen.

Im Jahre 1710 regelte denn auch die Obrigkeit in einem Schreiben an die Krämergesellschaft der drei Aemter das Marktwesen des Gebietes auf eine Weise, die deutlich merkantilistische Erwägungen voraussetzte. Erstens erneuert sie der Gesellschaft ihre bisherige Befugnis, die Konkurrenz der fremden Hausierer abzuwehren. Zweitens bestätigt sie den Burgern der drei Aemter ihre Langenthaler Marktbürgerschaft. Aber sie bindet sie auch fester an den Markttort selber, indem sie ihnen selbst alles anderwärtige Verkaufen als Hausieren auslegt und verbietet. Nur auf dem Markt Langenthal darf ein Marktbürger verkaufen, dazu aber — und das ist neu — darf jeder Marktbürger der drei Aemter künftig in seinem «eigenen Sässhaus» einen Verkaufsladen halten. Und die Waren braucht er nicht bei den Burgern der Städte einzukaufen, sondern er darf sie beziehen, woher er will. Eine wichtige Neuerung! Voraussetzung für den Gebrauch aller genannten Bestimmungen ist die Zugehörigkeit zur Krämergesellschaft der drei Aemter — zur Zunft.

Die Zunft war 1704 entstanden. Die Gesellschaftspapiere stellen es freilich so dar, als ob sie damals, durch eine Versammlung im weissen Kreuz, bloss «widerumb aufgerichtet» worden und in Wahrheit viel älter sei. Immer wieder berufen sich die spätem Eingaben der Gesellschaft auf sogenannte alte «Freiheitsbriefe», einen von 1593 und einen von 1642, die denn auch beide vorne im erhaltenen «Artikelbuch» in vollständigen Abschriften eingetragen

sind. Es handelt sich aber in beiden Fällen um gar nichts anderes als um einzig und allein zum Zwecke der Hausiererabwehr errichtete und geduldete Verbände lockerster Art ohne weitere Zunftvorrechte und Einrichtungen. Auch 1704 hatte man zunächst nichts anderes im Auge als den alten Zweck. Aber nun gab man sich auch eine richtige Zunftsatzung und durfte sich offenbar von Anfang an im Einklang fühlen mit den neuen volkswirtschaftlichen Ansichten und Absichten der Obrigkeit. Hier lag, wenn irgendwo, die Gewähr für die Entwicklung zu einer wirklichen Zunft.

Die zwei letzten der 21 Satzungsartikel lauten:

Es soll sich furohin niemand gelüsten lassen, die Waaren, welche sie etwa von Zürich, Basel, Strassburg, Neuenburg und anderen dergleichen Orten um schlechtes Geld aufkaufen oder sonst vertauschen ausser den Märten und Ständen, durch welches Stümpfen denn anderen Handelsleuthen das Ihre entzogen wird, zu verkaufen, sondern es solle alles auf dem Märte in Läden oder Ständen verkauft werden. Bey Straf.

Ueberdies soll auch alles Nachlaufen, da man den Wihrtten, Färberern und anderen Leuthen die Spezerey- und andere Waaren selbst um einen geringeren als sonst gewohnten Preys anträgt und die Leuth nur überläuft oder gar mit unnützer Waar sucht und begehrt zum betriegen, furohin gänzlich abgestellt und verboten, hiemit einer jeden Haushaltung ihr freyer Wille zu kaufen, wo ihr beliebig, gelassen seyn. Sollte aber wieder Verhoffen einer oder mehr darob betretten werden, der soll zu gebührender Straf gehalten werden.

Nützlich und vergnüglich zu lesen ist aber auch Artikel 19: «Weillen auch unter vielen Gesellschaftsbrüderern dieses schandliche Laster im Schwang gehet, dass, wann in eint und anderen Versamblungen etwas abgerathen und erkennt wird, auch dessen jedermann wohl zufrieden ist, alsdann nach gehaltenen Mahlzeit das Erkenntte von etlichen, welche dannzumal wohl bezechet und räuschig sind, recht unverständiger und grober Weis öffentlich ohngescheucht wiederrufen und sagen, dieses oder jenes hätte wohl auf diese oder jene Weis können gemacht werden etc. etc. wann also ein oder der andere etwas wieder einichs Abfassen einzuwenden hätte, der mag solches inskönnftig bey Zeiten und wann man im Werckh begriffen ist, thun, und nicht erst inn oder nach der Mahlzeit als ein Unverständiger wieder das, was er selbst helfen, beftzen und reden bey Straf — ohnnachlässig zu bezeuchen.»

Schon 1705 erhob Zofingen freundschaftliche, aber nachdrückliche Einsprache gegen den offensichtlich dem Wirken der neuen Gesellschaft zu

verdankenden Ausschluss seiner Bürger vom Feilhalten ihrer Waren auf dem Wochenmarkt in Langenthal. Als bald darauf ein Kürschner Zimmerli und ein Buchbinder Sprüngli von Zofingen (dazu ein Buchbinder Kupferschmidt von Burgdorf) Zulass begehrten, gewährte ihn die Zunft für vorläufig und unter genau formulierten Bedingungen, nur aus dem Grunde, weil diese Berufsarten damals in Langenthal noch nicht vertreten waren.

Wohllorganisiert — mit einem Obmann (der immer aus der Bürgerschaft von Langenthal zu wählen war), mit je einem Bottmeister in jedem Amt, mit einem Schreiber und einem Weibel — ging die Zunft an ihr Werk. Ausschliesslichkeit sogar im engsten Kreise wurde erstrebt. 1709 versuchten die alten Bürger sogar den neuen (d.h. wohl den durch das Mandat von 1679 eingebürgerten frühern Niedergelassenen) ihr Marktrecht absprechen zu lassen. Die Obrigkeit entsprach diesem Begehren nicht. Die Ordnung von 1710, in der sie der Zunft, unter stillschweigender Genehmigung auch ihrer Aufmachung, ihre Kompetenzen neu umschrieb, wollte wohl ein fest abgegrenztes Marktgebiet mit einem bestimmten Markttorte, aber innerhalb des einmal gezogenen Wirtschaftskreises keine Ausschliesslichkeit, auch nicht für die Langenthaler. Ein kleiner Wirtschaftskörper zu eigenem besserem Selbstgenügen innerlich durch ein zuverlässiges Organ belebt und so nach aussen leistungsfähiger: das war offenbar das Ziel der nun auch auf Förderung des Handels bedachten Obrigkeit.

Die Konzession von 1710 war es, auf die gestützt und immer wieder sich berufend die Zunft in den nächsten Jahrzehnten ihre Rolle im Wirtschaftsleben des Obergeraargaus zu spielen sich bemühte. Die Landvögte der drei Aemter wurden je und je ersucht und waren jedesmal bereit, den «Freiheitsbrief» von 1710 zu bestätigen. Die Zunft blieb ja, indem sie den Versuch einer ständischen Wirtschaftsordnung unter staatlicher Kontrolle darstellte, doch ein Ordnungsinstrument in ihren Händen.

Die Hauptaufgabe und die Hauptleistung der Zunft war der Schutz des Dreiländermarktes, besser gesagt: der Selbstschutz der Marktbürgerschaft, d.h. aller Handelstreibenden in den drei Aemtern, gegen die Gefahren von aussen und die Sorge für die Ordnung innerhalb des Selbstschutzverbandes. Erfolgreich wurden mehrere Angriffe auf die Alleinherrlichkeit des Langenthaler Marktes abgeschlagen. So besonders einer, schon im Jahre 1711, von seiten Herzogenbuchsees. 1725 mussten sich die Langenthaler, d.h. in ihrem Namen die Zunft der drei Aemter, zusammen mit Burgdorf energisch zur Wehr setzen gegen die Schädigung des für beide Markttorte besonders wich-

tigen Leinwandhandels durch einen wilden Markt in Sumiswald. Ungerechtfertigte Ansprüche der Huttwiler Krämer auf freien Verkauf von Flachs und Rysten in Langenthal konnten 1748 dank der Konzession von 1710 abgewiesen werden.

Innerhalb ihres Machtgebietes wachten die Organe der Zunft sorgfältig darüber, dass gemäss den Bestimmungen von 1710 jeder, der, sei es auf dem Markte, sei es in seinem Sässhause, irgendeinen Handel treiben wollte, sich bei der Zunft einkaufen musste. Säumige wurden mit Hilfe des Landvogtes dazu genötigt. Es ging oft nicht ab ohne arge Zänkereien. So, wenn Mitglieder eigenmächtig an den Kommerzienrat gelangten, um einem Hintersässen das Krämerei zu verleiden, dann aber die grossen Kosten der Zunft aufladen wollten. Es kam vor, dass ein Ausburger sein Marktbürgerrecht dahin auslegen wollte, dass er kein Marktgeld zu bezahlen verpflichtet sei, oder dass er den Einkauf nur leisten wollte, wenn man die Fremden strenger behandle.

Im grossen Ganzen erschöpfte sich die Tätigkeit der Zunft nach innen im Registrieren und Kontrollieren. Abhalten konnte sie nur die Fremden und die Hintersässen. Für die Bürger der drei Aemter bedeutete sie die Gewährleistung der 1710 zugewilligten beschränkten Handelsfreiheit in der Form der Marktbürgerschaft. Sie war für ihr Gebiet der Ausdruck der zeitgemässen Ueberzeugung von der Notwendigkeit des staatlich geförderten und beaufsichtigten Handels zu Nutz und Frommen des Staatswohles. Sie blieb lebenskräftig, solange jene Ueberzeugung es blieb. Um die Mitte des Jahrhunderts ist sie ermattet. Mit dem Jahre 1749 hören die Eintragungen ins Protokollbuch auf. Im «Artikelbuch» ist noch ein Mandat von 1761 eingetragen. Um diese Zeit ist die Zunft aber bereits unmissverständlich dem Absterben überlassen. Ihre Zeit war vorbei, weil die Zeit der Theorie, der sie das Wohlwollen der Obrigkeit verdankte, vorbei war. Nun galten die Physiokraten. Jetzt hiess die Losung: Es gilt, sowohl Industrie und Handel als auch die Landwirtschaft zu fördern. Die Richtungsänderung aber, die von dieser neuen Lehre empfohlen wurde, entsprach durchaus dem, was erstens die Stadtberner und zweitens die Langenthaler, beide auf Grund ihrer Erfahrungen mit der Zunft, in bezug auf den Handel gerne geändert haben wollten.

Dass die Bernburger während der ganzen Dauer des Experimentes mit der oberaargauischen Krämerzunft grundsätzlich festhielten an ihrer Meinung, sie allein seien zum Handeln geboren und berechtigt, die Fremden aber seien davon auszuschliessen, und die Landleute seien schon von der Natur ausschliesslich zum Landbau bestimmt, dass sie ferner immer und immer wieder

die Obrigkeit um Schutzmassregeln für ihre Privilegien angingen, wissen wir aus der Arbeit Lerchs (S. 143 ff.). Um die Jahrhundertmitte wurde die Schädigung des bürgerlichen Handels durch die stets zunehmende Zahl der Krämerläden auf dem Lande als unerträglich empfunden, und seit 1754 befassten sich Untersuchungen, Kommissionen und Gutachten auf das gründlichste mit den beanstandeten Verhältnissen.

Die Langenthaler ihrerseits hatten es schon lange gemerkt, dass ihr Vorteil, am gemeinsamen Marktplatze der drei Ämter zu sitzen, allmählich aufgewogen wurde durch den Nachteil der starken, mit der Zunftordnung von 1710 zusammenhängenden Zunahme der Kramläden innerhalb des Marktgebietes. Die Zunft musste jeden, der sich anmeldete, aufnehmen, und tat es lange ohne Bedenken. Aber um 1755 herum notiert sich der Verfasser eines Eingabeentwurfes aus Langenthal, «dass nunmehr die Anzahl (der Zunftmitglieder) auf gegen 200 angestiegen und hiemit alle Dörflein, wie klein sie sind, überflüssig mit Krämern sich angefüllt haben». Die Folge war, dass in Langenthal «die Debite sich merklich verminderet, und die dasigen Handelsleuth, deren doch etliche in eint und anderen Waaren einen ziemlichen Verlag haben, ihr Brodt nicht mehr zu verdienen wüssen». Der anonyme Langenthaler Sachverständige aus den 1750er Jahren möchte, um eine Besserung zu erzielen, Massnahmen ergreifen wie die folgenden: dreijährige Lehrzeit für die jungen Handelsbeflissenen, dreijähriger Aufenthalt in der Fremde, ein Aufnahmeexamen für den Eintritt in die Zunft. Aber die Obrigkeit half auf anderem Wege.

Durch Dekret vom 27. Januar 1761 (und Ausführungsbeschluss vom 19. Januar 1762) verfügte sie, die überflüssigen Kramläden auf dem Lande seien abzustellen. An weit von der Stadt entfernten Orten dürfe je einem tüchtigen Manne ein Krämerpatent erteilt werden. Die Waren hätten diese patentierten Landkrämer von den Burgern der Städte zu beziehen. Damit war der Freiheitsbrief von 1710 gänzlich entkräftet. Mit Langenthal aber wurde 1761/62 ausdrücklich eine Ausnahme gemacht. Die engere Kommission des Kommerzienrates schlug (wohl zwischen Dekret und Ausführungsbeschluss) vor, die 40 handelnden Bürger von Langenthal «zu konfirmieren, ihre Läden zu continuieren. Zu gegebener Zeit sollten sie alle mit Patenten versehen werden, in welchen die Erhandlung der Waaren engros bestimmt und vorgeschrieben werden wird». (Komm.-Rats-Man. R. p. 110.) Unterm 16. Februar 1762 (am 19. Januar 1762 war der allgemeine Ausführungsbeschluss ergangen) verfügte der Kommerzienrat dementsprechend, wobei aber die

Frage des Einkaufs (der Erhandlung der Waren en gros) so gelöst war, dass das Verbot des freien Einkaufs, wie es sonst auf den Patenten der andern Landkrämer stand, hier weggelassen wurde. Die förmliche Gewährung des freien Einkaufs erfolgte bald, auf alle Fälle vor dem Februar 1766.

Die Handelsleute von Langenthal befanden sich von 1761 bis 1767 in einem ungewissen Schwebezustand, einem aufregenden Hangen und Bangen. Das ergibt sich auf das deutlichste aus den Briefen, deren Abschriften in dem Kopierbuche des Tuchherrn Abraham Rüegger erhalten sind. Sie geben uns auch eine Vorstellung von dem Interessenkampf, der sich in diesen Jahren abspielte und in dem mit offiziellen Eingaben, mit privaten Bemühungen, mit mancherlei Intrigen gefochten wurde. Hier Bernburger, hier Langenthaler Bürger, hier Marktbürger der drei Aemter, hier Langenthaler Hintersässen! So tönte es. Den Schlusspunkt setzte erst der Entscheid des Kommerzienrates vom 21. Mai 1767. Die nichtbürgerlichen Handelsleute in Langenthal, die Hintersässen, wurden den bürgerlichen gleichgestellt.

Die tatsächliche Privilegierung Langenthals erfolgte also auf alle Fälle erst zu einer Zeit, da die Abkehr vom Merkantilismus im Gange war. Aber dass diese Privilegierung früher oder später erfolgen musste, das verdankt Langenthal doch schon den vorausgehenden, den merkantilistisch angehauchten Jahrzehnten, d.h. dem Verhalten des Kommerzienrates gegenüber dem grundsätzlich nicht, aber tatsächlich eben doch in gewisser Hinsicht bevorzugten Marktplatz der drei Aemter. Mit anderen Worten: Mag sonst gelten, was Lerch feststellt, dass der Erfolg des Kommerzienrates gering war, so können wir uns bei Langenthal davon überzeugen, dass es ihm zum grossen Teil seinen Aufstieg zum verhältnismässig bedeutenden Handelsplatze verdankte.

Was war denn an dem seit 1710 zu beobachtenden Verhalten des Kommerzienrates gegenüber der Zunft merkantilistisch? Genau genommen doch nur die Tatsache, dass der Staat dem Handel etwas mehr Beachtung schenkte, den Untertanen den Zugang zu dieser Erwerbsmöglichkeit freigab und dem in ihrer Organisation zum Ausdruck kommenden Selbstschutzwillen die Schutzgewalt des Staates zur Seite stellte. Dafür, dass der Handel, entgegen den Privilegien der Städte, dezentralisiert wurde, brauchen wir keine merkantilistische Erklärung zu suchen. G. F. Bein¹ hat gewiss mit Recht bemerkt, dass Zentralisation da war, wo die Hauptstadt zünftische Verfassung

¹ Die historische Entwicklung der Leinwandweberei im Kanton Bern.

hatte, wie in Zürich, dass hingegen in Orten ohne Zunftzwang der Dezentralisation wenig im Wege stand. Die merkantilistische Haltung des Kommerzienrates zeugte in unserem Falle nur von einer beiläufigen, probeweisen und unverbindlichen Anpassung an eine Zeitströmung. Im Grunde entsprang diese Konzession doch nur der altbewährten Neigung, aus bernisch-patrizischem Pflichtgefühl das Wohl des Untertanen in seiner natürlichen Stellung als Landmann zu fördern. Ihm mit dem Zulass zum Markt, mit dem Laden im eigenen Sässhaus und mit dem Recht des freien Einkaufs ein zusätzliches Einkommen zu verschaffen, ohne ihn der Scholle zu entfremden, das war es wohl, was der Kommerzienrat wollte. Aber puncto Langenthal hatte er wirklich besondere Pläne, die mindestens während einer bestimmten Zeit bewusst merkantilistisch waren.

Die bernische Regierung hatte erst im Jahre 1638 den Handel mit der Leinwand dadurch eingeführt, dass sie Konzessionen dafür an Ausländer erteilte. Hergestellt wurde Leinwand auch auf dem Lande schon lange, zuerst wohl von den Bauern selber für den Eigenbedarf, dann von Lohnhandwerkern, die in zunftähnlichen Meisterschaftsverbänden zusammengeschlossen waren. Aber diese Verbände zerfielen schon im 17. Jahrhundert. Die Bauern erstellten über den Eigenbedarf hinaus Leinwand für den Markt. 1677 wurde es ihnen in den drei Aemtern zwar noch verboten. Aber das Verbot liess sich kaum bis zum Jahrhundertende aufrecht erhalten. Nun begann die Hausindustrie. Entweder verarbeitete sie (sowie die, wenn jetzt auch unzünftischen Weber-Lohnhandwerker) für den Kaufherrn die von diesem gelieferten Rohstoffe, oder der Weber kaufte oder erzeugte Hanf und Flachs selber und verkaufte die fertige Ware dem Händler.

Es gab sich jedenfalls von selber, dass die Weber aus den drei Aemtern ihre Leinwand auf den Langenthaler Markt brachten. Wenn Bein bei der Würdigung eines Faktums aus dem Jahre 1747 feststellt, dass «Langenthal sich seit Ende des 17. Jahrhunderts zum Zentrum des bernischen Leinwandhandels entwickelt hatte», so stimmt das mit dem überein, was sich aus den Papieren des Burgerarchivs erschliessen lässt. Und wir dürfen hinzufügen, dass diese Entwicklung vor sich ging nicht ohne den ausgesprochenen Willen und vor allem die entschiedene schutzbereite Mithilfe der Regierung. Aus dem oben erwähnten Memorial der Zofinger von 1705 wissen wir, dass diese nachbarlichen Konkurrenten schon damals ein «mächtiges wachstum» des Wochenmarktes und einen grossen Aufstieg des Handwerks und des Handels in Langenthal feststellten. Aber was den Leinwandhandel anbetrifft, so wird er,

obschon anzunehmen ist, dass darin ein Anfang schon gemacht war, jedenfalls noch nicht besonders erwähnenswert gefunden. Ebenso im Streite mit Herzogenbuchsee 1711. Aber 1725 gilt die Entschiedenheit, mit der Langenthal gegen Sumiswald auftritt, offensichtlich ganz besonders dem Garn- und Gespinsthandel, und die Obrigkeit schützte, indem sie Langenthal Recht gab, eben den Leinwandhandel, wie sie ihn haben wollte. Die Zunahme des Leinenhandels spiegelt sich in den Bottberichten der Zunft in der Weise, dass sie sich 1731 mit einer Einkaufsordnung für diejenigen, die mit Flachs und Rysten handelten, befassen musste. Wie 1748 den Huttwiler Krämern der Gespinsthandel auf dem Langenthaler Markte verleidet wurde, wissen wir schon. Das Jahr zuvor hatte der Landvogt von Wangen ein Projekt für Verbesserung des Leinwandhandels in Langenthal empfohlen. Alles Anzeichen, dass die Obrigkeit den Leinwandhandel, den sie 1638 eingeführt, überwachen und zu dem Zwecke zentralisiert, und zwar in Langenthal zentralisiert haben wollte. Freilich, dieser Wille des Kommerzienrates bildete sich allem Anscheine nach in Tat und Wahrheit ganz allmählich und wurde erst über ein kluges Gewährenlassen und verständiges Fördern einer selbständigen Entwicklung schliesslich zu dem grundsätzlich planenden Wollen, zu dem sich die freilich gerade für die Planung geschaffene Behörde nachträglich — in einem Schreiben von 1766 bekennt: «Ueberhaupt haben Mngghhn. alle Zeit getrachtet, den Marktflecken Langenthal, als den Mittelpunkt der Leinwandhandlung, allwo alle Dienstag eine erstaunliche Menge Leute zum Verkauf und Ankauf der Leinwand, Garns, Strichlizeug oder Tuchlaubenwaar, Viechs und Krämer-Waar sich einfinden, in Aufnahme und Flor zu erhalten.» Vor allem waren es die Langenthaler selber, die sich ihre Vorzugsstellung, den drei Aemtern und der Zunft zulieb und zutrotz, allmählich erkämpft hatten. Ein Hauptargument, das sie allemal, wenn ihnen Gefahr drohte, ins Feld führten, war der nachdrückliche Hinweis auf die kostspielige Anpassung der Ortschaft an die ihr zugemutete Aufgabe als Markttort. Bei diesen Gelegenheiten wird uns die oben schon erwähnte Veränderung des Bauerndorfes zum Handelsplatze sinnenfällig. Schon 1711 geben die Langenthaler in Bern zu bedenken, dass im Vertrauen auf den Wochenmarkt viele Bürger ihre zeitlichen Güter und Bauershäuser in Handwerks- und Handlungshäuser verwandelt und so ihr Vermögen zum grössten Teil auf Marktzwecke hin angelegt. Der auch schon angeführte Eingabewurf aus der Zeit, da die Einführung der Patente drohte, also kurz vor 1761/62, verweist vor allem wieder auf die Tatsache, dass ein grosser Teil des Vermögens der

Langenthaler in den Gebäuden angelegt sei: Umb ein klein Hausplätz werde gegenwärtig mehr bezahlt als vor diesem um ein grosses Bauershaus. 1766 wird Ammann Mumenthaler in seiner Bittschrift an den Kommerzienrat die weitgehende Einstellung seiner Ortschaft auf den Handel, besonders durch teure Zweckbauten, von neuem betonen. So wird er den Kommerzienrat zu der schon angeführten Willensäusserung veranlassen. Es wird uns klar, dass Langenthal zwischen 1700 und 1760 sich vom Bauerndorf zum Handelsplatze umwandeln konnte dank der Tatsache, dass auch eine vor allem für die Landwirtschaft besorgte Regierung, wie es die bernische war, von den Ideen des Merkantilismus nicht ganz unberührt blieb, und, einmal in dies Geleis geraten, von den Langenthalern darin geschickt festgehalten wurde. Dabei ist nicht zu vergessen, dass die Obrigkeit, auch wenn sie einmal den Handel förderte, damit doch von Anfang an und auf die Dauer in erster Linie die wirtschaftliche Lage der ländlichen Bevölkerung verbessern wollte. Aus der Sorge der Regierung für eine die Landwirtschaft stützende Heimindustrie erwuchs die kommerzielle Bedeutung Langenthals, freilich nicht ohne dass die Langenthaler selber zäh und zugriffig ihr Bestes dazu beigetragen haben.

Sonderdruck aus: «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» — Nr. 3/1959
Verlag Paul Haupt, Bern.

ALTSTADT UND DURCHGANGSVER- KEHR IM 19. JAHRHUNDERT

am Beispiel von Wiedlisbach und Wangen

KARL H. FLATT

Seit Ende 1826 erwog die bernische Strassenkommission die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in Wiedlisbach¹. Die Solothurnstrasse sei nun bis auf den *Engpass von Wiedlisbach* mustergültig; sie gehöre zu den besuchtesten des Kantons und werfe viel Zoll- und Lizenzgeld ab (allein 1825 wurde in Dürrmühle und Attiswil eingenommen: an Zoll-Lizenz und Tabakimport ohne Salzzoll rund Fr. 16 330.—)².

Erstens schlug die Kommission vor, ein dreieckiges Stück Land mit Speicher des Johann Ammon zu erwerben, um den «Kehr» von der Solothurn- in die Wangenstrasse zu erweitern. Die Langholzfuhren von Solothurn Richtung Wangen sperrten der Enge wegen oft den Verkehr auf der Hauptstrasse.

Im Städtchen selbst sei die Passage bloss 10—12 Fuss breit und werde durch die schief gebauten Brücken (untere: 200 Fuss lang) erschwert. Selbst bei hellem Tag sei die Sicht durch die äusserst engen *Tore mit Türmen* unmöglich, so dass die Fuhrleute die Durchfahrt mieden. Als billigste Lösung böte sich die Umfahrung des Städtchens durch den Ausbau eines bestehenden Weges im Süden an oder dann die Verbreiterung der beiden Brücken vor den Stadttoren. Die Brustquadern auf der untern Seite beider Brücken müssten abgebrochen, die Gewölbe darunter abwärts verlängert, die Fahrbahn durch Abbruchmaterial auf 24 Fuss erweitert und das Gassenpflaster erneuert werden. «Sollten die zu wenig oder gar nichts dienenden Thürme des Städtchens an beyden Thoren zugleich abgebrochen werden, so würde der Zweck umso schöner erreicht und Wiedlisbach eine offene, freye und umso angenehmere Lage erhalten.»

Die Kommission bat die Regierung, den Willen der Wiedlisbacher zu erkunden, bevor die Projekte ausgearbeitet werden könnten. Am 1. Mai nahm sie dann von der Vernehmlassung Kenntnis: Vorgesetzte und Burgerschaft von Wiedlisbach wehrten sich gegen den Abbruch des einen Turms, der ihnen Miete abwerfe, während der *Transit* dem Städtchen wenig Vorteil

verschaffe. Die Kommission aber ersuchte die Regierung, den Wiedlisbachern begreiflich zu machen, «dass eben wegen dieser Ein- und Ausfahrt jeder Reisende oder Fuhrmann so schnell als möglich und ohne Aufenthalt durchzukommen trachte und dass — da der Transit unter jenem Hindernis nicht leiden dürfe — man im Notfall, obwohl ungern, sich gezwungen sähe, die Strasse unter dem Städtchen durchzuführen». Man war in Bern zum Schluss gekommen, dass eine Korrektion ohne den Abbruch der Tore nutzlos wäre.

Oberamtmann R. E. Effinger, der sich gerade in jenem Jahr — freilich vergeblich — für die Beibehaltung der Salzfuhr durchs Bipperamt einsetzte, gelang es schliesslich, die Wiedlisbacher zu überzeugen, die für *Abbruch* und Material eine Entschädigung von Fr. 800.— zugesichert bekamen. (Schreiben der Gemeinde vom 12. IX. und 10. XII.)

So konnte die Strassenkommission am 3. Mai 1828 das Projekt einreichen, das am 30. Mai die Genehmigung der Regierung erhielt. An Entschädigungen waren Fr. 3278.—, an Kunstarbeiten Fr. 1050.— vorgesehen, während die Gemeinden Attiswil, Rumisberg, Farnern und Oberbipp Führungen im Wert von Fr. 1185.— zu leisten hatten. Die Abrechnung lag im Januar 1830 vor und zeitigte eine Kostenüberschreitung von Fr. 878.—.

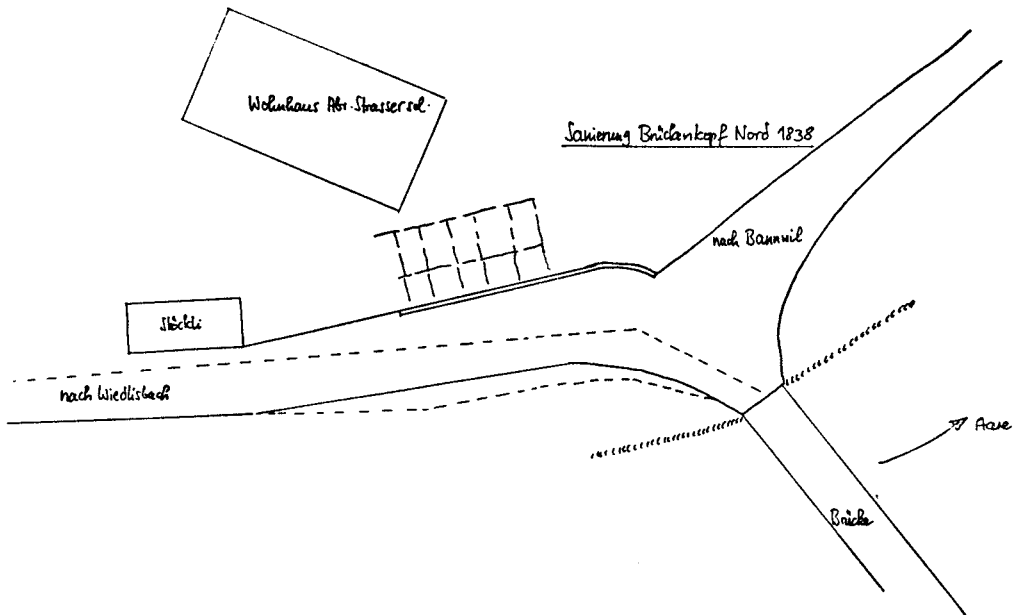
Entgegen dem Projekt wurden die Tortürme von Fachleuten sorgfältig abgebrochen, wobei man beim Obertor neben dem Kornhaus aus Vorsicht vorerst 2—2½ Fuss anstossendes Gemäuer stehen liess. So wurden die Nachbarhäuser nicht beschädigt, und die Strasse musste nur für Fuhrwerke gesperrt werden. Das Abbruchmaterial wurde zur Verbreiterung und Verlegung der Brücke benutzt. Die Gemeinde gestattete die Zurücksetzung des öffentlichen Waschhauses, während Schreiner Christian Känzig für die Abtragung des von der Häuserlinie vorstehenden Hausteils, Aenderung der Fassade und des Dachstuhls Fr. 770.— erhielt. Auch die Einmündung der Wangenstrasse wurde durch Versetzen des vorerwähnten Speichers und eines Nussbaums korrigiert.

*

Ueber die Erstellung der neuen Verbindungsstrasse Wangen—Wiedlisbach durchs Moos (1786) haben wir früher andernorts berichtet³. Hier soll von der Sanierung der Brückenköpfe und des Schlossstores in Wangen die Rede sein⁴.

Im Jahre 1823 hatte der Staat die Pflasterung von der Brückenausfahrt beim Zollhaus bis zum Schloss repariert, zehn Jahre später auch vor dem Schloss, unter Neufassung des Abzuggrabens. Schon 1832 wies der Regierungsstatthalter auf die *enge Strassenpassage beim Schloss* hin. Die Strasse Herzogenbuchsee—Wiedlisbach werde häufig durch breitträdige Fuhrwerke von Basel nach Burgdorf/Thun befahren. Sie müssten unter dem Schloss durch ein Gewölbe fahren, dessen beide Enden niedere und engere Tuffsteinbögen hätten. Das Gewölbe sei zudem gespalten und habe einen Riss durch die zweistöckige, zweiachsige Fassade verursacht.

Der Staat wandte sich aber zuerst der *Verbesserung des nördlichen Brückenkopfes* zu. In einem Bericht von Grossrat Plüss heisst es, die Strasse sei nicht nur von lokaler Bedeutung, sondern vermittele den Verkehr zum Bielersee, zur neuen Crémines-Strasse, dem Obern Hauenstein, nach Herzogenbuchsee und ins Emmental. Plüss befürwortete nicht nur die Korrektur der Brückeneinfahrt, führte doch die Strasse von Wiedlisbach fast rechtwinklig mit ungefähr 10% Steigung zur Brücke, sondern auch den Bau einer Strasse von Wangen nach Aarwangen und Murgenthal im Hinblick auf Steigung des



Zollertrags. Der Gemeinderat versprach die Fuhr von 100 Bännen Grien, wenn der Staat zur Sanierung Hand biete und den Weg zum Aaregrien fahrbar mache.

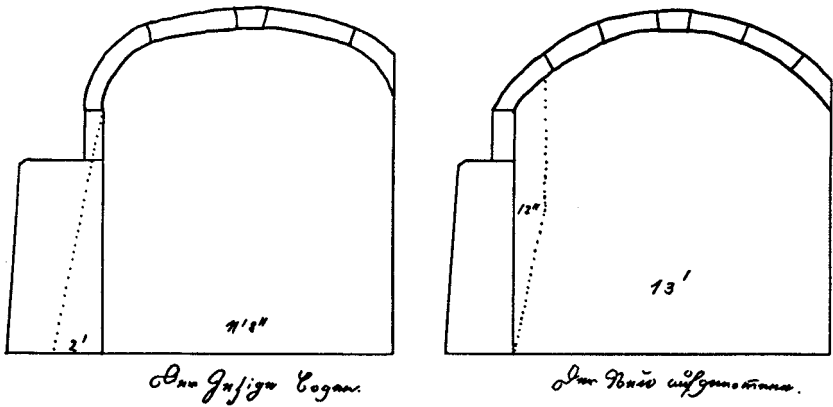
Schon 1836 hatte der Staat einen Teil des Gartens der Gebrüder Strasser, Abrahams sel. im Staadhof, gekauft und sah — nach dem Devis von Zimmermeister Bürgi — eine Korrektion mit Aufwand von rund Fr. 600.— vor. Wangen aber fand mit dem Vorschlag einer umfassenden Verbesserung — Aufwand rund Fr. 2000.— — bei Gutachter Plüss Zustimmung: Mit der kleinen Korrektion würde die Strasse dem Stöckli der Strasser erst nach links, dann im rechten Winkel nach rechts ausweichen müssen. So entschloss sich denn die Regierung am 27. Heumonat 1838, das grössere Projekt, verfasst von Geniehauptmann Ingenieur Gatschet, auszuführen und zu diesem Zweck das gemauerte Wohnstöckli der Gebrüder Strasser und einen neuen Wagenschoopf auf Abbruch zu kaufen. Der Gesamtkredit belief sich auf Fr. 2300.—, abzüglich Fr. 192.— für Fuhrungen.

Die neue Brückeneinfahrt bewährte sich, bis sich der Staat Bern 1971 — im Zusammenhang mit der Verlegung der Strasse zum neuen Waffenplatz und nach Walliswil-Bipp — zu einer weitem Verbesserung entschloss, die dem wachsenden Verkehr ein übersichtlicheres Einbiegen auf die Aarebrücke ermöglicht.

Es ist bekannt — u.a. aus alten Stadtansichten —, dass die Aarebrücke früher länger war und bis zum Zollhaus reichte. Unklar war bisher, wann die *Verkürzung der Brücke* erfolgte. Das ergibt sich aus den Akten des Berner Staatsarchivs⁴.

Aus einem Bericht des Regierungsstatthalters J. J. Leu vom Sommer 1844 geht hervor, dass zwischen dem Torbogen beim Schloss und dem nördlichen Brückenkopf nicht nur schlechte Sicht herrschte, sondern auch auf 575 Fuss Länge kein Ausweichen möglich war. Leu schlug von Anfang an eine grosszügige Lösung mit Damm vor, um die 6½%-Steigung zwischen Schloss und Brückeneinfahrt auf eine Länge von 256 statt auf 130 Fuss zu bewerkstelligen. Dies bedingte den *Abbruch von 126 Fuss der Aarebrücke*. Leu drang damit aber erst durch, als Major R. Gatschet in einem Gutachten vom 6. September die bisherigen Devise kritisierte und am 3. Oktober selbst ein Projekt vorlegte.

Ueber den *Abbruch des steinernen Brückentors* (14 mal 17 Fuss, Höhlung 10 Fuss, Mauerdicke 3 Fuss) war man sich allgemein einig. Hingegen hielt Leu die *Erweiterung des Schlossbogens* (gegen Süden aus Solothurnstein, gegen



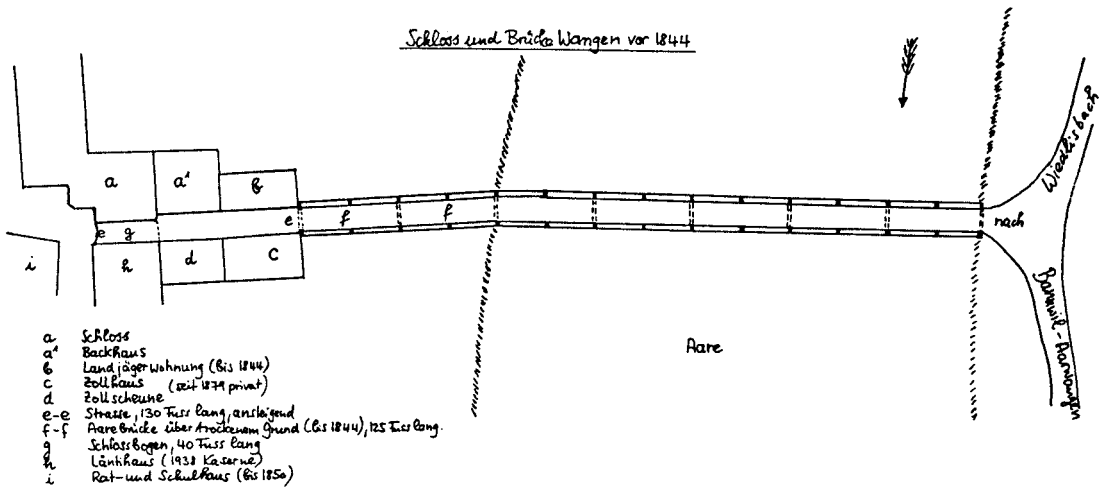
Stadttor Wangen
beim Schloss, 1844, Südseite

Norden aus Tuff) in der Höhe auf 10 Fuss, rückwärts um 6 und auf dem Boden um 2 Fuss wegen der schiefen Richtung für ungenügend. Die Fuhrwerke brauchten oben, nicht unten mehr Platz. Er schlug die Erweiterung um 2 Fuss und den Ersatz des Gewölbekopfsteins vor.

Die von Wangen befürwortete blosse Tieferlegung der Fahrbahn wurde von Gatschet abgelehnt, weil damit die Enge zwischen Zollhaus und Landjägerwohnung (11½ Fuss) und der schiefe Brückeneingang nicht behoben würde. Um dem Salztransit Platz zu schaffen und den Fuhrwerken das Kreuzen zwischen Schloss und Brücke zu ermöglichen, sollte anstelle der beiden über der Schiffflände stehenden Joche ein *Damm von 24½ Fuss Kronenbreite* erstellt werden, d.h. Abbruch der Brücke auf 126 Fuss. Der steinerne Pfeiler am rechten Ufer diene als neues Widerlager. Unter dem neuen Brückenkopf sollte der *Reckweg* längs der Flügelmauer auf starken Brettern, ruhend auf neun eisernen Konsolen, geführt werden. Ferner mussten am Zollhaus Abtrittkasten, Kellerfenster und Eingang und auch die gegenüberliegende Landjägerwohnung versetzt werden. Neu erstellt wurde als direkter Abgang vom Damm der *Salzrain*, 12 Fuss breit und 72 Fuss lang. — Grossrat Collin befürwortete am 16. Oktober das Projekt, das sich mit Stützmauern auf Fr. 3200.— bezifferte. Der Schlossbogen war offenbar damals schon saniert.



Torbogen beim Schloss Wangen mit Blick auf Brücke
Aufnahme Walter Studer, Bern



Im Dezember 1844 wurde im Rössli der Brückenabbruch an Johann Bürgi versteigert. Dieser hatte noch Fr. 830.— zu zahlen, während Grossrat Jakob Roth für die Dammauffüllung Fr. 1750.— erhielt. Grossrat J. R. Vogel ging leer aus. Vom Abbruch behielt sich der Staat bloss die Ziegel vor, während Holz- und Eisenwerk von Brücke und Magazin (darunter) an Bürgi fiel. Zuerst waren Gehsteig und Lehne gegen die Länti abzubrechen, um das Auffüllmaterial hinunterwerfen zu können. Dann sollte anstelle des ersten steinernen Pfeilers ein Notjoch erstellt werden, um die Brücke bis zur Vollendung des Damms noch als Notsteg brauchen zu können. Die Dammauffüllung dauerte bis April 1845; im Sommer wurden unter der Brücke mehrere Landhaken mit Ringen zum Anbinden von Schiffen und Flössen angebracht, im Herbst die Stützmauer am Salzrain erstellt und auch die Brustmauer am nördlichen Brückenkopf repariert, wo früher ein Schilderhäuschen für Wassergrössen gestanden hatte.

Im Frühjahr 1846 baute man vom Brückenkopf Süd eine Steintreppe zur Länte. Gleichzeitig wurde die eiserne Fussschwelle am Brückeneingang weggenommen, die neue Strasse noch etwas tiefer gelegt und das steinerne Joch aufgemauert.

Im gleichen Jahr korrigierte man auch die Gensbergsteigung. 1854 forderten alle betr. Gemeinden die *Verbesserung der Strasse Wangen—Herzogenbuchsee*⁵ angesichts von viel Gefälle und Steigung bis zu 12%. Die Strecke sei Bestandteil der 1.-Klass-Strasse Basel—Dürnmühle—Herzogenbuchsee,

sehe einen wöchentlichen Verkehr von 9400 Zentnern (Strasse Solothurn—Wiedlisbach: 7000—8000 Zentner) und diene dem *Export von Käse und Bauholz*. Allein in Wangen würden jährlich 59 600 Zentner *Salz*⁶, wovon gut ein Fünftel für das Kantonsinnere, eingelagert.

Postbüro Wangen 4644 Briefe, 521 Fahrpoststücke

Postbüro Herzogenbuchsee 6940 Briefe, 1229 Fahrpoststücke

Hingegen sei die Reisepost unbedeutend: Der Nachtwagen nach Basel verkehre über Solothurn, und der lokale Einspänner finde seit fünf Jahren keinen Anschluss an die Bern-Zürich-Post. Zudem seien Wangen, Bipperramt und Tal auf die Eisenbahnstation Herzogenbuchsee angewiesen. — Die Regierung zeigte sich dem Wunsch geneigt und nahm die Strassenkorrektur in Etappen in Angriff.

Eine Nachricht des gleichen Jahres beweist, dass auch die *Flösserei* damals noch blühte. Der vielseitige Nationalrat Vogel benützte nämlich — laut Klage des Ohmgeldbeamten Lanz — ohne Bewilligung einen Holzplatz ob der Brücke; sein Flossholz habe einen Weidling zerstört. — Wie sich dann die Verkehrsverhältnisse in kurzem zum Schlechten wandelten und erst der Eisenbahnanschluss von 1876 Besserung brachte, zeigen die Geschichte der Gäubahn, aber auch unsere Darstellung der Anfänge des Waffenplatzes Wangen (1973).

¹ Manual Strassencommission Nr. 10, fol. 186, 399 und Aemterbuch Wangen Nr. 6 in StA Bern.

² Zum Zollertrag vgl. Gedenkschrift 100 Jahre Ersparniskasse Wangen, 1924, R. Studer, S. 193 f.

³ Vgl. Wiedlisbacher Kurier Nr. 4, August 1961, und Flatt, Obergeraug. Zölle im 18. Jh., OJB 7, 1964, S. 9 f.

⁴ Mappe Bauwesen 19. Jh., Wangen, StA Bern. — Zur Geschichte der Aarebrücke vgl. Konrad Meyer-Usteri in OJB 10, 1967, S. 178 ff.

⁵ Zum Strassenbau der Region vgl. Anm. 3 oben. Nach Studer, S. 82 (vgl. Anm. 2), wurde diese Strasse 1803 angelegt, laut Dokument im Knopf des Zeitglockenturms 1811 ausgemacht. — 1844 entstand die Strasse Wangen—Deitingen durchs Rindermoos, 1871 die Strasse nach Walliswil-Wangen durch den Galgenrain.

⁶ Zum Salzsatzschlag vgl. Studer, S. 191 f. (wie Anm. 2). Zur Wirtschaftsgeschichte des Amtes Wangen: Flatt, 150 Jahre Ersparniskasse Wangen, 1974.

JOHANNES GLURS AUSWANDERUNGSBÜCHLEIN VON 1844

EMIL ANLIKER

Im Jahrbuch 1967 wird ausführlich über die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der Gemeinde Farnern an einen Nachkommen des 1874 nach Argentinien ausgewanderten Jakob Allemann berichtet. Es wird u.a. erwähnt, dass J. Allemann 1865 massgeblich an der Gründung des «Schweizerischen Auswanderungsvereins» beteiligt gewesen war und für diesen die «Schweizerische Auswandererzeitung» herausgab. Beide Gründungen hatten den Zweck, Auswanderungswillige objektiv zu beraten, sie nicht Opfer der Auswanderungsagenten werden zu lassen, ihnen in der neuen Heimat beizustehen.

Schon vor J. Allemann befasste sich ein anderer Oberaargauer mit dem auch zu seiner Zeit höchst aktuellen Problem: Der Arzt und Chronist Johannes Glur, Roggwil. Im Jahre 1844 gab er im Verlag des «Schweizerischen Volksboten», Langenthal, eine Anweisung für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten heraus. Dem kleinformatigen Führer von 112 Seiten Text ist eine vom Verfasser gezeichnete Karte der damaligen 24 Provinzialstaaten der USA, dem Distrikt Columbia und sechs Gebieten, die die nötige Einwohnerzahl zur Aufnahme in die Vereinigten Staaten noch nicht besaßen, beigegeben. Um als eigener Staat aufgenommen zu werden, brauchte es den Nachweis von 60 000 Seelen.

Ursachen der Auswanderung

In jenen 1840er Jahren war die wirtschaftliche Not, stets der Hauptgrund zur Auswanderung, besonders gross. Es herrschte Arbeitslosigkeit, dazu kamen Missernten. Die Hauptnahrungsmittel, besonders das «Brot der Armen», die Kartoffeln fehlten. Erstmals trat damals die Kartoffelkrankheit auf und vernichtete bis 80% einer Normalernte. Im Winter 1847 erreichten die Lebensmittelpreise den Höchststand seit den Hungerjahren 1816/17. Gleichzeitig sanken die Löhne; die Aufträge an Handwerker und der Bedarf

an Tagelöhnern gingen zurück. Rüben bildeten im 47er Winter die Hauptnahrung. In vielen Gemeinden wurde Armensuppe gratis an Mittellose abgegeben.

Die Gemeinden hatten so grosse Armenlasten zu tragen, dass man anfang, Verarmte abzuschieben. Sie zahlten ihnen die Reise übers Meer mit einem «Billett einfach à Dieu» (Keller 4), d.h. überliessen sie in Uebersee ihrem Schicksal. — Ein von Wessendorf (215) zitiertes Gemeindeprotokoll von 1849 zeigt, wie argumentiert wurde: Wenn sich die Gemeinde einige Erleichterung besonders im Armenwesen verschaffen wolle, so müsse sie keine Opfer scheuen und radikal zu Werke gehen, müsse Familien, die der Gemeinde lästig seien, entfernen. Würde sie auf solche Weise sechs oder mehr solcher Familien nach Amerika spedieren, würde die Gemeinde das dafür hergegebene Holz bald wieder erspart haben und nicht mehr soviel Armensteuern entrichten müssen.

Glur wendet sich in seinem Büchlein nicht nur an Bürger, die aus eigenem Antrieb und mit eigenen Mitteln nach den Vereinigten Staaten auswandern wollen. Für alle Auswanderungswilligen sei es von grosser Wichtigkeit, vorher das Land selbst, die dortige Lebensart, Sitten und Gebräuche zu kennen und alle nötigen Vorkehren zu erfolgreicher Niederlassung in der neuen Heimat zu treffen.

Durch das ganze Büchlein Glurs spürt man die innere Anteilnahme mit den Auswanderern, die nicht aus Abenteuerlust wegziehen, sondern notgedrungen die Heimat verlassen müssen: «Wenn man bedenkt, wie innig unser Herz und Gemüt mit unserer Heimat verbunden ist, so ist auch nicht zu verwundern, wenn schon der Gedanke, wie viel mehr der Entschluss, die Muttererde auf immer zu verlassen, schmerzlich empfunden wird. Wie traurig ist es, dass es dahin kommen muss, gezwungen zu werden, gleichsam das Herz aus dem Leibe zu reissen und die Heimat verlassen zu müssen, das schmerzlicher ist als der Tod! Im Tode ist Vergessen alles Leids, kein fühlendes Herz schlägt mehr, keine süsse oder wehmütige Empfindung bewegt mehr die Seele. Anders in der Fremde: Hier wacht die Erinnerung nur noch lebhafter auf, alle tiefen Eindrücke der Vergangenheit schlagen empfindlicher an unser Herz, und die feierlichen Klänge der Heimat tönen zu Wehmut stimmend, selbst in der spätern Lebenszeit noch durch die Seele.»

Darum sollten nicht nur Private, sondern auch die Gemeinden und der Staat das Los der Auswanderer erleichtern: «Die Gemeinden vorerst hätten

die Pflicht, den Abziehenden Unterstützung zu gewähren, um so mehr, weil diese nun ihren Anteil der Gemeindegüter den Zurückbleibenden zur Benutzung überlassen, die sich daran bereichern können.



Aber auch von Seite des Staates sollte man einige Hülfe erwarten können, weil doch hier die vernünftigsten und gebildetsten Leute sind, und diese sich eine Ehre daraus machen sollten, an ihren unglücklichen Mitbürgern, denen sie hier nicht zu helfen vermochten, ein patriotisches Werk zu verrichten.» (Glur 50).

Glur äussert sich ausführlich zu folgenden Themen:

- Allgemeines über die Vereinigten Staaten von Nordamerika
- Auswanderung im Allgemeinen
- Auswanderung nach den USA
- Leben und Verhältnisse in den USA
- Vorbereitungen zur Abreise
- Ueber Auswanderung in grossen Gesellschaften
- Die Reise an und übers Meer
- Ankunft in den USA
- Die Reise nach dem Innern
- Die Niederlassung als Farmer
- Nötige Vorkehren zur Erlangung des Bürgerrechtes der USA.

Vorbereitungen

Vor dem endgültigen Entschluss, die Heimat zu verlassen, rät Glur, das Für und Wider reiflich zu überlegen: «Für auswanderungswillige Schweizer sind die Vereinigten Staaten das geeignetste Land: Gutes Klima, fruchtbarer Boden, gesunde Luft, gesundes Wasser, guter Arbeitslohn, freie Staatsverfassung sind ermunternd, dahin auszuwandern. Alles Uebrige hängt von der eigenen Rührigkeit ab.»

«Jedermann findet seine Stelle in Amerika. Talent, Fleiss, Kunstfertigkeit werden hier ihr Auskommen finden. Jeder, selbst der blosser Arbeiter findet seinen Herrn, wo er gute Kost erhält und vier- bis fünfmal besser bezahlt wird als in Europa. Jeder, der sich rührt, findet ein anständiges Auskommen, darauf kann man rechnen, aber das hängt von seinem Betragen und sittlichen Lebenswandel ab. Der Amerikaner ist moralisch und religiös veranlagt und verlangt Gleiches von Jedem. Europa mit allem seinem Glanz hält für Menschen von der Mittel- oder arbeitenden Klasse die Vergleichung mit Amerika nicht aus.»

«Vieles ist zwar in Amerika besser, aber umsonst bekommt man auch hier nichts. Wer Nutzen will, muss Mühe, Anstrengung und Beharrlichkeit nicht scheuen; allein die Arbeit wird durch dankbaren Boden belohnt. Auswande-

rer, die reine Grundsätze, ein gesundes Urteil, eine glückliche Stimmung des Gemüts und bescheidene Ansprüche mitbringen, werden vollkommene Befriedigung ihrer Wünsche erlangen.»

«In Amerika trifft man nicht dieselben Annehmlichkeiten wie in Europa. Man darf aber über Schwierigkeiten nicht klagen, sonst wird man mit Verachtung behandelt. Mancher Europäer ist auch hier unglücklich geworden, woran aber weniger die Natur und das Klima, als er selbst die Schuld trägt, durch unvorsichtige Uebereilung, Leichtgläubigkeit und Betrugerei. Wer nach Amerika kommt, sieht bald ein, dass das, was er in Europa gelernt hat, ihm wenig oder nichts hilft, und dass er dort erst Vieles lernen und sich aneignen muss, um ein Amerikaner zu werden.»

«Den Auswanderer müssen Sinnesart und Gemüt befähigen, sich an die Eigentümlichkeit eines neuen Landes leicht zu gewöhnen, fremde Sitten, Gebräuche und Gesellschaft gegen das zu vertauschen, was er gewohnt ist; wo ein solcher Umtausch ihm bange macht, tut er besser zu bleiben, wo er ist.» — «In den USA herrscht zwar völlige Denk-, Gewissens- und Gewerbefreiheit. Es gibt aber zwei Klassen von bedauernswerten Menschen, die auf alle Freiheiten verzichten müssen: die Negersklaven und die ‚Redemptioners‘, d.h. solche Menschen, die aus Europa arm hergekommen und sich zur Bezahlung ihrer Ueberfahrtskosten auf Jahre vermieten, selbst verkaufen müssen oder von ihren Schiffsherren verkauft werden.» (Glur ab S. 54). Nach Natsch (S. 33) kamen bei diesem Verfahren schändliche Ausbeutungen vor. Andererseits hatte es den Vorteil, dass diese Einwanderer sich mit den amerikanischen Verhältnissen vertraut machen konnten, bevor sie sich selbständig machten. Ein Ehepaar mit zwei Kindern musste sich damals für etwa vier Jahre verpflichten, eine für heutige Begriffe unvorstellbar lange Zeit. Minderjährige arbeitsfähige Kinder konnten die Eltern auf eigene Rechnung weiterverdingen.

Glur erwähnt aber, dass mehrere Staaten durch Gesetze das Los dieser Bedauernswerten milderten. Verträge über ungerechtfertigt lange Dienstzeit galten dort als widerrechtlich.

Die Reise

Zur Ueberfahrt nach den USA empfiehlt Glur den Hafen Le Havre. Infolge der grossen Einfuhren aus Amerika seien dort immer genügend Schiffe,

die als Rückfracht Passagiere mitnehmen. Die Reise nach Le Havre erfolge am besten per Post ab Basel. Wenn man in Gesellschaft reise, fahre man vorteilhafter mit einem eigenen gedeckten Reisewagen. Dies sei besonders für Familien mit Kindern bequem. Das Gefährt könne man in der Hafenstadt wieder verkaufen. Es gebe aber auch Fuhrleute, die mit zweckmässig eingerichteten Wagen regelmässig nach Le Havre fahren und auch sichere Weiterreise nach Amerika übernehmen und gut besorgen, wie z.B. die Fuhrleute Heinrich Deppeier, Tegerfelden, und Joseph Ruflin in Sisseln. Von diesem wird später noch die Rede sein.

Je nach Anzahl der bereitliegenden Schiffe schwankten auch die Preise. Glur gibt für Basel—New York, alles inbegriffen, 106—120 Fr. an. Für die Ueberfahrt allein hatte man mit mindestens 70 Fr. zu rechnen. Im September 1849 offerierte die Agentur Zwilchenbart die Strecke Basel—New York, alles inbegriffen, für 130 Fr. (Wessendorf, S. 277).

Damals überquerten noch keine Dampfer den Ozean. Auf den Seglern gab es zwei Klassen von Reisenden. «Die Kajüten-Passagiere bekamen gesonderten Aufenthalt und Schlafzimmer, hatten es in jeder Beziehung bequem, mussten aber auch mehr bezahlen. Die Zwischendeck-Reisenden lebten alle in einem Gemach, in allem Unflat, fast wie eingesperrt.» (Glur, S. 79).

Das Zwischendeck auf den Frachtern war ein durch einen Bretterboden abgeteilter Raum zwischen dem Hauptdeck und dem eigentlichen Schiffsraum. Die Höhe dieses Zwischendecks betrug bestenfalls etwa 2 Meter, meist aber nur 1,60—1,80 m oder noch weniger. Die Fläche wurde so gründlich ausgenützt, dass zwischen den Lagern und dem Gepäck der Auswanderer kaum noch Platz zur Bewegung blieb. Als ungewöhnlich bequem wird in einem Bericht die Belegung eines ca. 21 auf 7½ m grossen Zwischendecks mit 110 Passagieren bezeichnet. (Wessendorf, S. 40). Belüftet wurde dieser Raum nur durch die Einstiegsöffnungen und einige Luftlöcher. Bei starkem Seegang mussten alle Luken geschlossen bleiben, unter Umständen mehrere Tage. Um die entstehenden üblen Gerüche zu neutralisieren, wurde von Glur das Bespritzen des Bodens mit Essig empfohlen.

«Es gibt Schiffe, die auch die Beköstigung übernehmen, solche sind vorzuziehen. Auf den meisten Frachtern aber müssen die Auswanderer selbst kochen und selbst für die nötigen Lebensmittel, Koch- und Essgeschirre sorgen.» Auf Deck stand eine meist viel zu kleine Küche zur Verfügung, was häufig zu Reibereien führte. «Für die Selbstverpflegung soll man genügend Vorrat für 4—7 Wochen mitnehmen, wie Kaffee, Tee, Mehl, Hafergrütze,

Zucker, Zwieback, Butter, Käse, etwas Schinken, geräuchertes gesalzenes Fleisch, Würste, Schabziger, Salz, Seife, einige Flaschen Essig, Kerzen für acht Wochen. Zur Erfrischung nehme man etwas Obst und für die erste Woche frisches Brot mit, um allmählich zum Zwieback überzugehen. Einige Krüge mit Zucker stark und dick gesottene Milch ist für Kinder und die Seekrankheit sehr dienlich. Ferner braucht man als Zwischendeck-Passagier Matratzen (meist waren es Strohsäcke) und wollene Bettdecken, die man sich im Hafen besorgt.» (Glur, ab S. 79).

Zu Glurs Proviantvorschlag ein Vergleich: Ein mit Ruflü abgeschlossener Reisevertrag für die Fahrt nach New York sah für jede Person von mehr als 10 Jahren folgende Lebensmittel vor: 5 Pfd. frisches Brot, 35 Pfd. Zwieback, 4 Pfd. Butter, 15 Pfd. geräuchertes Fleisch, 5 Pfd. Mehl, 5 Pfd. Reis, 2 Pfd. Salz, 2 Liter Essig und 1 Hektoliter Kartoffeln. (Wessendorf, S. 176).

Glur macht die Auswanderer darauf aufmerksam, dass in Amerika scharfe Vorschriften für Frachter, die Personen befördern, bestehen, und deren Missachtung mit Strafe bedroht ist. Man wähle deshalb wenn möglich ein amerikanisches Schiff, auch weil diese als die bequemsten und schnellsten gelten.

Auch über die Seekrankheit werden die Auswanderer orientiert; diese beginne kurze Zeit nach der Abfahrt. «Während der Krankheit hat man einen Ekel gegen alle Arten von Nahrung und Getränken. Man soll aber den Magen nicht ganz leer lassen. Das Einatmen der verdorbenen Luft im Schiffsraum verschlimmert die Krankheit, wogegen die Bewegung auf Deck solche bald behebt. Man tut wohl, wenn man vor Ankunft auf dem Schiff durch abführende Mittel sich reinigt. Durch starken Tee oder eine Abkochung von Feigen kommt man der Krankheit zuvor, da sich dann der Magen um so leichter leert. Die Hauptsache ist immer eine vollkommene Ausleerung, fleissiges Nachtrinken des Tees oder jener Abkochung von Feigen. Genossene Häringe sind das einzige schnelle Heilmittel von der Seekrankheit; der Magen verträgt sie leicht, sie werden nicht wieder erbrochen und sind wohlfeil. Man nehme ein Achtel Tönnchen für eine Familie mit. Ist das Brechen vorüber, so nimmt man als Stärkungsmittel eine Messerspitze voll Chinapulver vor der Suppe, Häring mit Essig, Oel, Pfeffer und ein Glas roten Wein und macht sich Bewegung. Man Sorge der Verstopfung vorzubeugen durch Rhabarberpulver mit Aloe. Die Seekrankheit ist eher stärkend und wohltätig für die Gesundheit als nachteilig.» (Glur, ab S. 84).

Auch im günstigsten Falle, wenn die Ueberfahrt nach New York nur drei bis vier Wochen dauerte, war sie kein Vergnügen. Meist dauerte die Reise 40—45 Tage. Dass die wochenlang sozusagen eingepferchten Auswanderer mit Ungeduld der Landung entgegensahen, ist begreiflich. Schon beim Anblick des Landes begann ein emsiges Treiben, es wurde aufgeräumt, zusammengepackt, unnötig gewordene Dinge warf man ins Meer. Nach der letzten Nacht auf dem Schiffe «flogen schon bei der Einfahrt in den Hafen die Strohsäcke über Bord, manche liessen die Reisekleider gleich nachfliegen, um die neue Welt im Sonntagsstaat zu betreten.» (Wessendorf, S. 149).

An Land

Warnung vor Betrügern (Runners)

Vor den Gefahren der Hafenstädte wird eindringlich gewarnt. Mit unbekannten Leuten lasse man sich nicht ein, trage sein Geld wohl verwahrt in einem Gürtel am Leibe, beobachte grosse Vorsicht und scheine eher dürftig als reich. Mit Papiergeld werde man leicht betrogen, Gold könne überall gewechselt werden, englische Banknoten seien die besten.

«Die erste Sorge wenn man landet, geht darauf, Koffer und anderes Gepäck auf dem Schiffe gut zu verwahren, bis man einen sichern Ort gefunden hat, sie unterzubringen. Man traue Niemandem, weil gegen allfälligen Betrug oder Brandschatzung die Gerichte nicht helfen, weil hiefür Gesetze noch fehlen und die Beamten bestechlich sind. Vor den Hafenarbeitern, Lastträgern etc. so wie vor den gemeinen Wirten, selbst wenn sie Deutsche sind, muss man sich besonders in Acht nehmen. Bei Anständen wende man sich für Rat und Hilfe an den Agenten der deutschen Gesellschaft, der unentgeltlich Auskunft erteilt, auch Arbeit vermittelt. Die Agenten sind allfällig beim Schweizer Konsul zu erfragen. Man lasse sich ja nicht, unter keinem Vorwand, durch leere Vorspiegelungen in den Hafenstädten zurückhalten, sondern eile bald möglichst seinem Bestimmungsort zu.» (Glur, ab S. 86).

Es war wohl Glur noch nicht bekannt, dass die amerikanischen Behörden zum Schutze der Einwanderer in New York eine Art Hospiz, nämlich Castle Garden geschaffen hatten: «Hart am Einschiffungshafen befindet sich ein weiters rotundenartiges Gebäude; dorthin werden unter der Aufsicht und Leitung von Regierungsbeamten alle neu ankommenden Einwanderer ge-

führt und auf ihren Gesundheitszustand untersucht. Kranke werden ins Spital gewiesen, die Uebrigen nach ihrem Reiseziel befragt, und sie erhalten Auskunft und Rat. Jedem Einwanderer wird Wasser zur Reinigung verabreicht. Das Gebäude und die anstossenden Promenaden stehen zur freien Verfügung der Einwanderer, bis sie weiter reisen können. Die Kosten für die Ueberführung des Gepäcks vom Schiff ins Depot fallen zu Lasten der Schiffeigner, diejenigen vom Depot zur Weiterreise zu Lasten der Eigentümer der Beförderungslinien.

Nur Angestellte der Depot-Kommissare oder von diesen mit Bewilligungen Versehene dürfen innerhalb der Umzäunung beschäftigt werden. Keinem Emigranten-Runner (eine Art Zutreiber oder Unteragenten), überhaupt Niemandem sonst und unter keinem Vorwand, ist der Eintritt ins Depot gestattet. Die Kosten desselben werden durch den Staat gedeckt.»

«Neben Castle Garden entfaltete sowohl die schweizerische Hilfsgesellschaft in New York (seit 1832), als auch die dortige deutsche Gesellschaft, eine immer ausgiebigere Tätigkeit, und manche arme Schweizerfamilie hat es dieser Hilfe zu verdanken, dass sie nicht im Kampfe gegen die ungezählten Schwierigkeiten unterliegen und alle ihre Hoffnungen schon im Ausschiffungshafen hatte begraben müssen. Im Jahre 1855 unterstützte die schweizerische Gesellschaft 3080 Landsleute.» (Karrer, S. 20/21).

Behördlicher Schutz

Nicht nur in Amerika musste man die Auswanderer vor gewissenlosen Agenten und Betrügern schützen. Berichte des Schweizer Konsuls in Le Havre, wo die meisten Schweizer sich einschifften, sind der Klagen über betrügerische Agenten voll. Er stellte denn auch resigniert fest, ob es denn in der Schweiz nicht möglich sei, von den Agenten eine Kautions zu verlangen, wie dies in Deutschland längst gesetzlich vorgeschrieben sei. (Natsch, S. 81 ff.).

Die schweizerischen Behörden, damals noch die Tagsatzung, sandten 1848 einen Sonderkommissär, Dr. Roth, zur Unterstützung des Konsuls nach Le Havre. In seinen Berichten warnt Roth vor Abschluss von Reiseverträgen mit Agenten, weil durch Ueberforderungen unglaubliche Summen verloren gingen. Es kam sogar vor, dass den Auswanderern gefälschte amerikanische Bahnбилlette verkauft wurden. Roth schloss daher für Auswanderer selber

Verträge mit Schiffseigentümern ab, die durchschnittlich 35 Fr. billiger waren als die der Agenten. Nach einem Bericht des Konsuls Wanner war der schon erwähnte Agent Ruefli, Sisseln, eine ehrenvolle Ausnahme.

Berichte im Bundesblatt, alarmierende Artikel in der Tagespresse, veröffentlichte Briefe von betrogenen Auswanderern veranlassten endlich verschiedene kantonale Regierungen, das Auswanderungs- und Agenturwesen gesetzlich zu regeln. In vorbildlicher Weise ging der Kanton Bern voran.

Nach der bernischen Regelung hatte jeder Agent ein Patent zu Fr. 25.— zu lösen und eine Kautions von Fr. 5000.— zu hinterlegen, die ihm zu 3% verzinst wurde. Sein Geschäftsgehalt stand unter Kontrolle. (Karrer). Die Agenten hatten unter allen Umständen für den Unterhalt der Auswanderer aufzukommen, wenn die Weiterreise aus irgend einem Grunde, auch bei höherer Gewalt, verzögert wurde. Allzuoft war es vorgekommen, dass diese in den Einschiffungshäfen liegen blieben unter dem Vorwand, die Abfahrt könne widriger Winde wegen noch nicht stattfinden.

Wenn Gemeinden die Auswanderer unterstützten, spendete auch der Kanton Beiträge. Besonders segensreich wirkte sich die Vorschrift aus, dass die Gemeinden verpflichtet waren, jedem von ihnen unterstützten Auswanderer bei seiner Ankunft in Amerika mindestens Fr. 50.— bis Fr. 60.— (10 Dollar) auszuhändigen. Die Auszahlung erfolgte gewöhnlich durch das Schweizer Konsulat.

Glur erlebte es also noch, dass sein Appell an die öffentliche Hand Gehör fand.

Wie Gemeinden den Auswanderern halfen

Wie sich die kantonalen Vorschriften zu Gunsten der Auswanderer auswirkten, zeigt eine ausführliche Arbeit Dr. Adolf Steiners in der Jubiläumsschrift der Burgergemeinde Langenthal von 1967. Die folgenden Ausführungen stützen sich ganz auf diesen Beitrag:

Im Januar 1851 wurde von der Burgergemeinde eine besondere Kommission bestellt, die prüfen sollte, «auf welche Weise die Auswanderungen von Langenthaler Bürgern ohne allzugrosse Opfer der Gemeinde ermöglicht werden könnten.» Ende Mai konnte die Kommission bereits ein von der Regierung genehmigtes Reglement vorlegen:

Nach Artikel 1) hatten unterstützte Auswanderer für sich und ihre minderjährigen Kinder auf die bürgerlichen Nutzungsrechte während zehn Jahren förmlich zu verzichten. In weitem Artikeln wird geregelt, wie die nötigen aufzunehmenden Gelder zu verzinsen und zu amortisieren seien. Ferner wird über die Höhe der Unterstützungen ein Tarif festgelegt: «Eine nach den Bestimmungen des Gemeindereglements im Genuss der bürgerlichen Nutzungen stehende Person erhielt Fr. 200.—, eine andere Person im Alter von über 16 Jahren Fr. 150.—, eine andere Person unter 16 Jahren Fr. 100.—.

«Die Auswanderungskommission hatte jedoch die Befugnis, Personen, die erwiesenermassen wenig oder gar kein eigenes Vermögen besaßen, zu den oben erwähnten Aussteuerbeträgen noch Beischüsse zum Zwecke der Weiterreise und der Ansiedlung in Amerika zu verabfolgen, doch durften sie für Personen der 1. Klasse Fr. 75.—, der 2. Kl. Fr. 50.— und der 3. Kl. Fr. 25.— nicht übersteigen.» Diese Beträge wurden erst in Amerika ausgehändigt. Wie sich dieser Tarif auswirkte, sei an einem Beispiel gezeigt: Ein Ehepaar Neukomm mit einem Kind über und sechs Kindern unter 16 Jahren erhielt Fr. 1890.— zugesprochen.

Die Kommission traf auch Vorsorge, die Auswanderer sicher in die neue Heimat zu bringen. Sie schloss mit Josef Ruefli, Sisseln, am 12. April 1852 einen ersten Reisevertrag ab: «Lt. Vertrag betrugen die Reisekosten für eine Person von 10 Jahren und darüber Fr. 197.—, für eine Person von 1—10 Jahren Fr. 143.—, Kinder unter einem Jahr reisten gratis. Die wichtigsten Bestimmungen lauteten:

- a) Die Auswanderer und ihr Gepäck werden von Herrn Ruefli in Langenthal abgeholt; sie erhalten von Waldenburg an freie Kost und Logis bis New York.
- b) Die Bezahlung der Reisekosten erfolgt erst auf ein vom schweizerischen Konsul beglaubigtes und vorgewiesenes Einschiffszeugnis.
- c) Die Auswanderer haben auf ihre Rechnung Ess- und Kochgeschirr nebst Betten anzuschaffen.» (Steiner)

Glurs «communistische Gesellschaft»

Wer Glurs Lebensgeschichte nicht kennt, wird mit einigem Erstaunen in seinem ‚Führer‘ den Abschnitt ab Seite 73 lesen und in Gotthelfs Urteil über

ihn einstimmen. Er spricht in der ‚Käserei‘ vom «guten Doktor Glux zu Unghobleten» als einem Narren. Glur rät den Auswanderern, sich in Amerika in «communisticcher Gesellschaft» niederzulassen.

«Es ist schwer und mit grosser Mühseligkeit für einzelne Familien verbunden, allein und ohne Beihilfe Anderer sich anzusiedeln, wo man 3, 4 bis 10 Stunden weit im Umkreis von lauter Wald und Busch umgeben und so sehr von Menschen entfernt ist, dass man oft lange niemand sieht als seine Leute. Die Einsamkeit ist für Viele empfindlicher als harte Arbeit.»

«Darum ist es ratsam, dass ganze Gesellschaften, 40—50 Familien stark, zusammen verbunden ausziehen, um sich in der Nachbarschaft anzusiedeln, oder zu gegenseitiger Hülfe und Beistand gemeinschaftlich ein Gut kaufen und Wirtschaft und Gewerbe auf gemeinsame Rechnung betreiben. Solche Vereine haben anfänglich oft viel Kampf, werden aber später doch mit Reichtum überschüttet.» «Auch wäre es für solche Vereine vorteilhaft, wenn Commissäre vorausgeschickt würden, auszukundschaften, Land anzukaufen und vorläufig Blockhäuser zu errichten.»

«Eine solche Vereinigung von Auswanderern in Gesellschaft ist demnach höchst vorteilhaft: die Kosten der Reise und der Ueberfahrt werden vermindert, letztere unterhaltbarer und angenehmer, die Ansiedlung erleichtert, über alle Lebensverhältnisse verbreitet sich ein heimischer Gemeingeist.»

Glur wartet auch gleich mit einem Vorschlag zu «Statuten und Grundsätzen einer communisticchen Gesellschaft in Amerika» auf, umfassend zwölf Artikel. Er betont dabei, dass «solche Statuten nicht zu eng und zu genau sein sollen, sondern Raum lassen, um sie an Ort und Stelle nach Erfahrung und Umständen zu verbessern und auszubilden.»

Einige Artikel seien angeführt:

«8. Wenn Jemand freiwillig aus der Gesellschaft treten will, so hat er solches beim Direktorium anzuzeigen, und dieses ihm sein Eingebrochenes und seinen Anteil an dem erworbenen Gut zurück- und frei herauszugeben.»

«10. Das Direktorium sorgt besonders dafür, dass Alle gut unterrichtet, wohl erzogen und in der Religion belehrt werden.»

«11. Die Religion sei eine natürliche Erkenntnis Gottes, und dessen Verehrung auf Uebung und Nächstenliebe gegründet, mit anständiger äusserer Feier, um neben der Hochachtung Gottes im Herzen, Gott auch äusserlich zu verehren, von aller Schwärmerei und Aberglauben gleich weit entfernt.»

«12. Deutsche Sprache, gleiche Religion und Sitten werden beibehalten, mit gleichen Rechten auf eine beständige Heimat auch für die entfernteste Nachkommenschaft.»

Wie kam Glur auf seine Idee einer idealistischen, communistischen Gesellschaft? Die Fäden laufen wohl über Langenthal und Zofingen. Der im Jahrbuch 1970, S. 140 erwähnte Weitling wirkte eine Zeitlang in Langenthal, bis ihn die Berner Regierung auswies. Er schrieb zu jener Zeit «Das Evangelium eines armen Sünders» und redigierte den in Langenthal verlegten «Schweizerischen Volksboten», in dessen Verlag auch Glurs ‚Führer nach Amerika‘ erschien. Die beiden Weltverbesserer kannten also einander.

In Zofingen lebte zur gleichen Zeit der Arzt Sutermeister, ebenfalls ein Weltverbesserer, der sich mit frühsozialistischen Ideen befasste. Glur hatte als Kind die Zofinger Schulen, später die Kantonsschule in Aarau besucht. Die beiden Berufskollegen kannten sich sicher. Zu Sutermeisters Kreis gehörte u.a. der Bürstenbinder Andreas Dietsch, der sich in Aarau niedergelassen hatte. Wie Weitling war er schriftstellerisch tätig. Im ‚Posthörnchen‘, einem radikalen Wochenblatt, das eifrig die Jesuiten bekämpfte und das Glur als enragerter Freischärler sicher kannte, erschienen von Dietsch 1842/43 in Fortsetzungen «Das tausendjährige Reich», die Schilderung einer idealen communistischen Gemeinschaft, und «Die Gründung von Neu-Helvetia, ein sicherer Wegweiser für Auswanderungslustige, welche in Amerika ihr Glück suchen und begründen wollen.»

Dietschs Idee zur Gründung von Neu-Helvetia stiess auf grosses Interesse. Es kam zur Gründung eines Vereins, um das Projekt auszuführen. Als Teilnehmer kamen Mittellose nicht in Betracht, denn die Mitglieder hatten für die Reisekosten selbst aufzukommen und Fr. 100.— in die Kasse der Gesellschaft einzuzahlen. Dietsch gelangte an die aargauische Regierung um einen Beitrag oder wenigstens um die amtliche Hilfe bei der Verwaltung des Vereinskapitals. Beides wurde abgelehnt.

Dietsch liess aber nicht locker, und im Juni 1844 verliess eine Gruppe von 23 Erwachsenen und 18 Kindern die Schweiz, geführt von Dietsch. In St. Louis angekommen, suchte Dietsch mit einem Erkundungstrupp Land am Osage River. Aber schon befand sich der Verein in Auflösung. Schliesslich zogen nur etwa 15 Erwachsene auf das Kolonieland, wo bereits eine Blockhütte ‚Neu Aarau‘ erstellt worden war. Drei davon verliessen es bald wieder,

und nur der unermüdliche Einsatz und die Aufopferung Dietschs hielt die restliche Gruppe mühsam beisammen. Die Strapazen des ersten harten Winters überstiegen jedoch seine Kräfte; er starb anfangs des Jahres 1845.

Die überlebenden Kolonisten zogen mit Mitgliedern einer inzwischen eingetroffenen zweiten Schar gegen Norden nach Iowa und gründeten dort die Kolonie «Communia». Diese wurde zeitweise von Weitling selbst geleitet, aber auch sie scheiterte und löste sich in Hass und Zwietracht auf. Der Ausgang dieses Experimentes versetzte wohl dem Idealismus Glurs einen gehörigen Dämpfer. (Zum Teil nach Natsch und Wessendorf).

Wer war Johannes Glur, Verfasser des Führers nach Amerika? Ohne einer Biographie vorgreifen zu wollen, folgen wir hier den Angaben Pfr. Werner Glurs im HBL: Johannes Glur, geboren den 28. Februar 1798, «studierte 1818—22 in Bern Medizin, Geschichte und Philosophie, liess sich 1824 als Arzt in Roggwil nieder und entfaltete bald auch eine rege Tätigkeit auf politischem, sozialem und gemeinnützigem Gebiete. Er beteiligte sich lebhaft an den Kämpfen und Bestrebungen zur Verbesserung der Staatsverfassung, bemühte sich in Wort und Schrift um die Hebung des Volksschulwesens, Reform der Armengesetzgebung, geistige Aufklärung der unteren Schichten und zeitgemässen Fortschritt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.» Verheiratet war Glur mit Gertrud Rikli von Wangen, Tochter des Rotfarbinhabers Abraham Rikli-Moser, die 1836 starb. Zwei weitere Frauen starben ihm von einer Schar unmündiger Kinder weg. Völlig verarmt endete Glur am 3. Dezember 1859 im ehemaligen Kloster St. Urban sein an Höhen und Tiefen reiches Leben. Vgl. die Einleitung zu seiner Roggwiler Chronik, neu herausgegeben 1936 von Pfr. V. Nüesch und die Tagebücher auf der Universitätsbibliothek Bern.

Schriften Glurs

- Reformvorschläge für die Schule, 1825, ungedruckt.
- Ideen und Wünsche über Abänderung und Verbesserung der Staatsverfassung, 1830, ungedruckt.
- Ansichten und Wünsche für ein neues Gemeindegesetz, 1831, ungedruckt.
- «Roggwyler-Chronik oder historisch-topographisch-statistische Beschreibung von Roggwil», 1835.
- «Der Schweiz. Volksfreund für Gott, Freiheit und Vaterland», 1842.
- «Ueber die Verbesserung des bernischen Armenwesens», 1843 und 1852.
- «Führer nach Amerika», 1844.
- «Huldigung der Freischaren oder Liebe und Leiden eines Freischärlers», 1845.



Zeichnung Carl Rechsteiner

- «Notizen und Kritiken, den letzten Freischarenzug betreffend», 1846.
- «Medizinische Topographie des Amtsbezirks Aarwangen», 1853.
- «Ausgewählte Gebete und Religionslehre für Kinder in Versen, Sprüchen und Liedern», 1853.

Literatur:

- Johannes Glur, Arzt, Roggwil (1798—1859), Führer nach Amerika, 1844.
- L. Karrer, Nationalrat: Das schweizerische Auswanderungs-Wesen, Bericht im Auftrag des schweizerischen Handels- und Landwirtschaftsdepartements, 1866.
- Ständerat Dr. G. Keller-Aargau: Das Auswanderungs-Problem in der Schweiz, erstattet in der Ständeratssitzung vom 7./8. Januar 1936.
- R. A. Natsch: Die Haltung eidgenössischer und kantonaler Behörden in der Auswanderungsfrage 1803—1874. Diss. Bern.
- Dr. A. Steiner, Langenthal: Die Burgergemeinde Langenthal als Betreuerin von Auswanderern nach Nordamerika, in der Jubiläumsschrift der Burgergemeinde von 1967. Berthold Wessendorf, Die Auswanderung aus dem Kanton Aargau im 19. Jahrhundert. Argovia, 85, 1973.

Die Darstellung der Auswanderung aus dem Oberaargau ist einer späteren Arbeit vorbehalten.

DAS OBERAARGAUER INFANTERIEREGIMENT 16

ein Truppenkörper mit 100jähriger Tradition

PETER PORTMANN

Mit einem Defilee vor dem Kommandanten der Felddivision 8 hat am 8. April 1976 das Oberaargauer Infanterie Regiment 16 in Langenthal recht eigentlich den Marsch in das zweite Jahrhundert seines Bestehens angetreten. Mancher ehemalige 16er unter den Tausenden von Zuschauern mag sich gefragt haben, wie eigentlich «sein» Regiment entstanden sei und wie es sich bis heute weiter entwickelt habe.

Es wäre ein verlockendes Unterfangen, die *Geschichte dieses traditionsreichen Truppenkörpers* zu erforschen und allen Interessierten zugänglich zu machen. Es wäre da nicht nur zu berichten von seiner sich stets wandelnden Organisation und von seiner immer stärker werdenden Bewaffnung, sondern vor allem auch von den harten Dienstleistungen und mannigfachen Entbehrungen während der langen Aktivdienstzeiten der beiden Weltkriege 1914—18 und 1939—45, vom Einsatz während der Tessiner Wirren von 1890, vom Aufgebot während des Generalstreiks 1918, von strengen Uebungen und Manövereinsätzen, von anspruchsvoller Ausbildung und wohl gelegentlich auch von Freuden des Soldatenlebens. Indessen würde hier nicht bloss der Raum für eine solche ausführliche Darstellung fehlen, sondern überdies würde das eine umfangreiche Quellenforschung nötig machen. Immerhin mag ein *Ueberblick* über die Entstehung und die Entwicklung des Inf Rgt 16 da und dort auf Interesse stossen.

Während unter der Herrschaft der ersten Bundesverfassung von 1848 das Militärwesen Sache der Kantone war, legte der heute noch geltende Artikel 20 der *Bundesverfassung vom 29. Mai 1874* fest, dass die Gesetzgebung über das Heerwesen sowie der gesamte Militärunterricht und die Bewaffnung Sache des Bundes seien. Das Ausführungsgesetz zu dieser neuen Bundeskompetenz liess nicht lange auf sich warten: Schon am 13. November 1874 wurde das Bundesgesetz über die Militärorganisation erlassen, gestützt auf welches der Bundesrat am 16. November 1874 die 8 Divisionskreise der

Infanterie festlegte. In die 4. Armeedivision, die ab 1891 zum damals gebildeten 4. Armeekorps gehörte, wurden die Infanteristen aus den Kantonen Bern (Oberaargau und Emmental), Luzern, Ob- und Nidwalden und Zug eingeteilt, während die übrigen deutschsprachigen Berner die 3. Division bildeten.

1875 wurde diese *Militärorganisation* in Kraft gesetzt, und noch im gleichen Jahre wurden 99 Füsilier- und 8 Schützen-Bataillone aufgestellt. Aus je drei der fortlaufend nummerierten Füs Bat wurden Regimenter gebildet, die ebenfalls fortlaufend nummeriert wurden. — Zu diesen Füsilier-Bataillonen der ersten Stunde gehören auch die *Füs Bat 37, 38 und 39*, die sich aus dem Oberaargau und Teilen des Emmentals rekrutierten. Sie wurden in einem Infanterie-Regiment zusammengefasst, das folgerichtig die Nummer 13 erhielt. Je zwei Infanterie-Regimenter bildeten eine Infanterie-Brigade; die Armeedivision umfasste 2 Infanterie-Brigaden, 1 Schützen-Bataillon, 1 Kavallerie-Regiment und 1 Artillerie-Brigade sowie Unterstützungs- und Hilfstruppen. — Die Infanteristen hatten eine Rekrutenschule von 45 Tagen und im Auszug alle 2 Jahre einen Wiederholungskurs von 18 Tagen zu bestehen.

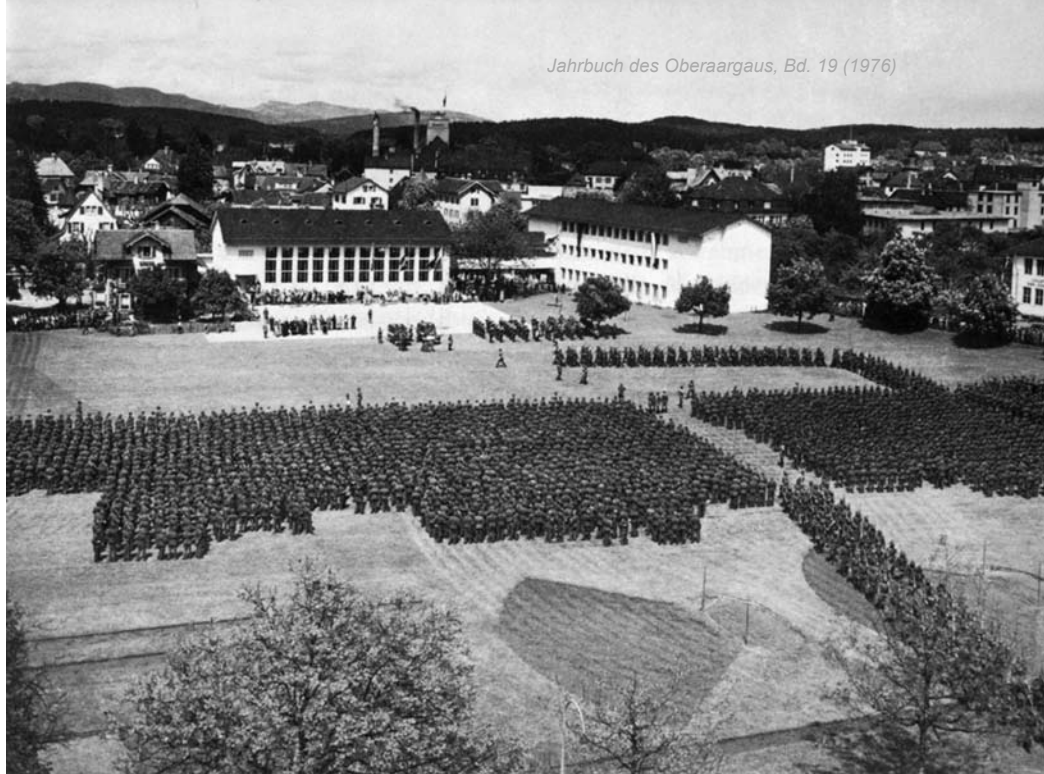
Das *Infanterie-Regiment* von damals war ein reiner Füsilierverband, setzte es sich doch nebst einem schwach dotierten Regimentsstab aus 3 Füs Bat zu je 4 gleichartigen Füsilier-Kompanien zusammen. Hauptwaffe war das Gewehr, und zwar zunächst das 10,4-mm-«Vetterli»-Gewehr Modell 1869, das — nach Erfindung des rauchlosen Pulvers — im Jahre 1891 durch das 7,5-mm-Repetiergewehr 1889 abgelöst wurde, eine recht moderne Schusswaffe, deren Konzeption gleich war wie jene des Gewehrs 1911, des Karabiners 1911 und des Karabiners 1931, welch letzterer bis 1960 die Grundbewaffnung unserer Infanterie bildete. Gekämpft wurde in dicht geschlossenen Schützenreihen, deren Bewegungen sorgsam eingedrillt wurden. Feuerkonzentration strebte man durch entsprechende Formationen der Füsiliere an. So brachte es ein Füs Bat in «Normalentwicklung» auf 2,2 Gewehre pro Meter. Man marschierte «zur Schlacht auf» und strebte selbst mit grösseren Verbänden eine Art Begegnungsgefecht an. Das Exerzierreglement von 1887 sah als Normalfall den Frontalangriff vor und legte fest, dass der Sturm auszulösen sei, wenn die eigenen Kräfte 300 m vor dem Feind seien. Wozu damals Trompeter und Tambouren dienten, zeigen folgende Vorschriften: «Die Führung lässt die rückwärtigen Treffen mit klingendem Spiel vorgehen und gibt mittels Trompetensignal das Zeichen ‚Alles zum Angriff‘ ... Die

Tambouren schlagen Sturm marsch ... Alles übrige wirft sich, auf 150—100 m vor dem Feind angekommen, auf den Zuruf ‚Marsch, marsch‘ in vollem Lauf und mit ‚Hurrah-Rufen‘ auf den Feind, zurückgehen bedeutet den sicheren Tod!». Bilder von dichten Schützenlinien oder von in engem Schwärm vorstürmenden Füsiliern, stets den vollgepackten Felлтornister am Rücken, lassen ahnen, dass der Dienst bei der Infanterie damals vielleicht einfacher, aber kaum weniger hart war als heute. Und am Wesen des «Sturms» als letzter Phase eines Infanterieangriffs hat sich bis heute nichts geändert, bloss wird er heute aus kürzerer Distanz und mit andern Waffen vorgetragen und anders ausgelöst!

Während der ersten 40 Jahre seines Bestehens änderte sich am äusseren Bild des Oberaargauer Infanterie-Regiments offenbar recht wenig. Zwar brachte die *Truppenordnung von 1911* eine Reduktion der Zahl der Divisionen auf 6 mit der Folge, dass alle deutschsprachigen Berner Truppen zusammen mit den Oberwallisern in der neuen 3. Division, die zum 2. Armeekorps gehörte, eingeteilt wurden. Damit war eine neue Numerierung verbunden: Die Regimenter der zur 3. Division gehörenden Infanterie-Brigaden 7 bis 9 wurden mit den Nummern 13 bis 18 versehen, womit das zur Brigade 8 gehörende Oberaargauer Regiment neu die Nummer 16 erhielt, die es heute noch trägt. An der innern Zusammensetzung des Regiments änderte sich indessen nichts. Eine Division zählte neu 3 statt wie bisher 2 Infanterie-Brigaden zu 2 Regimentern und unverändert 1 Artillerie-Brigade sowie Unterstützungs- und Hilfstruppen; statt eines Kavallerie-Regiments erhielt sie eine Guiden-Abteilung (berittene Aufklärungstruppe), ferner 1 fahrende Mitrailleuse-Abteilung und 1 Radfahrer-Kompanie. Damit zeichnete sich eine erste Verstärkung der Bewaffnung der Infanterie ab: die Einführung des Maschinengewehrs. Es handelte sich um das wassergekühlte 7,5 mm Mg 1911 System Maxim, von dem 16 Stück in einer Abteilung auf Stufe Division zugeteilt wurden — pro Bataillon nicht ganz ein Mg!

Auf Grund der Militärorganisation von 1907 wurde überdies die *Ausbildungsdauer* verlängert. Die Rekrutenschulen der Infanterie dauerten nun 65 Tage, und Wiederholungskurse in der Dauer von 2 Wochen fanden nun alljährlich statt.

In unveränderter Formation wurde das Inf Rgt 16 in den *Aktivdienst 1914—1918* aufgeboten und leistete am 3. 8. 1914 den Fahneneid. Im «Album der 3. Division» von 1915 findet man das Regiment dargestellt mit seinen 3 Bataillonen 37, 38 und 39, jedes gegliedert in 4 Füsilier-Kompanien



Oberaargauer Regiment 16

Aufnahmen Hans Zaugg, Langenthal



à 4 Züge. Noch herrscht auf den Bildern das Langgewehr vor, doch wurde noch in diesem Jahre die Ausrüstung mit dem Karabiner Modell 1911 abgeschlossen. Bald erkannte man auch, dass die Maschinengewehre an die Front gehörten. Zwar überlebten die fahrenden Mitrailleur-Abteilungen der Divisionen selbst noch die Nachkriegs-Truppenordnung von 1924, doch wurden nun auch den Infanterie-Regimentern Maschinengewehre zugeteilt. Dabei rüstete man nicht etwa eine Kompanie pro Bataillon mit der neuen Waffe aus; vielmehr wird überliefert, man habe alle Lauskerle aus dem ganzen Regiment zusammengenommen und als Mitrailleure ausgebildet, und gerade das soll der Grund für den sprichwörtlichen Korpsgeist und die Härte dieser neuen Truppe gewesen sein! So entstanden die Inf Mitr Kp I bis III/16, die erst mit der Truppenordnung 1924 den Füs Bat zugeteilt wurden, wo sie als Mitr Kp IV/... an die Stelle der Füs Kp IV/37 bis IV/39 traten. — Gegen Ende des Krieges 1914 bis 1918 hielt auch eine neue Nahkampfwaffe Einzug bei der Infanterie: die Defensiv-Handgranate 1917, deren Verwendung den 2. Weltkrieg noch überdauert hat.

Die nach dem 1. Weltkrieg weitverbreitete Stimmung «Nie wieder Krieg» war einer weiteren Verstärkung der Bewaffnung und einer Verbesserung der Ausbildung unserer Armee nicht förderlich, obwohl die Erfahrungen des 1. Weltkrieges mit dem Aufkommen der Panzerwagen und der Flugwaffe das Ungenügen unserer Infanterie augenscheinlich machten. Die *Truppenordnung von 1924* brachte sogar eine Reduktion der Bestände der Infanterie um 30%. Dieser Aderlass wurde allerdings durch die Einführung eines leichten Maschinengewehrs, des vielerorts noch bekannten «Lmg 25», gemildert, womit nun auch die Füsilier-Kompanien und -Züge über automatische Waffen verfügten.

Auch bezüglich Ausbildung und Einsatz der Infanterie wurden die Lehren des 1. Weltkrieges nur zögernd, wenn überhaupt, beherzigt. Die grundlegende Vorschrift «*Felddienst 1927*», die erst nach dem 2. Weltkrieg durch eine neue Vorschrift «*Truppenführung 1951*» abgelöst wurde, stand noch durchaus im Zeichen des Angriffs, den man immerhin in einem Gelände oder einer Lage führen wollte, wo der Gegner seine Uebermacht und seine Kampfwagen nicht oder nur teilweise und verspätet verwenden könne, wobei unser Gelände als «mehr oder weniger sicher» gegen Panzerangriffe gehalten wurde. Immerhin wurden erstmals auch die Probleme der Verteidigung, verbunden mit Geländeverstärkungen, einlässlich behandelt, und man befasste sich auch mit dem Schutz gegen Gaseinsatz.

Erst als man sich der Bedrohung durch das wiederaufrüstende nationalsozialistische Deutschland bewusst wurde, fanden Bestrebungen zur *Verstärkung unserer Armee* und unserer Infanterie Gehör. In einer Volksabstimmung vom 24. 2. 35 wurde das Bundesgesetz über die Militärorganisation von 1907 dahin abgeändert, dass die Rekrutenschulen von 9 auf 13 Wochen verlängert wurden, womit ein erster wichtiger Schritt für eine bessere Grundausbildung der Truppe getan war. Wenig später folgte die weitere Verlängerung auf die heute noch geltende Dauer von 17 Wochen. 1936 wurde sodann ein für damalige Verhältnisse recht hoher Kredit von 235 Millionen Franken zur Verstärkung der Landesverteidigung gesprochen. Die sogenannte Wehranleihe, die die Mittel dafür aufbringen sollte, wurde erheblich überzeichnet, ein Zeichen mehr dafür, dass das Schweizervolk die Notwendigkeit einer raschen Verstärkung unserer Landesverteidigung erkannt hatte. Noch im gleichen Jahre wurde eine neue Truppenordnung verabschiedet, die am 1. 1. 1938 in Kraft trat und der Armee jene Gestalt gab, mit der sie in den Aktivdienst 1939—45 eintrat. Die Zahl der Divisionen wurde von 6 auf 9 erhöht, wozu noch 3 selbständige Gebirgsbrigaden und 3 sogenannte leichte Brigaden kamen, welche in 3 Armeekorps zusammengefasst wurden. Bei der Infanterie und der Artillerie fiel die Stufe der Brigade weg; die Infanterie-Regimenter wurden direkt der Division unterstellt. Erst seit damals bekleidet übrigens der Regimentskommandant den Grad eines Obersten, der vorher dem Brigadekommandanten vorbehalten war; dafür konnten von 1938 bis 1951 die Bat Kdt bei erfüllten Dienstjahren zum Oberstleutnant befördert werden. Die zum 1. Armeekorps gehörende 3. Division, zur reinen Berner Division geworden, umfasste fortan die Infanterie-Regimenter 14—16, 1 Artillerie-Regiment, 2 selbständige Artillerie-Abteilungen sowie Versorgungs- und Hilfstruppen.

Für das Inf Rgt 16 brachte diese neue Truppenordnung einige wesentliche Änderungen. Vorab wurde es zum *Gebirgs-Infanterie-Regiment* umgestaltet, was sich in der Ausrüstung und in der Ausbildung auswirkte. Bei einem Sollbestand von rund 3500 Mann verfügte beispielsweise damals ein Geb Inf Rgt über nicht weniger als 700 Pferde! Zudem wurde, wie bei allen Inf Rgt, die Bewaffnung wesentlich verstärkt. In den Füs Bat wurde eine fünfte Kompanie gebildet, die Füs Stabskp, die 2 Minenwerferzüge à je zwei 8,1 cm Mw 1933 und 1 Infanteriekanonenzug à zwei 4,7 cm IK 1935 umfasste, womit die Bat Kdt eine weitere wirkungsvolle Unterstützungswaffe bekamen und erstmals eine Panzerabwehrwaffe bei der Infanterie Eingang fand. Die Zahl

dieser Waffen wurde während des Krieges erhöht. Ausserdem war in der Stabskp das Bataillonsspiel mit 21 Trompetern eingeteilt; die Tambouren hingegen gehörten zu den Füs Kp und zur Mitr Kp. Einen Nachrichtenzug gab es damals noch nicht. — Ausserdem wurde der 4. Zug der Mitr Kp zum Fliegerabwehr-Zug erklärt, wobei allerdings die Bewaffnung zunächst noch aus vier Mg 11 auf besondern Flabstützen bestand. Interessieren mag noch, dass im Rgt Stab an die 100 Telefon-Of, -Uof und -Sdt für die taktischen Verbindungen zwischen Rgt und Bat sowie für die schiesstechnischen Verbindungen in den Minenwerfer-Zügen eingeteilt waren. Hingegen verfügte bei Beginn des 2. Weltkrieges das Inf Rgt über kein einziges Funkgerät!

Während des 2. Weltkrieges wurde die Bewaffnung der Infanterie weiter verbessert. Die Füsierzüge erhielten vor allem wirksamere Nahkampfwaffen, so eine neue Offensiv-Handgranate, die sogenannte OHG 40, und später die heute als einzige noch verwendete Stielhandgranate, die Hg 43, ferner schnellschiessende Maschinenpistolen, die die gleiche Munition verschossen wie die heutigen Offizierspistolen. Ausserdem erhielten die Füs Kp eine leichte Panzerabwehrwaffe, die 24-mm-Tankbüchse, die sich allerdings angesichts der immer stärker werdenden Panzerung der Kampfwagen als zu wenig wirksam erwies und nach wenigen Jahren wiederum verschwand. — In den Mitr Kp erhielt der Fliegerabwehr-Zug 1944 anstelle der Maschinengewehre eine leichte Flabkanone, die 20 mm Inf Flab Kan 43. Die Verbindungsmittel wurden durch Funkgeräte verstärkt, bei denen es sich im Vergleich zu den heutigen um recht komplizierte und vor allem schwere Möbel handelte. Erst nach dem Krieg fanden handlichere Funkgeräte, vor allem die bekannten Foxgeräte (SE 100) aus amerikanischen Liquidationsbeständen in den Füs Bat Eingang.

Schliesslich wurde eine besondere *Nahkampftruppe* geschaffen, die Grenadiere, die nebst den vorerwähnten Nahkampfwaffen zusätzlich mit Flammenwerfern ausgerüstet wurden. Die Grenadiere wurden 1943 in der Grenadier Kp 16 zusammengefasst, und aus den vordem im Regimentsstab eingeteilten Uebermittlungstruppen entstand 1945 die Nachrichten Kp 16. Diese während des Krieges vom Bundesrat verfügt Änderungen wurden in einer Uebergangs-Truppenordnung von 1947 in die Friedensorganisation übergeführt.

Die deutschen Feldzüge der Jahre 1939/40, der sogenannte Blitzkrieg, zeigten mit aller Deutlichkeit, dass eine Kampfführung, wie sie noch die Vorschrift «Felddienst 1927» vorsah, ausgespielt hatte. Schon im Herbst

1939 gab General Guisan die «*Weisungen für die Kampfführung in der Verteidigung*» heraus, und mit dem Rückzug der Armee ins Alpenréduit im Spätsommer 1940 wurden die Konsequenzen nicht bloss aus der durch die Umkreisung der Schweiz durch die Achsenmächte entstandenen Lage, sondern auch aus der für eine Kampfführung im Mittelland ungenügenden Bewaffnung (und wohl auch Ausbildung) der Armee gezogen. Verteidigen, Halten um jeden Preis, war nun die Devise, und darauf hin wurden alle Massnahmen angelegt. In einem Tagesbefehl vom 15. Mai 1940, dem Tage der Kapitulation der Niederlande, brachte der General das so zum Ausdruck: «Ich erinnere an die Pflicht des Soldaten, an Ort und Stelle erbittert Widerstand zu leisten ... Die Schützentrupps, ob überholt oder umzingelt, kämpfen in ihrer Stellung, bis keine Munition mehr vorhanden ist. Dann kommt die blanke Waffe an die Reihe ... Solange ein Mann noch eine Patrone hat oder sich der blanken Waffe zu bedienen vermag, ergibt er sich nicht!»

Anders als nach dem 1. Weltkrieg brachten die Jahre nach dem zweiten nicht die Illusion, dass Kriege ein für allemal geächtet seien. Die zunehmenden Spannungen zwischen Ost und West und schliesslich der Koreakrieg von 1950/51 bewirkten, dass diesmal die Lehren aus dem Krieg ihren Niederschlag in Massnahmen fanden. Die Bewaffnung und Ausrüstung der Armee und auch der Infanterie wurden in den Nachkriegsjahren verbessert, und mit der *Truppenordnung vom 26. 4. 1951* wurden ab 1952 auch organisatorische Aenderungen wirksam.

So wurde nach 14 Jahren aus dem Geb Inf Rgt 16 wiederum ein Feld-Infanterie-Regiment. Es wurde neu der 8. Division zugeteilt, womit es ins 2. Armeekorps zurückkehrte. Neben der Na Kp 16 und der Gren Kp 16 wurden zwei neue, direkt dem Rgt Kdt unterstehende Kp geschaffen, die Fliegerabwehr Kp 16 und die Panzerabwehr Kp 16. Die Flab Kp 16 wurde 1952 aus den 3 Flab-Zügen der ehemaligen Geb MitR Kp IV/37, IV/38 und IV/39 gebildet, wobei ein Zug mit einer noch rascher schiessenden Waffe, einem Drillings-Flab-Geschütz gleicher Grundkonstruktion, ausgerüstet wurde. 1955 wurden dann die aus der Kriegszeit stammenden Inf-Flab-Kanonen durch ein neues, verbessertes 20-mm-Geschütz, die Flab Kan 54, abgelöst. Ähnlich entstand 1954 die Pzaw Kp 16 aus den ehemaligen IK-

Zügen der Füs Stabskp 37, 38 und 39, wobei die veralteten 4,7 cm IK durch eine neue leichte Panzerabwehrkanone, die 9 cm L PAK 50, abgelöst wurden, die ihrerseits später sukzessive durch die rückstossfreie Panzerabwehrkanone 58, die sogenannte BAT, abgelöst wurde.



Defilee des Inf Rgt 16 am 8. April 1976 in Langenthal: Vorbeimarsch der Fusstruppen des Füs Bat 37 vor dem Kdt F Div 8, Divisionär Baumann, und dem Kdt Inf Rgt 16, Oberst Portmann.

Aufnahme Daniel Schärer, Langenthal

Die Ausgliederung der Flab- und der Pzaw-Züge aus den Füs Bat war jedoch nicht die einzige Aenderung in der Organisation der Bataillone. Man fasste vielmehr die Unterstützungswaffen des Bat Kdt, nämlich die Maschinengewehre und die Minenwerfer, in einer Kp zusammen: Die traditionsreichen (Geb) Mitr Kp wurden daher in Schwere Füsilier Kp IV/37, IV/38 und IV/39 umbenannt, die aus je 2 Mitrailleur-Zügen mit 4—6 Mg und 3 Minenwerfer-Zügen mit 3—4 Mw bestanden. Dabei wurden die 40jährigen schweren Maschinengewehre durch eine neue, weit schneller schiessende Waffe, das Mg 51, abgelöst. Durch die Zusammenfassung der Pzaw-Kanonen auf Regimentsstufe wurden die Füs Bat indessen nicht aller Panzerabwehrwaffen entblösst. Vielmehr hielt das Raketenrohr 1950, später ein verbessertes Modell 58, Einzug in die Füs Kp, während die Pzaw auf kürzeste Distanz mit den Panzerwurfgranaten 44/48, die mit dem Karabiner verschossen werden konnten, gewährleistet wurde.

Auf Grund der Truppenordnung 1951 verloren die Stabskp der Füs Bat nicht bloss die IK- und die Mw-Züge, sondern auch noch die Bat-Spiele: Diese wurden in der Na Kp 16 zum Spiel Inf Rgt 16 zusammengefasst, dessen Entstehung somit auf das Jahr 1952 fällt. In den Stabskp der Füs Bat verblieben somit lediglich noch Nachrichtensoldaten, Motorfahrer, San Sdt und andere zur Führung des Bat benötigten Hilfskräfte.

Schliesslich wurde eine Stärkung der Führung vorgenommen: Sowohl auf Stufe Regiment wie auf Stufe Bataillon wurde mit dem zugeteilten Stabs-offizier (Major oder Oberstleutnant) bzw. mit dem zugeteilten Hauptmann ein Kommandant-Stellvertreter eingeteilt und damit die Kontinuität der Führung sichergestellt.

Das neu gestaltete Inf Rgt 16 war also ab 1952 wie folgt gegliedert: Dem Rgt Kdt unterstanden direkt die Na Kp 16 mit den Uebermittlungsmitteln des ganzen Rgt, dem Spiel und eigentlichen Stabstruppen, die Gren Kp 16, die Flab Kp 16 und die Pzaw Kp 16; die drei Füs Bat 37, 38 und 39 gliederten sich in eine Stabskp, drei Füs Kp I—III und die Sch Füs Kp IV.

Im Gefolge der weitem Entwicklung der Kriegstechnik und Kriegsführung entbrannte bekanntlich in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre ein zeitweise mit Leidenschaft geführter *Kampf um die Konzeption* unserer Landesverteidigung, dem mit der Truppenordnung 1961, die auf 1. 1. 1962 in Kraft trat, ein Ende gesetzt wurde. Einerseits wurden zwar die mechanisierten Kräfte verstärkt und in 3 mechanisierten Divisionen zusammengefasst; andererseits blieb unsere Armee doch vorwiegend eine Infanterie-Armee, was

darin zum Ausdruck kommt, dass den 3 mechanisierten 9 Infanterie-Divisionen (Feld-, Grenz- und Gebirgsdivisionen) gegenüberstehen. Dem Inf Rgt 16 brachte die TO 61 erneut eine Aenderung der Unterstellung: Es schied aus der 8. Division aus und wurde zum Armee-Rgt, wobei es allerdings in Fragen der Ausbildung und Verwaltung mit der neuen Felddivision 8 eng verbunden geblieben ist.

Innerhalb des Rgt brachte die *Truppenordnung 61* zwei wesentliche Neuerungen:

1. Die bisher direkt dem Rgt Kdt unterstellten Kp wurden 1962 in einem Bat zusammengefasst, dem *Infanterie Bataillon 16*, wobei überdies von der Na Kp 16 die Stabskp Inf Rgt 16 abgespalten wurde. In der Na Kp verblieben lediglich die Nachrichten- und Telefon-Sdt sowie die Funker, während das Spiel, die San Sdt, die Motorfahrer des Rgt Stabes, die Truppenhandwerker und weitere für den Betrieb des Rgt KP benötigte Hilfskräfte in die Stabskp übertraten. Das Inf Bat 16 ist kein Kampfverband, sondern eine Ausbildungsformation; im Einsatz bildet der Bat Stab eine äusserst wertvolle Verstärkung des Rgt Stabes, während die Stabskp und die Na Kp die technischen Voraussetzungen für die Führung des Regiments schaffen und die Kampfkompanien (Gren-, Flab- und Pzaw Kp) ganz oder teilweise den Füs Bat zugeteilt oder selbständig eingesetzt werden.
2. In den Füs Bat wurden die Sch Füs Kp IV zu reinen Minenwerfer Kp; aus den bisherigen Feuerzügen der Füs Kp und den Mitr-Zügen der Sch Füs Kp wurden 3 Mitr-Züge gebildet und in die Füs Kp I—III der Bat fest eingegliedert. — Ueberdies wurden die für die Verbindung innerhalb des Bat benötigten Uebermittlungsmittel, die bisher aus Ausbildungsgründen in der Na Kp zusammengefasst waren, zugsweise den Füs Stabskp zugeteilt, die überdies durch einen Reparatur-Zug verstärkt wurden.

Als wesentlichste Aenderung brachte indessen die TO 61 dem Inf Rgt 16 eine weitere, sehr wesentliche *Verstärkung der Feuerkraft*. Nach der im Jahre 1961 erfolgten Umschulung war das ganze Rgt mit dem Sturmgewehr 57 ausgerüstet, welches nicht bloss den Karabiner 31 abgelöst, sondern überdies sowohl das Lmg wie auch die Maschinenpistolen ersetzt hat. Dass das eine Vereinfachung der Ausbildung und auch des Nachschubes bedeutete, liegt auf der Hand. Zudem erfuhr die Abwehrkraft gegen gepanzerte Gegner eine

weitere Verbesserung nicht bloss durch die Vermehrung der Zahl der Panzerabwehrwaffen, sondern auch durch deren Verbesserung.

Seit 1969 ist schliesslich das Pferd vollständig aus dem Inf Rgt 16 verschwunden. Hatte schon der Uebergang vom Gebirgs- zum Feld-Inf Rgt im Jahre 1952 eine drastische *Reduktion des Pferdebestandes* gebracht, so verdrängte mit der TO 61 der Haflinger das Pferd zunächst bei den Mitrailleur- und später auch noch bei den Minenwerfern. Gegenläufig war die Entwicklung bezüglich des Bestandes an Motorfahrzeugen. Wer sich die grosse Zahl von Gefechtsfahrzeugen aller Art, die am Defilee des Inf Rgt 16 am 8. 4. 76 teilnahmen, vermehrt um zahlreiche Transportfahrzeuge, vor Augen hält, hat Mühe zu glauben, dass bei Beginn des 2. Weltkrieges ein Inf Rgt ganze zehn Motorfahrzeuge zählte, nämlich 1 Pw für den Rgt Kdt, 3 leichte Lastwagen, 3 Motorräder und pro Füs Bat je 1 Traktor mit Anhängern! Trug 1939 der Füs seine Packung normalerweise selbst, so wird ihm heute sein umfangreicher (und wohl auch luxuriöser!) gewordenes Gepäck nachgeführt, während er im Kampfanzug nur noch das Lebensnotwendigste mit sich trägt. Dass damit die Beweglichkeit der Truppe wesentlich grösser geworden ist, springt in die Augen.

Auch *das äussere Erscheinungsbild* der Milizen des Inf Rgt 16 hat sich im Verlauf seiner 100jährigen Geschichte wesentlich gewandelt. Während des 1. Weltkrieges haben die 16er die blauen Uniformen mit dem Feldgrau und den Tschako mit dem Stahlhelm vertauscht; der Stehkragen an der Uniform blieb allerdings bis nach dem 2. Weltkrieg erhalten. Heute ist sogar das moderner gewordene Feldgrau praktisch nur noch Ausgangsanzug; im Felddienst wurde es durch den Kampfanzug verdrängt. Und wenn heute Barte und Schnäuze das Antlitz manchen 16ers prägen, so ist das ein Zeichen der Traditionsverbundenheit: Man schaue sich doch mal Bilder aus dem 1. Weltkrieg an!

Gewandelt hat sich aber doch wohl nur das Aeussere: *Im Wesen ist der 16er stets gleich geblieben*. Die genügsame Selbstverständlichkeit, mit der die Soldaten des Inf Rgt 16 die Unannehmlichkeiten und die Strapazen des Dienstes auf sich nehmen, beeindruckt immer wieder aufs Neue. Sie wissen, worum es geht, und fragen nicht jedesmal warum und wozu. Dazu kommt ein ausgeprägter Leistungswille. Nicht aus purer Begeisterung, nicht weil die 16er Militärköpfe wären, gewiss nicht. Sie wollen es einfach recht machen und den gestellten Anforderungen genügen. Viel Aufhebens wird damit nicht gemacht — es ist einfach so. Und darin liegt wohl auch der Grund für ein

grosses kameradschaftliches Zusammengehörigkeitsgefühl, das wiederum das Ertragen aller Unannehmlichkeiten erleichtert. Dass das auch heute noch oder gerade heute so ist, beweist wohl die grosse Teilnahme am freiwilligen Wehrsporttag des Inf Rgt 16, der seit 1965 alljährlich durchgeführt wird. Dieser Geist ist es, welcher eine Dienstleistung im Inf Rgt 16 immer wieder zum Erlebnis werden lässt, allen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten zum Trotz.

Das Inf Rgt 16 ist als wohlausgerüsteter, kampfstarker und gut ausgebildeter Infanterieverband in das zweite Jahrhundert seines Bestehens eingetreten. Seine drei Füs Bat 37, 38 und 39 sind befähigt, unterstützt durch die im Inf Bat 16 zusammengefassten Unterstützungswaffen, den Kampf im Infanteriegelände selbständig zu führen. Das Regiment ist aber auch darauf vorbereitet, im Kampf der verbundenen Waffen im Zusammenwirken mit andern Waffengattungen eingesetzt zu werden, wie es das in Einsatzübungen der letzten Jahre bewiesen hat.

Doch die Zeit steht nicht still, neue Entwicklungen zeichnen sich ab. Wie versichert worden ist, wird das Inf Rgt 16 auch in einer kommenden Truppenordnung seinen festen Platz haben. Seine Bewaffnung soll weiter verstärkt werden, wobei vor allem eine Verstärkung der Panzerabwehr im Vordergrund steht. Jedes Füs Bat soll eine eigene Pzaw Kp erhalten, und auch innerhalb der Füs Kp sollen modernere Panzerabwehrwaffen eingeführt werden. Auf Stufe Rgt wird bei Bedarf eine Inf Pz Kp zugeteilt werden können. Zudem steht die Zuteilung von Geniemitteln und einer Sanitäts Kp zur Diskussion. Leider wird die Flab Kp voraussichtlich aus dem Rgt-Verband ausscheiden, so dass das Rgt bei Bedarf auf die Zuteilung von Flabmitteln der Division angewiesen sein wird.

Wie auch immer die Bewaffnung und Ausrüstung beschaffen sein mögen, so wird der Geist, der eine Truppe beseelt, die ausschlaggebende Rolle spielen. Und daher ist es ein sicher berechtigtes Anliegen der Obaraargauer Milizen, dass es ihnen vergönnt sei, auch in Zukunft im traditionsreichen Inf Rgt 16 gemeinsam ihren Dienst leisten zu können!

Regiments- und Bataillonskommandanten des Obaraargauer Infanterieregiments im 1. Jahrhundert seines Bestehens:

Kdt Inf Rgt 16 (13)

1876—1881: Oberstlt Moser Emil; 1882: vakant; 1883—1890: Oberstlt Grieb Ernst; 1891—1898: Oberstlt Thormann Eduard; 1899—1906: Oberstlt Hellmüller Theodor; 1907—1911: Oberstlt Dietschy Wilhelm; 1912—1916: Oberstlt Bracher Wilhelm; 1917: Oberstlt Kissling Walter; 1918—1923: Oberstlt von Erlach Fritz; 1924—1926: Oberstlt Guggisberg Paul; 1927—1930: Oberstlt Nobs Jakob; 1931—1934: Oberstlt Gugger Ivo; 1935—1937: Oberstlt Bandi Emil; 1938: Oberstlt Kaufmann Max; 1939: Oberst Kaufmann Max; 1940: Oberstlt Pezolt Alfred; 1941—1944: Oberst Pezolt Alfred; 1945—1947: Oberst Stalder Paul; 1948—1949: Oberst Notz Hans; 1950: Oberstlt Häni Max; 1951—1953: Oberst Häni Max; 1954: Oberstlt Weber Hans; 1955—1956: Oberst Weber Hans; 1957—1961: Oberst Indermühle Gottfried; 1962—1964: Oberst Wegmüller Fritz; 1965—1969: Oberst Will Max; 1970—1972: Oberst Lanter Max; ab 1973: Oberst Portmann Peter.

Kdt Füß Bat 37

1876—1885: Major Ulli; 1886—1892: Major Reichel; 1893—1902: Major Schütz Gottlieb; 1903—1909: Major Grossmann Andreas; 1910—1913: Major Lüdi Rudolf; 1914—1918: Major Bühlmann Fritz; 1919—1923: Major Egger Hektor; 1924—1928: Major Simon Moritz; 1929—1931: Major Gaschen Rudolf; 1932—1936: Major Pezolt Alfred; 1937—1941: Major Burkhard Friedrich; 1942: Oberstlt Burkhard Friedrich; 1943: Major König Franz; 1944: Oberstlt König Franz; 1945—1948: Major Wanner Fritz; 1949: Oberstlt Wanner Fritz; 1950—1954: Major Le Grand Marcus; 1955—1958: Major Wegmüller Fritz; 1959—1961: Major Burger Hans; 1962—1966: Major Portmann Peter; 1967—1970: Major Schorf Martin; 1971—1975: Major Trösch Heinz; ab 1976 Major Fivaz Jürg.

Kdt Füß Bat 38

1876—1880: Major Spychiger; 1881—1883: Major Egger; 1884: vakant; 1885—1892: Major Geiser; 1893—1903: Major Jost Adolf; 1904—1909:

Major Mezener Friedrich; 1910—1916: Major Berger Anton; 1917—1921: Major Guggisberg Paul; 1922—1926: Major Käser Ernst; 1927—1929: Major Brügger Emil; 1930—1934: Major Steiner Hans; 1935—1937: Major Schumacher Edgar; 1938: Oberstlt Schumacher Edgar; 1939—1943: Major Bützberger Hans; 1944—1946: Major Scherz Willi; 1947: Oberstlt Scherz Willi; 1948—1952: Major Hügi Werner; 1953—1957: Major Rohrbach Fritz; 1958—1960: Major Siegenthaler Paul; 1961—1964: Major Sollberger Martin; 1965: Hptm Aebi Ernst; 1966—1969: Major Aebi Ernst; 1970—1975: Major Annen Michael; ab 1976: Hptm Weber Paul.

Kdt Fiis Bat 39

1876—1880: Major von Luternau; 1881—1883: Major Bühlmann; 1884: vakant; 1885—1893: Major Andreae Philipp; 1894: vakant; 1895—1902: Major Bay Gottfried; 1903—1908: Major Spychiger Arnold; 1909—1911: Major Renfer Hermann; 1912—1917: Major Mauerhofer Hans; 1918—1923: Major Mühlemann Adolf; 1924—1925: Major Tenger Eduard; 1926—1928: Major Gugger Ivo; 1929—1932: Major Häfliger Albert; 1933—1936: Major Flückiger Paul; 1937—1941: Major Baumgartner Rudolf; 1942: Oberstlt Baumgartner Rudolf; 1943—1947: Major Baumgartner Emil; 1948: Oberstlt Baumgartner Emil; 1949—1951: Major Ryffel Heinrich; 1952—1954: Major Günther Friedrich; 1955—1961: Major Will Max; 1962—1966: Major Schmocker Theodor; 1967: Hptm Lüthi Adrian; 1968—1973: Major Lüthi Adrian; ab 1974: Major Gabi Martin.

Kdt Inj Bat 16

1962—1964: Major Probst Hans; 1965—1966: Major Sollberger Martin; 1967—1970: Major Kunz Henri; 1971: Hptm Aerni Klaus; 1972—1974: Major Aerni Klaus; ab 1975: Major Grütter Hans.

100 JAHRE GÄUBAHN

KARL H. FLATT

Es war Sonntag, der 3. Dezember 1876, als ein Festzug von Lyss über Solothurn die Gäste zur Eröffnungsfeier der Gäubahn nach Olten führte. Welche Hindernisse und Kämpfe bei der Verwirklichung dieser Bahnlinie zu bestehen waren, wollen die folgenden Seiten aufzeigen. Fortsetzung und Schluss der Arbeit werden im Jahrbuch 1977 erscheinen.

Erste Eisenbahnen

Angesichts zahlreicher Bedenken kam die Schweiz verhältnismässig spät zu Eisenbahnen: erster Anschluss vom Ausland her 1844; 1847 die Spanisch-Brötlibahn von Baden nach Zürich. Erst der neue Bundesstaat nahm sich dann der Eisenbahnfrage ernsthaft an, indem die Bundesversammlung den Bundesrat am 18. Dezember 1849 beauftragte, einen Plan vorzulegen. Diese Aufgabe wurde den englischen Ingenieuren Robert Stephenson und Henry Swinbure übertragen.¹

Noch 1852 stellt ein Beobachter fest: «Der *Kanton Bern* stand bis jetzt der Eisenbahnfrage wenig geneigt, ja wir möchten fast sagen grollend gegenüber.» Alt Schultheiss Fischer meinte gar: «... die Eisenbahnen (sind) die Einrichtungen, durch welche mit der Zeit die Unabhängigkeit der kleinen Staaten mittelst der Lokomotive zum Land hinausgeführt (wird).»² Dies hinderte die *Zürcher- und Basler Finanzmächte* nicht, die Initiative zu ergreifen, umso mehr als sich Alfred Escher 1852 mit der Konzeption des Privatbaus gegen die Idee des Staatsbaus von Jakob Strämpfli durchsetzte.

Auch in *Solothurn* stand man dem Bahnbau schon früh aufgeschlossen gegenüber.³ So erteilte die Regierung bereits 1845 einer Basler Gesellschaft die Konzession für eine Hauensteinbahn Basel—Olten mit Fortsetzung auf dem linken Aareufer nach Solothurn. Das Projekt Merian scheiterte aber am Einspruch von Bern und Baselland. Stephenson nahm diese Pläne wieder auf und forderte ebenfalls die Fortsetzung «westwärts in gerade Linie der Aare ent-

lang nach Solothurn»; nicht verwunderlich, denn Ingenieur Merian war sein Begleiter!*

Der Bundesrat sah immerhin eine Zweigbahn von Lyss nach Bern vor, wogegen die nationalrätliche Kommission für eine direkte Verbindung Olten—Bern eintrat, wie sie 1852 auch das Gutachten des Württembergers Karl Etzel verlangte.⁴

Bereits am 7. Juni hatte der Solothurner Kantonsrat mit 49 gegen 33 Stimmen dem Frauenfelder Ingenieur Jakob Sulzberger die Konzession für eine Bahnlinie Solothurn—Olten auf dem rechten Aareufer erteilt. Dieser konnte aber die erforderliche Kautionsleistung nicht leisten. Auch die englische Gesellschaft Fox-Henderson (Westbahngesellschaft) musste im Dezember auf eine Konzession für die Linie Murten—Solothurn—Olten verzichten.³

Solothurn hatte ihr diese zwar am 30. November zugesagt und der SCB (Schweiz. Centralbahn) für die Konzession einer Hauensteinbahn die Auflage gemacht, Bern zur Bewilligung für den Transit durch das Bipperram zu nötigen. Aber schon am 2. Dezember schlug Bern in einer Konvention mit den Westschweizerkantonen Solothurn und die Westbahn aus dem Feld. SCB-Direktor Speiser triumphierte: «Nach menschlichem Ermessen muss Solothurn zwischen zwei Stühle zu sitzen kommen. Uns hat es der Pflicht enthoben, eben eine Linie Herzogenbuchsee—Solothurn zu bauen, und die Westbahn wird eine Linie nicht bauen können und nicht bauen wollen.» Nur Berns Vermittlung rettete den Anschluss Herzogenbuchsee—Solothurn.⁵

So blieb die *Schweiz. Centralbahn mit Sitz in Basel* schliesslich Siegerin, nachdem sich die Stadt Olten allein für die Hauensteinbahn einsetzte — Gerichtspräsident Johann Trog⁶ trat 1853 ins Direktorium dieser Bahn ein. Bern soll für die Linienführung Olten—Herzogenbuchsee der SCB den Vorschuss einer Million versprochen haben. Verhängnisvoll für die Zukunft wirkte sich aber die bernische Verpflichtung aus, bis 1882 keine Bahn zwischen Jura und der neuen SCB-Linie zu konzessionieren oder zu bauen. Auch aus andern Gründen geriet Bern bald mit der SCB in Streit und liess sich davon in seiner Eisenbahnpolitik über Jahrzehnte bestimmen.⁷

Das Jahr 1857 brachte die *Eröffnung der neuen Bahnstrecken*: am 16. März Olten—Herzogenbuchsee, am 16. Mai/1. Juni bis Solothurn—Biel, am

* Die Aareschiffahrt sollte ab Solothurn die Weiterfahrt nach Westen gewährleisten. Sie wurde 1854—57 auch betrieben; hingegen fand der Plan zum Schiffstransport der Eisenbahnzüge keine Verwirklichung.

8735



Minimale Karte 1968

C. Rechsteiner

Zeichnung Carl Rechsteiner

16. Juni bis Bern. Olten, und fürs erste auch Solothurn, konnten befriedigt sein. Gäu aber und Bipperamt sahen sich für Jahrzehnte um einen Bahnanschluss geprellt. Ein Betrachter in Wangen an der Aare hält 1867 fest: «Oede und traurig schauen die verwaisten Lagerhäuser und die Schiffflänti in den Spiegel der vorbeifliessenden Aare. Die Wirtsleute haben nicht mehr jene zahlreichen Knechte und Pferde zu beherbergen und den schuldigen Tribut einzuziehen. Die Strassen sind und bleiben tot, denn auch die Locomotiven rasseln in grosser Entfernung von dem stillen Städtchen vorbei.»⁸

Das Gäubahn-Komitee

Innert rund zehn Jahren war die Schweiz zu einem ansehnlichen *Eisenbahnnetz* gekommen, das Ende 1865 eine Betriebslänge von 1336 km aufwies, obwohl man 1852 nur mit 650—750 km gerechnet hatte. Die Eisenbahngesellschaften, z.T. von ausländischem Kapital abhängig, florierten und schütteten vor 1870 durchschnittlich 4,4% Dividende aus, die Nordostbahn Eschers in den Jahren 1870/75 gar 8—9%. Bern als einziger Stand besass eine Staatsbahn, indem es die Konkursmasse der Ostwestbahn («Owetschbahn») übernahm und sich 1867 mit 18 Mio an den Jurabahnen beteiligte, die grosse Einkünfte abwarfen.

Die *Hochkonjunktur* im Gefolge des deutsch-französischen Krieges, das Bedürfnis nach einem Gottharddurchstich, sowie die demokratische Bewegung, die sich unter anderem gegen die altliberalen Eisenbahnbarone vom Schlag Eschers wandte, weckte in den Siebzigerjahren erneutes Eisenbahnfieber, das zu unerfreulichen Exzessen führte und — in der Folge des Wiener Bankkrachs von 1873, der zwei Jahre später auch in der Schweiz vom Konjunkturabfall gefolgt wurde — ein böses Erwachen zeitigte.¹

Als der Kanton Solothurn 1864/65 der Gotthardkonvention beitrug und eine namhafte Subvention sprach, wurde zugleich ein Antrag erheblich erklärt, die Frage einer Gäubahn untersuchen zu lassen. Anlässlich einer *Versammlung des landwirtschaftlichen Vereins Gäu* am 6. Januar 1869 in Oberbuchsitzen griff Regierungsrat Bonaventura Baumgartner (1822—1884, RR 1861—73, 1875—84) den Gedanken auf, und man beschloss, den ehemaligen Kantonsingenieur und jetzigen *Baudirektor Hermann Dietler* (1839—

1924)⁹ mit den erforderlichen Berechnungen zu beauftragen. Bereits am 24. April 1870 konnte Regierungsrat Dietler in einem Vortrag (1) vor dem landwirtschaftlichen Verein Olten-Gösigen in Hägendorf Pläne und Berechnungen vorlegen. An der Tagung nahm auch alt Nationalrat J. R. Vogel (1810—91) aus Wangen a. Aare teil. Zusammen mit Dietler und Kantonsrat Th. Brosi erhielt er den Auftrag, die interessierten solothurnischen und bernischen Gemeinden zu einer Orientierungsversammlung auf den 25. Mai nach Oensingen zu berufen. Der Einladung (2) wurde der gedruckte Vortrag Dietlers, ein Statutenentwurf (3) für eine Initiativgesellschaft und Zeichnungsscheine (4) für Gründungsaktien (mind. 600 zu Fr. 5.—) beigelegt.

Von den 1331 Gründungsaktien übernahmen: Solothurn 325, Wangen 167, Niederbipp 106 (wovon Dürrmühle 21), Olten 103, Oberbipp 87, Attiswil 85, Balsthal 76, Wiedlisbach 72. Den Kontokorrent führte die Bank Gebrüder Vigier in Solothurn.

Die Versammlung wurde zum vollen Erfolg und musste vom «Rössli» in die Kirche verlegt werden. Die Statuten fanden Genehmigung, und als Vollzugsorgan wurde ein *Komitee von 21 Mitgliedern* gewählt, wovon 5 Oltner, 3 Balsthaler, je ein Vertreter von Hägendorf, Ober- und Niederbuchsiten, Fabrikant Jaisli und Dr. med. Reber von Niederbipp, Artillerie-Hauptmann Mägli aus Wiedlisbach, Fabrikant Rudolf Rikli, Stabsmajor Adolf Roth und Grossrat J. R. Vogel von Wangen, dazu vier Persönlichkeiten aus Solothurn. Dietler als Seele des Unternehmens bot sich als Präsident an. Landammann Vigier dankte und «beglückwünschte die projektierte Eisenbahnunternehmung mit feurigen Worten»; alt Nationalrat Vogel dankte seinerseits «mit kräftigen Worten» im Namen der bernischen Nachbarschaft.

Das Komitee wählte an einer ersten Sitzung (5), am 13. Juni im «Löwen» zu Dürrmühle, Vogel zum Vizepräsidenten, Bankier Wilhelm Vigier (1839—1908, nicht zu verwechseln mit seinem Onkel, dem gleichnamigen Solothurner Regierungsrat) zum Kassier und den Solothurner Kantonsingenieur Otto Hartmann zum Aktuar. Ferner bestellte es 21 Ersatzmänner, u.a. Pfarrer Zimmermann von Oberbipp, Bierbrauer Hubler aus Attiswil, Tabakfabrikant Kellerhals und Vizepräsident Reber aus Niederbipp, Hauptmann Alfred Roth und Amtsschreiber Schneeberger aus Wangen.

Der technischen Sektion gehörten u.a. die Ingenieure Dietler und Roth an, der Finanzkommission die Herren Vigier, Trog, Vogel, Mägli und Reber, der Sektion für Handel und Verkehr die Fabrikanten Rikli, Jaisli und Tug-giner, sowie Nationalrat von Arx, Olten (1817—75).¹⁰

Die Ausführungen Dietlers

Dietler, der Ende 1871 als solothurnischer Baudirektor zurücktrat, um als Sektionsingenieur u.a. der Jura—Bern-Bahn zu dienen, hatte sich im April 1870 zuerst zur *allgemeinen Sachlage* geäußert (1): die Bauern des Gäus hätten sich verrechnet, als sie in der Eisenbahn bloss eine unerwünschte Konkurrenz und Sache der Städte sahen. Wo vorher vom blühenden Strassen- und Aare-transit Landwirtschaft, Kleingewerbe und Wirte profitiert hätten, sei nun Verarmung eingetreten. Nicht nur die Städte würden von einer Gäubahn Nutzen ziehen, sondern diese würde den bestehenden Industrien von Wangen, Klus, Balsthal, Mümliswil, Oensingen, den Mahlwerken an der Dünern, ferner dem Absatz von Holz, Steinen, Vieh und Milchprodukten dienen. — Der zweite Punkt seiner Betrachtung, nämlich die *Linienführung*, sollte in der Zukunft noch zu viel Streit führen, sei es dass die Bahn von Niederbipp über Wangen nach Derendingen zum Anschluss der Centralbahn führe oder über Wiedlisbach—Attisholz direkt nach Solothurn. Beide Strecken seien ungefähr gleich lang, 7 km kürzer als die SCB-Linie Olten—Herzogenbuchsee—Solothurn. Dietler wies schon hier darauf hin, dass die Bergstrecke bei gleicher Steigung mehr Kurven aufweise, die Bahn über Wangen bessern Anschluss vermittele und der Abschnitt Derendingen—Solothurn mit 4 km bereits bestehe. — Eine Transitbahn könne die Gäubahn aber nur mit Hilfe anderer Gesellschaften werden. Der Schmalspurbau wäre billiger, aber mit vielen Nachteilen behaftet. — Zur Berechnung der Rentabilität ging Dietler von der Bevölkerungszahl der interessierten Gemeinden, ihrer Entfernung von der künftigen Eisenbahn und vom mutmasslichen Güterverkehr aus, wobei er sich auf Angaben lokaler Gewährsleute stützen konnte. Von den angenommenen 350 000 Zentnern des Lokalgüterverkehrs (ausser Solothurn und Olten) würde die Region Wangen/Wiedlisbach etwa 85 000, die Region Balsthal/Klus etwa 82 500 Zentner liefern. — Die Kosten würden sich aus Fr. 256 000 für Landerwerb, 2,302 Mio für den Bau und Fr. 300 000 für 4 Lokomotiven und Rollmaterial belaufen.

Schätzung des Güterverkehrs für eine Station Wangen, 1870, von Adolf Roth
(in Zentnern)

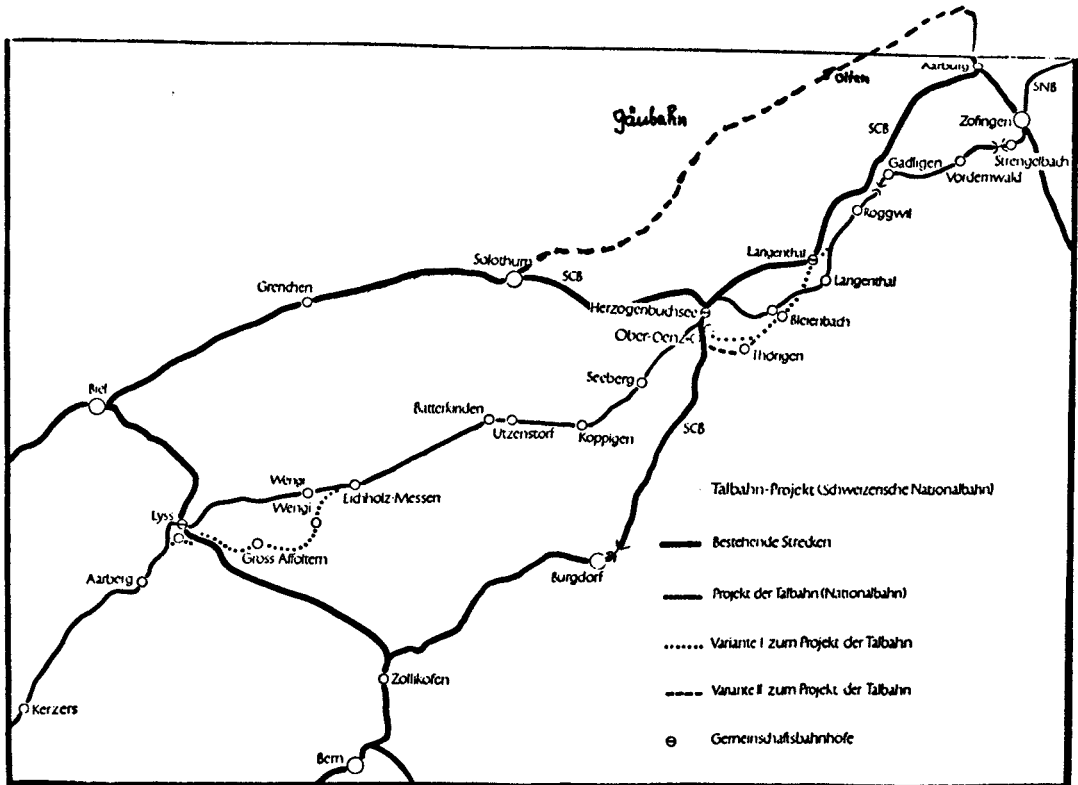
	ankommende Güter		abgehende Güter		
	von W'schweiz		von Olten	nach W'schw.	nach Olten
	Waren	Torf/Kohle	Waren	Waren	Waren
<i>Wangen</i>					
Rotfarb A. F. Rikli		42 500	11 000		5000
Pferdehaarspinnerei	1500	4 900	3 400	3000	1700
Jakob Roth					
3 Blousenfabriken	200		1 300	750	400
Obrecht, Schweizer, Egger					
2 Bürstenfabriken	100		800	850	600
Vogel und F. Roth					
Seilerei Pfister			400	400	100
Mühle Schenk			400		
3 Krämer: Brisson,	300		800		
Kurt, Baumann	440	Salz			
4 Wirte: Müller, Schwander,	500				
Schorer, Morgenthaler					
Bierbrauer Kurth		150	400		
5 Schmiede und Schlosser:		400	100		
Köppli, Mühlemann, Aebi,					
Anderegg, Roth					
Oehler Vogel			150		50
Diverse		50	50		50
<i>Wiedlisbach</i>					
3 Krämer	300		800		
2 Wirte	300				
<i>Wangenried/Walliswil</i>					
	200		200		100
<i>Total</i>	3800	48 000	19 800	5000	8000 = 82 600
<i>Niederbipp*</i>	1505		2915	330	2640 = 7 390

* Im ersten Rang standen in Niederbipp die Kartoffelexporte (2000) der Gemeinde nach Osten. Dann folgten die drei Gerbereien Jakob Müller, Sohn, Gebrüder Müller und Samuel Arn (1040, 800, 350), die Tabak- und Zigarrenfabrik der Gebrüder Kellerhals und des Joh. Jäisli, Dürrmühle (665 + 610), des Joh. Freudiger und des Samuel Hunziker (320 + 270), die Spezereiexporte von Kellerhals und Jäisli (355 + 310), die Importe der Bierbrauerei Reber (500) und der Bäckerei Kellerhals (170).

Die technische Sektion beauftragte Geometer Wild mit *Planaufnahmen*. Dietler, Roth und Hartmann schritten die umstrittenen Strecken ab. Im Februar 1871 lagen — verzögert durch die Grenzbesetzung — die Pläne, im Mai die Projekte vor. Für die siebenstündige (1 Stunde = 4,8 km) Strecke Solothurn—Olten wurden 33 Stunden Bahnlinie trassiert (Kosten Fr. 3709.—) und in Wangen Probebohrungen (Fr. 2718.—) gemacht. Die Ergebnisse der technischen Untersuchung (6) fasste Dietler zusammen und liess sie, zusammen mit dem Bericht der Subventionskommission (7), bei Zepfel in Solothurn drucken. Bereits jetzt aber spukte die hohe Eisenbahnpolitik in die Pläne des Gäubahn-Komitees hinein.

Eisenbahnpolitik I

Auf Antrag der Vertreter Wangens, vorallem J. A. Roths, kam im Frühjahr 1871 in Solothurn eine Konferenz mit den Direktoren Siegfried und



nach B. Schneider, 1959

Salger von der Centralbahn zustande (10). Die SCB zeigte sich interessiert, anstelle eines zweiten Gleises Olten—Herzogenbuchsee die Gäubahn zu übernehmen, aber nicht als Lokal-, sondern als Transitlinie. Das Komitee versprach, die Pläne fertigzustellen.

Da trat in kurzem mit dem englischen Ingenieur *William Napier* ein neuer Interessent in Erscheinung. Napier war der Bevollmächtigte von Theodor Kuchen, Direktor der Bank von Meiningen in Frankfurt. Er schlug vor, die Gäubahn bis Lyss zu verlängern und den Anschluss an die künftige Broyetal-Bahn zu suchen. Im Osten sollte durch den Aargau eine Verbindung nach Winterthur mit Anschluss in Thiengen ans deutsche Bahnnetz gesucht werden. Dies deckte sich z.T. mit den Plänen der *schweiz. Nationalbahn*, die von Winterthur über Baden—Lenzburg den Anschluss an die Gäubahn erstrebte und damit die Konkurrenz der Centralbahn und Nordostbahn, der sog. Herrenbahnen, aus dem Feld schlagen wollte.¹¹ — Die Regierungen von Zürich, Basel und Aargau zeigten sich skeptisch bis ablehnend, Bern und insbesondere Solothurn eher geneigt. Mit der Aussicht auf eine *Transitlinie* vermehrte sich auch das Interesse der Städte Solothurn und Olten.

An der Komitee-Sitzung vom 15. August legte Landammann Vigier einen Präliminarvertrag mit Napier («solid und ehrenwert») vor, auf Grund dessen sich noch gleichen Tags — unter Beizug von Vertretern des Amtes Büren — das *interkantonale* Komitee bildete (21 Vertreter der Gäubahn, 18 von der Strecke Solothurn—Lyss, 8 Vertreter der Städte Solothurn und Olten und die Solothurner Regierungsräte Vigier, Baumgartner und Bankdirektor Kaiser). Auch die Bernerregierung wurde um eine Abordnung ersucht. In der Folge bildeten sich acht Lokalsektionen. — Das Unternehmen nannte sich «Schweizerische Thalbahngesellschaft» (12) mit Sitz in Solothurn. Als Zweck wurde der Bau einer *Bahn von Lyss über Solothurn nach Olten*, ev. bis Aarau festgesetzt. Eine Fortführung nach Westen Richtung Lausanne ergäbe gegenüber der Westbahn über Neuenburg wie auch gegenüber der Bern—Freiburg—Oronbahn beträchtliche Abkürzungen und käme auch im Bau wesentlich günstiger.

Selbst Bundesrat Dubs zeigte sich dem Projekt gewogen, wenn er im Ständerat ausführte (17): «Die Projekte der Gäu- und Broyethalbahn, welche wir als kleine Lokalbahnen betrachteten, entpuppen sich plötzlich unter unsern Augen zu einer internationalen grossen Transitlinie von höchster Bedeutung für die Schweiz und zu einer Hauptlinie für den schweizerischen Verkehr.»

So legte denn schon im September Hermann Dietler als Präsident des Initiativ-Komitees in optimistischer Weise «*Die Bestrebungen zur Erstellung einer Gäubahn* in Verbindung mit einer Broyethal-Bahn, beleuchtet auf Grundlage der vom Initiativ-Comité der Gäubahn gesammelten Materialien» (13) dar. Freilich sei ein Bau ohne Staatshilfe nicht möglich. Dietler wies als Präjudiz auf die bernische Staatsbahn Biel—Bern—Langnau und die grosszügige Beteiligung des Staates Bern an den Jurabahnen hin.

Die Herren Napier und Kuchen forderten *Subventionen* von Fr. 40 000 pro Kilometer, d.h. rund 2,4 Mio Fr., die vorallem die Gemeinden von Lyss bis Olten aufzubringen hätten. Das Subventionskomitee (7/8) unter Oberamtmann F. Eggenschwiler bezog alle Gemeinden bis zu einer Stunde Entfernung von der Bahn, inkl. Farnern und Mümliswil, ein. Je ein Faktor wurde pro 100 Einwohner, Häuser, pro 500 Räume und pro Fr. 100 000.— Grundstückschätzung angenommen und diese Zahlen mit dem Entfernungsfaktor multipliziert. Die Gemeinden mit *Industrie* sollten für deren Interessen 20% des Geldes aufbringen:

Solothurn	Fr. 120 000.—	Büren	Fr. 50 000.—
Olten	90 000.—	Wiedlisbach	17 000.—
Wangen	80 000.—	Niederbipp	25 000.—

Je nach Anlage des Trasses sollten die Gemeinden insgesamt folgende Beiträge aufbringen (in Auswahl):

Solothurn	Fr. 453 000—508 000	Wangen	Fr. 136 000—160 000
Olten	250 000—264 000	Wiedlisbach	53 000— 67 000
Niederbipp	178 000—191 000	Oberbipp	34 000— 47 000

Im Verwaltungsrat der Talbahngesellschaft war je ein Sitz für die Regierungen von Bern, Solothurn und Aargau reserviert; 10 Mitglieder stellte das interkantonale Gäubahn-Komitee, 5 die Aktionärgesellschaft. Bestimmende Kräfte wurden die Solothurner Regierungsräte Vigier und Baumgartner.

Ein Prospekt der Schweiz. Thalbahnl Linie (22) (verfasst von Ing. Dietler und Bankier Vigier), der zur Aktienzeichnung einlud, bestätigte, dass man in Aarau den Anschluss an die Nationalbahn Winterthur—Bodensee suchte; die Broyelinie sei schon im Bau. Man rechne für die Strecke Lyss—Olten mit Kosten inkl. Betriebsmaterial von 7,67 Mio, wovon 2,3 Mio durch Gemeinden und Private, 2,96 Mio von anderer Seite (wohl Frankfurter Bank Kuchens) zugesichert seien; es fehlten also noch 2,42 Mio Fr. Bei der *Rentabili-*

tätsberechnung nahm man pro km Einnahmen von Fr. 16 300.—, Ausgaben von Fr. 12 850.— an. West-, Central- und Nordostbahn brachten 1870 pro km zwischen 24 000 und 39 000 Fr. ein, andere Bahnen zwischen 13 700 und 17 500 Fr.

Die Station Solothurn (1. Klasse) mit 15 Weichen sollte Fr. 200 000.—, die Station Wangen (2. Klasse) mit 6 Weichen Fr. 25 000.—, diejenigen von Niederbipp (3. Klasse) mit 4 Weichen Fr. 20 000.— und die von Deitingen/Luterbach mit je 2 Weichen je Fr. 15 000.— kosten. In Wangen sah man Aufnahme- und Nebengebäude, Güterschuppen, Rampe, Kran, Brunnen, Telegraph vor. Die eiserne Aarebrücke sollte Fr. 220 000.— (2 Landpfeiler Fr. 30 000.—, 2 Mittelpfeiler Fr. 70 000.—, 3000 Zentner Eisen Fr. 105 000.—) kosten, die Emmebrücke Fr. 140 000.—. An Rollmaterial war vorgesehen: 9 Lokomotiven, 8 Gepäckwagen, 35 gedeckte und 60 ungedeckte Güterwagen, dazu 40 Plätze erster, 400 zweiter und 800 dritter Klasse.

In seinem «Bericht und Voranschlag über den voraussichtlichen Ertrag ...» vom 4. Juli 1872 rechnet Dietler, bei einem Einzugsgebiet von 28 479 Einwohnern im Gebiet Solothurn—Lyss und 45 163 auf der Strecke Solothurn—Olten, mit folgendem Verkehrsaufkommen:

	Personen	Güter
Solothurn	91 702	211 620
Olten	50 966	149 900
Oensingen	14 720	69 000
Niederbipp	36 896	46 120
Wangen	18 819	55 350
Büren	18 448	23 060
Lyss	24 228	30 285

Solothurn präjudiziert das Trasse

Schon in den Diskussionen der Jahre 1845/52 waren die *Lage der Bahnhöfe* Solothurn und Olten, vorallem aber die Linienführung rechts oder links der Aare zwischen Solothurn und Niederbipp umstritten. Ein langwieriges Seilziehen sollte sich besonders zwischen Wangen und der Kirchgemeinde Oberbipp (Wiedlisbach) ergeben.

Auf die beiden *Hauptvarianten* hatte Ing. Dietler schon in seinem Vortrag vom April 1870 hingewiesen. In den «Ergebnissen der technischen Untersuchung» von 1871 sind je 3 Strecken südlich und nördlich der Aare kartiert, die Berglinien mit zusätzlichen Varianten. Vgl. Abb. S. 173. Wir beschränken uns auf die wichtigsten:

- Linie I über Derendingen — Deitingen — Wangen (Station Süd oder West) – Gürbeltäli
- Linie II Solothurn — Luterbach Süd — Wangen

- Linie III Solothurn — Luterbach N — Deitingen/Schachen — Wangen W
- Linie IVa Solothurn — Brücke Emmenholz — Flumenthal S — Bernerschachen-Insel — Wiedlisbach Moos Nähe Aareufer
- Linie IVb Solothurn Centralbahn — Feldbrunnen S — Flumenthal S. usw.
- Linien V und VI Solothurn Centralbahn — St. Niklaus S
 - Va/VIa über Neuhüsli — Attiswil S
 - Vb/VIb Fortsetzung über Grossfeld — Walke N — Erlimoos nach Niederbipp, sog. Horizontallinie
 - VI Fortsetzung über Wiedlisbach NW — Oberbipp — Rützelen nach Niederbipp, sog. Berglinie

Für die *Beurteilung* waren in erster Linie massgebend: Streckenlänge, Steigung, Kurven und Baukosten. Als kürzeste Linie erwies sich die über Luterbach—Deitingen, freilich bei 12‰ maximaler Steigung im Gürbel, aber minimalem Kurvenanteil. Die obere Berglinie war nicht viel länger, hatte bloss 10‰ Maximalsteigung, aber einen hohen Kurvenanteil. Die Horizontallinie südlich Wiedlisbach zeigte sich wegen des höchsten Kurvenanteils auch als längste, aber als billigste in Bezug auf die Anlagekosten pro km.

In Wangen wie in Wiedlisbach hielt man vorerst an der für jede Gemeinde günstigsten Streckenführung fest und lehnte die Vermittlungslösungen ab. Als Wiedlisbach aber später seine Felle davonschwimmen sah, hätte es gerne zu einem Kompromiss Hand geboten. Wangen aber blieb fest bei seinem Standpunkt.

In der zweiten Sitzung des interkantonalen Komitees vom 9. September 1871 wurde die Konzessionseingabe besprochen. Eine Minderheit (Stadt Solothurn, Bipperamt) setzte sich für das linke Aareufer ein und wollte mit dem Konzessionsgesuch bis zu einer Verständigung über die Linienführung zuwarten. Mit 31 zu 6 Stimmen beschloss man aber die sofortige Eingabe, ohne sich schon auf eines der Ufer festzulegen.

Während der Kanton Bern — wegen des Vorbehalts von 1852 zugunsten der Centralbahn — das Konzessionsbegehren des interkantonalen Gäubahnkomitees vom 12. Oktober am 4. November 1871 ablehnte, erteilte der Solothurner Kantonsrat die Konzession schon am 15. September, freilich unter dem Vorbehalt, das Trasse und die Lage der Bahnhöfe Solothurn und Olten noch genauer abklären zu lassen. Die *Stadt Solothurn* lehnte vorallem eine Führung über Derendingen ab; das Gewerbe setzte sich für die Erweiterung des bestehenden Bahnhofes der SCB (heute Solothurn-West) und damit auch für das linksufrige Trasse durchs Bipperamt ein. In einer Zuschrift (14) an

den Verwaltungsrat der Stadt Solothurn vom 9. Oktober wandte sich Ingenieur William Napier, im Auftrag der ausländischen Geldgeber, energisch gegen diese Haltung und trat für einen Bahnhof Neu-Solothurn und das Trasse rechts der Aare ein. Er wollte lieber auf die Subvention der Stadt verzichten, als nachzugeben. Hingegen versprach er der Stadt, sollte sie einlenken: eine Eisenbahnwerkstatt in Solothurn statt in Büren/Aarberg, eine Verbindungsbahn zu den Steingruben, eine Brücke bei Flumenthal, den baldigen Bau eines zweiten Gleises, allenfalls auf dem Nordufer, sowie während der Bauzeit den Sitz der Eisenbahngesellschaft.

Auch die vom Regierungsrat zugezogenen Experten, Ing. Hermann Dietler (nunmehr in Biel) und J. Meyer, technischer Inspektor der Westbahn in Lausanne, äusserten sich in ihrem Gutachten (16) vom November 1871 in gleichem Sinn. Vor allem sollte die Transitlinie Olten—Lyss möglichst kurz und gerade laufen und Solothurn mit dem neuen Bahnhof auf dem Waffenplatz neue Expansionsmöglichkeiten erhalten, da der Raum beim Bahnhof SCB beschränkt war und sowohl der Anschluss über die Aare zu einer rechtsufrigen Gäubahn wie auch die Nordwestumfahrung der Stadt nördlich der Klöster Visitation und Nominis Jesu-Herrenweg (zum Anschluss an eine allfällige Berglinie) grosse Kurven bedingte.

Der *Regierungsrat* (17) unter Führung des Gäubahnfreundes Landammann Vigier wollte die Frage rasch erledigen und wartete nicht einmal das Gutachten Fraisse (Lausanne), das die Stadt in Auftrag gegeben hatte, ab. Immerhin waren dessen Schlussfolgerungen, die allen andern Gutachten widersprachen, bekannt: Die neue Bahn sollte als blosse Lokallinie links der Aare verlaufen (die rechtsufrigen Gemeinden lägen schon in der Nähe der SCB); Solothurn wünsche nur einen Bahnhof, in den man die Linie von Lyss bei Aareüberquerung im Obachgebiet leicht einführen könne.

Die Gemeindeversammlung der Stadt Solothurn, die definitiv über die Subvention entscheiden sollte, konnte erst nach Neujahr stattfinden. Während der Gemeinderat, gestützt auf die Versprechungen von Napier und insbesondere der Bedingung der Gleisverbindung beider Bahnhöfe, am 15. Dezember Zustimmung beantragte, so empfahl der Verwaltungsrat — im Einvernehmen mit dem örtlichen Eisenbahnkomitee und 600 Petitionären — Nichteintreten oder allenfalls, entsprechend dem Antrag des Gemeinderates, Eintreten, wenn Napier seine Versprechungen halte. An sich sei aber die Subvention vom Gemeinderat am 8. September nur für eine linksufrige Station und Trasseführung gesprochen worden.

Da keine Einigung in Aussicht stand, wartete der *Kantonsrat* den Entscheid von Solothurn nicht ab, sondern legte sich anfangs Dezember auf den Bahnhof Süd fest, und der Regierungsrat seinerseits setzte das Bahntrasse zwischen den Varianten II und III in Richtung Deitingen-Burg fest.

Gleichen Tags verpflichtete sich Wangen zu einer Subvention von Fr. 232 000.—, wovon die Einwohnergemeinde 150 000.—, die Bürgergemeinde 50 000.— übernahm* (19—21, 25). Um die Jahreswende schon begannen die Ingenieure Gibson und Napier, ohne Pläne, das Trasse abzustrecken, wobei sie über Deitingen/Burg den Kirchturm von Wangen anvisierten.

Am 23. Januar 1872 liess die SCB, auf Druck Berns, in einer Erklärung gegenüber dem Bundesrat die Bedingung der Konzession von 1852 (keine Konkurrenzbahn zwischen Jura und Strecke Olten—Herzogenbuchsee—Bern) fallen. So konnte nun am 3. Februar *auch der bernische Grosse Rat* dem Gäubahn-Komitee die erforderliche Konzession erteilen, (24) ohne sich freilich auf das Trasse links oder rechts der Aare festzulegen, soweit das solothurnische Präjudiz eine Richtungswahl überhaupt noch offen liess. — Ein Konzessionsbegehren der Schweiz. Centralbahn, datiert vom 2. Februar, traf in Bern einen Tag zu spät ein und wurde abgelehnt.

Der Kampf zwischen Wangen und Wiedlisbach

In einer Broschüre (15) nahm im November 1871 das Eisenbahn-Komitee der Kirchgemeinde Oberbipp (Präs. Grossrat J. A. Mägli, Sekretär Pfr. Salomon Zimmermann) den Kampf auf. Es stellte in Abrede, anfänglich rücksichtslos gegen Wangen für die Berglinie eingetreten zu sein — nur für Oberbipp wäre sie die günstigste Lösung. Eine Linie Süd sei nur im Hinblick auf Anschluss in Derendingen sinnvoll gewesen, der nun entfalle. Schon Ste-

* In einer Erklärung vom 11. Dezember 1871 verpflichteten sich 18 Firmen und Private in Wangen zur Zeichnung von 64 Aktien zu Fr. 500.— (im Fall von Station Süd und Halt aller Schnellzüge), wovon die Firma Roth 18, die Rotfarb 16, die Firmen Obrecht 8 und Schweizer 4 übernahmen. — Ratifikation der Gemeindeverpflichtungen durch den beimischen Regierungsrat am 16. 3. 1872, u.a. Wangenried Fr. 9000.—, Walliswil Fr. 8000.—, Niederbipp Fr. 105 000.—, Korporation Waldkirchenfeld Fr. 45 000.—. Das Gäubahn-Comitee konnte am 1. 9. 1873 all diese Verpflichtungsscheine zurückgeben, ohne davon Gebrauch gemacht zu haben.

phenson habe sich übrigens für eine Horizontallinie zwischen Wangen und Wiedlisbach ausgesprochen. Die Station im Moos läge 67 Fuss (8 Min) tiefer als Wiedlisbach, 87 Fuss höher (15 Min) als Wangen und 30 Min von Oberbipp entfernt. Die rechtsufrige Bahnlinie wäre sehr ungünstig, indem Wangen 39 Fuss tiefer als Solothurn und 158 Fuss tiefer als Niederbipp liege. Ueberdies wiesen die von der Horizontallinie berührten 5 solothurnischen und 6 bernischen Gemeinden eine Einwohnerzahl von fast 5000, eine Grundsteuerschätzung von fast 11 Mio Fr. auf gegenüber 3554 Einwohnern und einem Vermögensstand von 6,3 Mio der je 3 bernischen und solothurnischen Gemeinden südlich der Aare. Das Bipperamt liefere zudem viel Bausteine und Kalk, aber auch landwirtschaftliche Produkte, hätten doch die Gemeinden Attiswil, Wiedlisbach und Oberbipp mit je 860/880 Einwohnern Kulturlandflächen von 1280—1495 Jucharten, während Wangen mit 1100 Einwohnern bloss 883 Jucharten bewirtschafte.

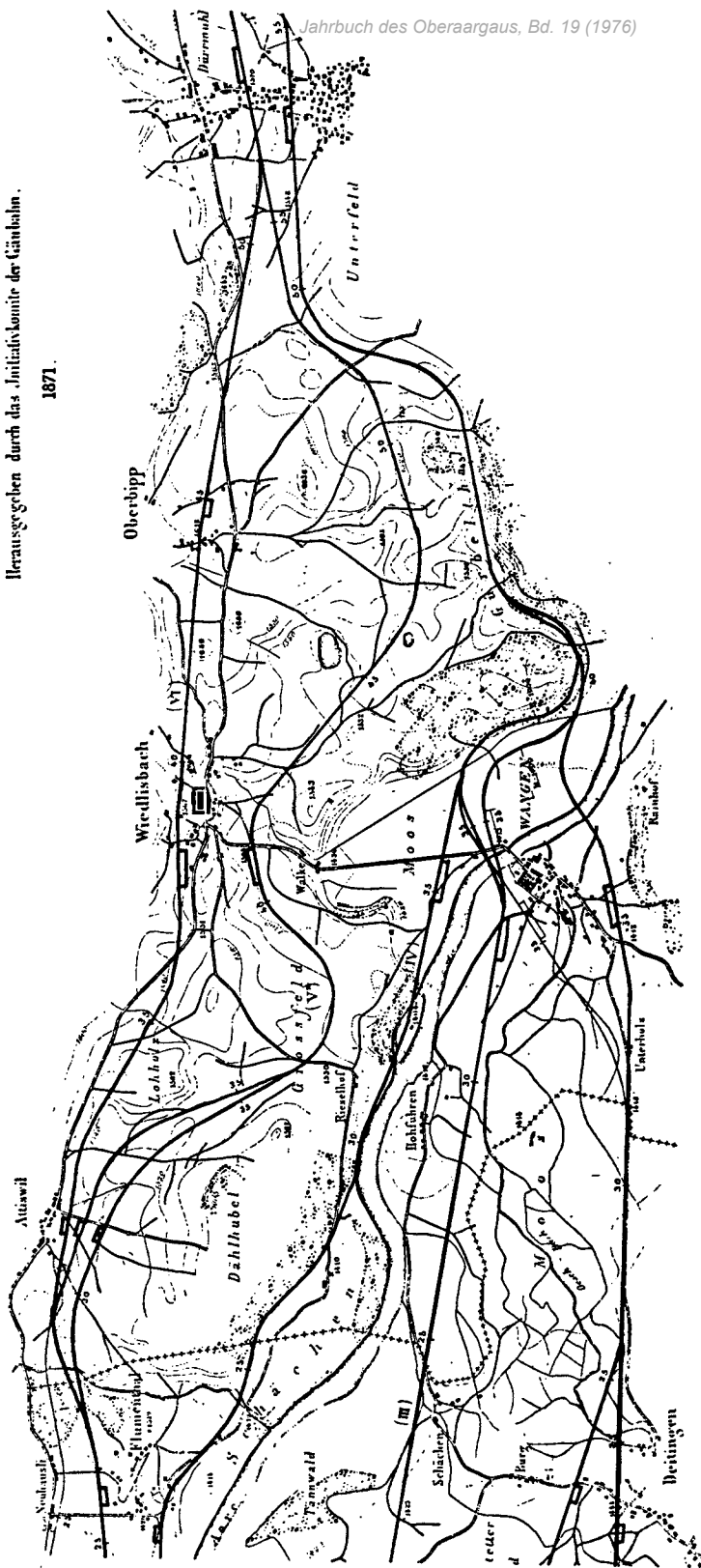
Der Entscheid der Solothurner Bahnhoffrage musste das Bipperamt schwer treffen. Allein in einem Nachtrag zur Broschüre suchte man das Beste daraus zu machen und forderte nun, dass die Bahn im Emmenholz die Aare überquere und der *Bahnhof* mindestens *nördlich der Aarebrücke von Wangen* zu stehen komme. Diese Strecke wäre erst noch 3000 Fuss kürzer als die projektierte.

In einem stark emotionalen Begleitschreiben (18a) appellierten die Gemeinden der Pfarrei Oberbipp in einer Angelegenheit «so ernst und verhängnisvoll wie noch nie für das spätere Geschick» an den Berner Regierungsrat. Es gehe um «die Interessen, die Entwicklung und den Wohlstand einer Bevölkerung von fast 4000 Seelen». «Helft uns, damit nicht das künftige Wohl eines Kantonstheils einer unbegreiflichen Engherzigkeit zum Opfer fallen muss ... Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit.» Den Wunsch nach einer Kompromisslösung hätten auch die Gemeinden des Unterleberbergs an die Solothurner Regierung geäussert. Eine solche würde Wangen keinesfalls schaden, dem Berg aber nützen. Es sei umso unverständlicher, diese Gemeinden geflissentlich abzuschneiden und nicht einmal zu den offiziellen Beratungen zuzuziehen, als diese von Anfang an zu den grössten Opfern bereit gewesen seien. Darum solle die Regierung durch eine Spezialexpertise ein Vermittlungsprojekt erarbeiten lassen.

Mit Schreiben (18b) vom 15. Dezember 1871 doppelte die Einwohnergemeinde Wiedlisbach beim Regierungsrat nach: bei *Hochwasser* trete die Aare 5 Min ob Wangen über das linke Ufer, überschwemme das ganze

ÜBERSICHTSKARTE DES EISENBAHNPROJECTE SOLOTHURN - OLTEN DURCH DAS GÄU

Herausgegeben durch das Initiativcomité der Gäubahn.
1871.



Wiedlisbach-Moos auf 2000 Fuss Breite und trete erst 15 Minuten unter Wangen wieder in die Aare, genau an der Stelle, wo die neue Bahnlinie gebaut werden solle. Der Bahndamm würde also den Rückfluss des Hochwassers verhindern. Die Bahn sollte vielmehr oberhalb des Ueberschwemmungsgebietes die Aare überqueren, d.h. ungefähr da, wo heute die Autobahn dies tut.

Es sollte sich später zeigen, wie gefährlich die Argumentation von Wiedlisbach war, denn mit dem Hinweis auf die Ueberschwemmungsgefahr zeigte man den Experten, dass eine Führung der Eisenbahn auf dem Nordufer der Aare mit einer Station Wangen/Aarebrücke Nord nicht günstig war. — In seiner Antwort (26) vom 4. März 1872 wies der Gemeinderat von Wangen auf die Seltenheit solcher Ueberschwemmungen (1831, 1852) hin; Gewährsmann dafür sei Statthalter Leu, der seit 1846 in Wangen lebe. Die von Wiedlisbach vorgeschlagene Strecke wäre schwieriger im Bau und teurer und entspreche nicht einer rationellen Transitbahn. Ueberdies sei das Moosland in der Steuerschätzung gleich hoch wie das Land am Berg, könne also nicht schlecht, d.h. ständig überschwemmt sein. Ferner zeigte man sich erstaunt, dass Wiedlisbach nun plötzlich für eine solche Linienführung eintrete, nachdem es vorher nur die Horizontallinie nördlich der Walke hatte subventionieren wollen.

Auch Wangen liess am 19. Januar 1872 eine Broschüre, aus der Feder von Gemeindepräsident Adolf Roth, erscheinen. Mit Berufung auf die meisten Experten, aber auch aus eigener Kenntnis, die Roth als Ingenieur der Ver. Schweizerbahnen erworben hatte, erklärte er: «Die Linien über Wangen bieten dagegen den natürlichsten und kürzesten Uebergang dar aus der untern Aareebene in die Ebene des Gäus, indem vermöge eines vorhandenen Thälchens (Gürbel) eine natürliche Anpassung des Terrains sich dort findet.»

- Lage der Stationen: bei Wiedlisbach sehr ungünstig, schlechte Zufahrten und nicht entwicklungsfähig
- Ueberbrückung der Aare an der vorteilhaftesten Stelle
- Anschluss an Derendingen—Burgdorfbahn mit Baumwollspinnerei Emmenhof, Papierfabrik Biberist, Eisenwerk Gerlafingen, Holzstoffabrik Bätterkinden
- Industrie Wangens mit bisher 80—90 000 Zentner Güterverkehr. Kirchgemeinde Oberbipp praktisch ohne Industrie
- Wangen beschäftigt zirka 500 Arbeiter, wovon die Hälfte von auswärts. Sitz der Amtsverwaltung und Ersparniskasse

Vergleich Einkommenssteuer und Postverkehr:

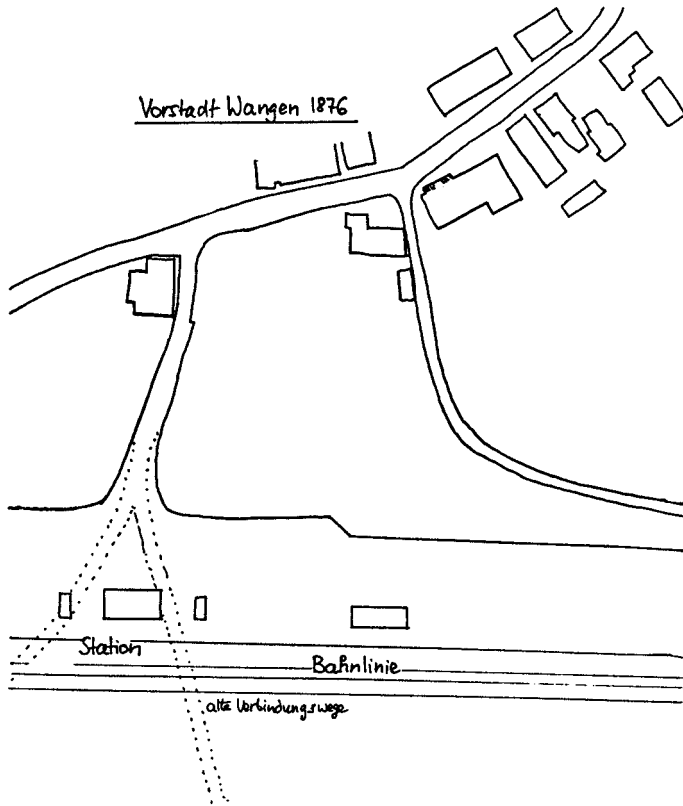
Kirchgemeinde Oberbipp:	Fr. 22 400.—	12 244 Briefe	2 466 Fahrpoststücke
Kirchgemeinde Wangen:	74 100.—	27 922	5 288

Auch Balsthal und Gäu zogen die Linie über Wangen vor, sagt doch Lehrer Jäggi in seiner «Die Gäubahn — ein Sommernachtstraum» (11): «Was die Richtung einer Gäubahn anbetrifft, so kann man darüber kaum lange in Zweifel sein. Wangen im Kanton Bern, dieses rührige Städtchen, unterstützt das Unternehmen nicht nur finanziell, sondern liefert durch seinen Gewerbefleiss ein bedeutendes Kontingent an Personen und Waren, und die Linie von Derendingen nach Solothurn ist schon gebaut und erstellt. Die Linie Attiswil—Solothurn dagegen ist bedeutend länger, die Gegend ohne erhebliche Industrie und wenig bevölkert, daher auch nicht zu Opfern geneigt. Reichen wir also Wangen, das uns freundlich entgegenkommt, die Hand.»

In der Folge beauftragte der Berner Regierungsrat die Ingenieure G. Bridel, E. Frote und A. Bodenheimer mit einem *Gutachten* (27), das im April 1872 vorlag. Nach Augenschein und Besprechung mit den lokalen Komitees äussern sich die Experten: die ursprünglich vorgesehene Linie am Jura-südfuss wäre ein «tracé d'intérêt local» gewesen. Wangen sei eine «localité importante par son industrie que le tracé haut sacrifiait complètement». Eine Station Wangen (1411 Fuss) sei für Wiedlisbach besser erreichbar als für Wangen eine Station auf 1500 Fuss bei Wiedlisbach. Das habe man nun am Berg eingesehen, fordere nun aber den Bahnhof nördlich der Aarebrücke. Wangen aber halte am Standort Süd fest: gutes Terrain, Gemeindebesitz, Nähe der Industrie. Eine Station nördlich der Aare läge auf Wiedlisbacherboden; dort würden sich auch die Bahnbeamten ansiedeln und Häuser bauen. Umsiedelnde Bürger von Wangen verlören damit auch den Bürger-nutzen !

Auf solch fadenscheinige Gründe wollten die Experten nicht eingehen. Hingegen prüften sie die Ueberschwemmungsfrage und kamen zum Schluss, die Aareüberquerung sollte besser unterhalb Wangens, bei der Einmündung des Entwässerungskanal aus der Walke, erfolgen, es sei denn, man baue am ganzen linken Ufer einen Damm.

«Doit-on sacrifier les intérêts des villages d'Attiswyl et Flumenthal à une jonction facile entre la ligne du Gäu et celle de Berthoud?» Obwohl die Experten die Frage bejahten, schlugen sie schliesslich vor, die Bahn im Emmenholz bei Luterbach die Aare überqueren zu lassen und auf dem linken Ufer zu



einer Station Wangen/Wiedlisbach in der Nähe der Aarebrücke zu führen — Der gemässigte Standpunkt von Wiedlisbach hatte also vorläufig gesiegt, umso mehr als eine solche Station für Wangen durchaus zumutbar schien.

Da sich aber Wangen an einer vom Regierungsrat auf den 23. Mai nach Wangen ins Rössli berufenen *Einigungskonferenz* (28) nicht fügen wollte, gab Eisenbahndirektor Jolissaint nach: der Regierungsrat beschloss am 3. Juni 1872 Station Wangen Süd (29). Für die Bedürfnisse von Wiedlisbach und Oberbipp wird im Gürbel eine weitere Station mit Warenschuppen errichtet. Bern verwendet sich in Solothurn für eine Fahrbrücke Deitingen/Schachen-Flumenthal. Sollte die Gäubahn in andere Hände übergehen, d.h. ihre Unabhängigkeit verlieren, so behält sich der Regierungsrat vor, auf die Frage zurückzukommen.

Obwohl Bern im November 1872 — in der Hoffnung, die Selbständigkeit der Gäubahn zu erhalten und im Glauben an eine Zusammenarbeit mit der Nationalbahn — die Konzession erneuert hatte (34), trat das Gäubahn-Komitee mit Vertrag vom 16./18. Februar 1873 die Unternehmung an die SCB ab (38). Die Empörung in Bern war gross, umsomehr als die SCB die *Wasserfallen-Bahn* in Oensingen statt in Niederbipp münden lassen wollte und — als Konkurrenz zur *Emmentalbahn* — eine Fortsetzung auf dem linken Emmeufer nach Schönbühl anstrebte. Dass Bern nun — unterstützt vom Bipperramt — keine Mühe scheute, bei den Bundesbehörden das Gäubahnprojekt der SCB zu Fall zu bringen oder mindestens eine andere Linienführung im Raume Wangen/Wiedlisbach zu erzwingen, versteht sich. Allein der Bund machte nun von den Kompetenzen, die ihm das neue Eisenbahngesetz einräumte, Gebrauch.¹²

Am 6. Juli wandten sich die an Gäubahn und Linie Liestal—Schönbühl interessierten 59 Gemeinden (inkl. Bucheggberg, Büren- und Fraubrunnenamt) mit einem Zirkular an den Bundesrat zu Händen der Bundesversammlung und baten um rasche Erledigung: Uebertragung der Gäubahn-Konzession an die SCB, Konzession für die Linie Liestal—Schönbühl (40). Die Bundesversammlung stimmte der Uebertragung (und damit der Sanktion des *Gäubahnvertrages* mit der SCB) am 18./25. Juli zu.

Als sich die Berner-Regierung am 3. September gegenüber dem Bundesrat gegen die Linie Solothurn—Schönbühl aussprach, gelangten die betr. Gemeinden noch einmal mit einer Erwiderung an den Bundesrat (44), worin sie mit Kritik an der Berner-Regierung nicht sparten (Unterschriften der Solothurner Bankiers Vigier und Baumgartner, von J. R. Vogel, Wangen, und Sekundarlehrer Pfister, Büren). Die Emmentalbahn lenkte schliesslich ein, als die SCB und die Gemeinden ihr an den Bau der Linie Burgdorf—Langnau Fr. 800 000.—versprachen. So erhielt die SCB vom Bund am 24. September 1873 die Konzession für Solothurn—Schönbühl. Der Grosse Rat von Bern verzichtete Ende Juli 1874 zugunsten der SCB auf den Staatsbau dieser Strecke.

Um die Konzessionsfrist nicht zu verpassen, hatte die SCB am 23. April 1873 *die Erdarbeiten* für die Gäubahn an der Kantonsgrenze bei Wangen (zum Schein) begonnen. Offenbar war Grossrat Vogel von Eisenbahndirektor Hartmann dazu die mündliche Bewilligung erteilt worden. Als aber die Berner-regierung beim Bundesrat dagegen *Protest* einlegte, mussten die Arbeiten wieder eingestellt werden. Das Eisenbahn-Lokalkomitee Wangen verschickte hierauf im Oktober nochmals eine umfangreiche Dokumentation zur Frage

des Trasses und des Bahnhofs Wangen. Auch die SCB zeigte sich nicht geneigt, die Sache noch einmal aufzurollen und verwies auf den vom Bund genehmigten Gäubahnvertrag. Es nützte Bern nichts, endlich am 15. November Regierungsrat Hartmann als Verwaltungsrat der Gäubahn zu nominieren, in der Absicht, diesen Vertrag abzuändern und eine Neuplanung zu veranlassen.¹³

In Ablehnung der von Bern unterstützten Eingaben bernisch-solothurnischer Gemeinden vom 30. Dezember/8. Januar hielt der Bundesrat keine weitere Konferenz für nötig (47) und sanktionierte am 17. April 1874 *das Trasse rechts der Aare mit Station Wangen-Süd* (45).

Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen:

Gäubahn-Correspondenz 1869/79. StA Solothurn BL 13, 1. Vgl. BL 29, 2+3. Enthält alle offiziellen Akten inkl. Protokolle des Gäubahn-Comites.

Pläne StA Solothurn und Bern, u. a. AA II 494 und BBX 81011.

Roth Adolf, Bau der Gäubahn 1875/76, Aktenstücke und Bericht, zusammengestellt für einen Vortrag 1886. Archiv Einwohnergemeinde Wangen. Auf diese Aktenstücke wird im Text mit grossen Ziffern in Klammern verwiesen.

Gedruckte Quellen (Broschüren in Auswahl):

Anonym, Geschichte der Gäubahn. Zentralbibliothek Solothurn, Rv 96.

Anonym, Uebersichtskarte der Eisenbahnprojekte durch das Gäu in Verbindung mit der projektierten Broyetalbahn. Ueberdruck 1871.

Anonym, Die Entwicklung des bernischen Eisenbahnnetzes. Bern 1873, 83 Seiten.

Broschüre Wiedlisbach: Das Eisenbahnprojekt Olten—Lyss. Die Trassefrage zwischen Solothurn und Oensingen, hrg. vom Eisenbahn-Comité der Kirchgemeinde Oberbipp. Nov. 1871.

Broschüre Wangen: (Roth Adolf), Schweiz. Thalbahn. Beitrag zur Beleuchtung der Tracé-Fragen zwischen Solothurn und Oensingen. Jan. 1872.

Dietler Hermann, Ueber die Erstellung einer Eisenbahn durch das Gäu ... Vortrag, Solothurn 1870.

Dietler Hermann, Die Ergebnisse der technischen Untersuchung über eine Eisenbahn von Solothurn nach Olten durch das Gäu, Solothurn 1871.

Dietler Hermann, Die Bestrebungen zur Erstellung einer Gäubahn in Verbindung mit einer Broyetalbahn, Solothurn 1871.

Dietler Hermann, Berechnung und Voranschlag über den voraussichtlichen Ertrag der projektierten Eisenbahn Lyss—Solothurn—Olten, Solothurn 1872.

Hartmann J. J., Bericht der Eisenbahndirektion an den Regierungsrat z. Hd. des Grossen Rates betr. Broyetal- und Gäubahnangelegenheit. Bern März 1873.

Jäggi J., Die Gäubahn — ein Sommernachtstraum. Referat vor dem Jungen Gäu, Olten 1871.

Jolissaint P., Bericht der Direktion der Eisenbahnen des Kt. Bern betr. die Eisenbahn Lyss—Solothurn—Olten durch das Gäu. März 1873.

Literatur:

Fueter Eduard, Die Schweiz seit 1848, Zürich 1928.

Geiser Karl, 40 Jahre bernischer Eisenbahnpolitik. Bern 1892.

Gubler Arnold, Die Schweiz. Nationalbahn. Diss. Zürich 1922.

Marti Hans, Vor 100 Jahren: Bahnbau zwischen Altbüren und Ebersecken. Heimatkunde des Wiggertales 33/34, 1975/76.

Mathys Ernst, 100 Jahre Schweizerbahnen. Bern 1943².

Mathys Ernst, Männer der Schiene. Bern 1955².

Schneider Boris, Eisenbahnpolitik im Aargau. Diss. Zürich 1959.

Speiser William, Von den Schweizer Bahnen und Banken in der kritischen Zeit der 1870er und 80er Jahre. Basler Jahrbuch 1923.

Volmar Friedrich, Der Entwicklungsgang der bernischen Transit-Verkehrspolitik. Bern 1931.

Weissenbach Placid, Das Eisenbahnwesen der Schweiz, 1. Teil, Zürich 1913.

Wiesli Urs, Die bahnbedingte Entwicklung der Stadt Olten. Oltner Neujahrsbl. 1956.

Wiesli Urs, 100 Jahre Gäubahn. Oltner Neujahrsbl. 34, 1976.

Anmerkungen:

Die in Klammern gesetzten Ziffern im Text beziehen sich auf die Aktenstücke von A. Roth.

¹ Fueter, Schweiz seit 1848, S. 166—178.

² Vgl. Geiser, Hartmann, Volmar.

³ Wiesli, passim.

⁴ Volmar, S. 100.

⁵ Volmar, S. 95 ff., 101 f; Weissenbach I., S. 15, 22; anonyme Geschichte der Gäubahn.

⁶ Zu Trog vgl. Oltner Neujahrsbl. 1956.

⁷ Geiser und Volmar, passim; Weissenbach I., S. 22 ff.

⁸ Flatt, Jahrbuch des Oberaargaus 16, 1973, S. 125.

⁹ Mathys, Männer der Schiene.

¹⁰ Zu den eidg. Parlamentariern vgl. Grüner, Schweiz. Bundesversammlung 1848—1920, Bern 1966.

¹¹ Vgl. Gubler; Schneider, S. 72 ff, 79 ff.

¹² Berns Standpunkt bei Hartmann, Geiser, Volmar.

¹³ Gäubahn-Correspondenz, StA Solothurn, und Verwaltungsbericht bern. Eisenbahndirektion für 1874 (47).

Weder zur solothurnischen, noch zur bernischen Eisenbahngeschichte gibt es u.W. eine abschliessende Darstellung, ausser über den Lötschberg und einige Privatbahnen. Ebenso fehlt nach wie vor die Geschichte der Schweiz. Centralbahn, deren Archiv bei der Kreisdirektion II der SBB in Luzern liegt.

100 JAHRE ANZEIGER DES AMTES WANGEN

WERNER STAUB

Der erste Anzeiger

erschien am 9. Januar 1875. Das war ein einfaches Blettli, kleiner als ein heutiges Schreibblatt. Es hatte im ersten Jahr eine Auflage von 1800 Stück. Zuerst zählte der Anzeiger zwei Druckseiten, bisweilen, in Festzeiten und bei Winteranlässen, noch etwas mehr, aufgeteilt in zwei Spalten. Verglichen mit der stattlichen heutigen Ausgabe in Normalformat, mit dem übersichtlich gestalteten Kopf, den acht Spalten, einem durchschnittlichen Umfang von über zwanzig Seiten und der Auflage von 9300 Exemplaren nimmt sich der Anfang recht bescheiden aus.

Initiant und Träger

des Anzeigers war der Fabrikant Emil Moser, aufgewachsen im Scheidegg-Gut, bernwärts an der Landstrasse. Das war eine starke Persönlichkeit, die sich allerorten zur Verfügung stellte, wo es galt, einen Schritt vorwärts zu tun. Seine Tatkraft hat sichtbar Gesicht und Bild von Herzogenbuchsee in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geprägt. Er war Gemeindepräsident, war Oberst, Grossrat und Nationalrat, hatte gleichzeitig den Vorsitz inne der Kirchgemeinde und des bürgerlichen Kirchgemeindeverbandes, er war Amtsverweser und 1912 mit 75 Jahren noch Präsident des Kantonalen Schützenfestes. Bei der Schaffung eines öffentlichen Publikationsorgans standen ihm Regierungsstatthalter Bösiger aus Röthenbach und Gemeindepräsident Josef Gygax von Seeberg zur Seite. Sie schrieben den «Grundvertrag», der nach der Sitzung vom 18. Dezember 1874 an alle Kirchgemeinden erging mit der Bitte, dem Anzeigergeschäft beizutreten.

Der Anzeiger gehört den Kirchgemeinden,

und dies bis auf unsere Tage. Damit dürfte er unter den 23 Anzeigern des Kantons Bern eine Sonderstellung einnehmen. Die Kirchgemeinden haften für allfällige Defizite — und solche gab es in früheren Jahren — und sind

andererseits Nutzniesser, wenn die Jahresrechnung erfolgreich abschliesst. Die Verwaltungsorgane, ein dreigliedriger Vorstand, der Verwalter und der Rechnungsführer, sowie die Kontrolleure in den einzelnen Kirchspielen, sind nur Treuhänder der Kirchgemeinden, die zusammen mit der Delegiertenversammlung, wo auf 1500 Einwohner ein Abgeordneter entfällt, allein das Verfügungsrecht haben über das Anzeigerunternehmen.

Eine Sonderstellung hat Herzogenbuchsee. Hier ist es auch der Verband der 14 zur Kirchgemeinde gehörenden Gemeinden, denen der Anzeiger gehört, aber es ist die bürgerliche Kirchgemeinde. Die Zuteilung des Anzeigers zu dieser Organisation erfolgte bereits am 20. Januar 1875, als aufgrund eines neuen Kirchengesetzes in Buchsi unter den kirchlichen und bürgerlichen Verwaltungsorganen eine Neuaufteilung der Aufgabenbereiche stattfand.

Der Beitritt der einzelnen Kirchgemeinden

erfolgte ungefähr innert Jahresfrist. Seeburg war von Anfang an dabei. Dann folgten am 1. März 1875 Oberbipp, einen Monat später, am 12. April Niederbipp und mit etwas Verzug Wangen. Aber auch die Kirchgemeinde Ursenbach, deren Gebiet in der napoleonischen Zeit zum Amt Wangen geschlagen wurde, war bis 1884, also bis zur Eingliederung ins Amt Aarwangen, Mitglied unserer Anzeigerorganisation.

Der älteste Anzeiger,

den wir besitzen, war bisher jener im Staatsarchiv Bern, Nr. 39 vom 25. 9. 1885. Sorgfältiger Nachforschung von Gemeindeschreiber Karl Gerber in Niederbipp und einer offenbar mustergültigen Archivierung von seiten der dortigen Gemeindebehörden verdanken wir heute eines der allerersten Exemplare. Es ist Nr. 16 von Samstag, den 24. April 1875. Sie trägt noch die Anschrift «Anzeiger für die Kirchgemeinden Herzogenbuchsee, Seeburg und Oberbipp». Das ist die älteste Nummer, die wir besitzen, doch hoffen wir, dass irgendwo auch Nr. 1 noch unter alten Aktenstücken zum Vorschein kommt. Für Niederbipp war es jedenfalls die erste Nummer, welche ihnen zugestellt wurde, nachdem ihr Beitritt am 12. April erfolgt ist. Die Gemeinde Niederbipp schenkte uns aus den Jahren 1875—82 noch je einen weiteren Anzeiger, was auch an dieser Stelle herzlich verdankt sei.

Anzeiger

für die

Kirchgemeinden Herzogenbuchsee, Seeburg und Oberbipp.

Der „Anzeiger“ erscheint jeden Samstag. Inserate müssen spätestens jenseits Donnerstags Abends einem der Controllanten abgegeben werden, nämlich an Hrn. Lehrer Wittwer in Herzogenbuchsee, Hrn. Lehrer Klädiger in Schwand, Hrn. Lehrer Moser in Seeburg, Hrn. Lehrer Röhrlach in Rehusen und Hrn. Notar Meyer in Wiedlisbach.

Amtliches Güterverzeichnis.

Schneeberger, Joseph, Jakobs sel., von Döhlenberg, als Eisenbahnangestellter wohnhaft gewesen in Wangenried. Eingabefrist bis und mit dem 2. Juni 1875.

Wangen, den 29. März 1875.

Der Amtschreiber: Schneeberger.
Bew. der Reg.-Statthalter: Wöfliger. 1

1 Anzeige. Wegen Verpachtung der Liegenschaft verkauft Notar Günter in Thörigen 3 gute Milchkuhe, circa 100 Zentner ausgezeichnete Saamenkartoffeln, rothe, graue und Waadländer per Doppelpartner zu Fr. 7 und ca. 4 à 5 Klafter Rühmist.

Amtliches Güterverzeichnis.

Den Erben des unlängst verstorbenen Niklaus Weber, Jakobs sel., gewesener Wagner, von und zu Wiedlisbach, ist über desselben Verlassenschaft das anverlangte amtliche Güterverzeichnis gestattet und der Termin zu schriftlicher Eingabe der An- und Gegenansprachen, so wie allfälliger Bürgschaftsanzeigen, in der Amtsschreiberei Burgdorf festgesetzt worden bis und mit dem 12. Juni 1875. Es wird dies zu Jedermanns Verhalt öffentlich bekannt gemacht mit der Anzeige, daß nach Capung 658 der Ansprecher, welcher unterläßt, seine Ansprache innert der bestimmten Rechtsfrist einzugeben, angesehen wird, auf dieselbe Verzicht gethan zu haben.

Burgdorf, den 7. April 1875.

Der Amtschreiber: Stettler.
Bew. der Amtsverweser: R. Müller. 3

Ein Knecht, der die Landarbeit versteht und melken kann, findet Platz bei Ammon, Spengler in Herzogenbuchsee. 1

Amtliches Güterverzeichnis.

Freundiger, Joh. Ulr., Joh. Ulrichs sel., in der Wyden von und zu Niederbipp. Eingabefrist bis und mit dem 16. Juni 1875. Amtsschreiberei Wangen.

Wangen, den 12. April 1875.

1 Der Amtschreiber: Schneeberger.

Gelteloge.

1) Schärer, Joh., Eisenbahnarbeiter, von und zu Thörigen. Eingabefrist portofrei bis und mit dem 16. Juni 1875. Amtsgerichtsschreiberei Wangen.

2) Imhof, Johann Jakob, Friedrich Christian, von Dirmenwil, Genébiteur, früher in Herzogenbuchsee, nun unbekanntem Aufenthalts. Eingabefrist

portofrei bis und mit dem 16. Juni 1875. Amtsgerichtsschreiberei Wangen.

3) Bingg, Elise, Jakobs, von Buchs, Näherin in Herzogenbuchsee. Eingabefrist portofrei bis und mit dem 16. Juni 1875. Amtsgerichtsschreiberei Wangen.

Wangen, den 13. April 1875.

Der Amtsgerichtsschreiber: Jost, Notar.
Richterlich bewilligt. 1

Anzeige und Empfehlung.

Beim Unterzeichneten sind wieder frisch angelant und zu billigen Preisen zu haben: Schürzen- und Rabattenblousen, Herren- und Frauenzimmerkleiderstoffe und anderes mehr in den neuesten Farben und Dessins.

Zu geneigtem Zuspruch empfiehlt sich bestens

Andreas Straub
1 im alten Sekundarschulhause.

Anzeige und Empfehlung.

Mache dem Lit. Publikum von hier und Umgebung die ergebene Anzeige, daß ich mich im Hause des Herrn Uhrenmacher Affolter in Niedtwyl als Modistin etablirt habe und mit allerlei Hüten neuerer Fagonen für Herren und Frauen versehen bin. Auch werden Hüte zum Ausrüsten angenommen. Gut und billige Bedienung wird zugesichert. Zu zahlreichem Zuspruch empfiehlt sich bestens.

Niedtwyl, den 14. April 1875.

3

Elise Rung.

Verbot.

Die Gebrüder Samuel und Jakob Schaad, Samuel von Oberbipp, lassen ihren Erbenmosenacker, bei Anwander im Gemeindegut Wiedlisbach, dahin mit Verbot belegen, daß sich von nun an Jedermann enthalte, über denselben zu gehen und zu fahren und al Fruch und Bäumen etwas zu verderben und zu beschädigen, alles unter Androhung einer Buße von Fr. 6 bis Fr. 75 nebst Schadenersatz. Unzulässige Drittmarschste sowie der darüber führende Fußweg nach Wangen werden ausgenommen. Dem Verleiher ein Drittel der Buße.

Oberbipp, den 22. April 1875.

Aus Auftrag der Vertheilnehmer:

E. Meyer, Notar.

Richterlich bewilligt. 5

Der Anzeiger ist ein Werk der Gemeinnützigkeit

Er trat an Stelle des Verlesens in der Kirche und des Umbietens von Haus zu Haus. Dies war umständlich geworden, und viele Bürger vernahmen wichtige Mitteilungen zu spät oder überhaupt nicht. Zudem war diese Art der Publizität auf eine enge Region begrenzt. Das waren die Gründe, welche im Amt Aarwangen schon 1871, in Kirchberg 1874 und im Amt Wangen 1875 zur Einführung eines umfassenden Publikationsorgans führten. Der Anzeiger ist verpflichtet, amtliche Bekanntmachungen des Staates ohne Entgelt aufzunehmen. Er ist vom Regierungsrat genehmigt und untersteht der Gemeindedirektion. Er hat damit halbamtlichen Charakter. Der Anzeiger wird den Gemeinden gratis und gefalzt zugestellt. Für das Vertragen haben diese selbst zu sorgen. Der Druck erfolgt seit 1933 in dreijährigem Turnus in den Druckereien Zwahlen und Schelbli in Herzogenbuchsee.

Die Entwicklung des Anzeigers bis in unsere Zeit hinein möchten wir hier nicht besonders darstellen. Es gab Höhen und Tiefen, im ganzen aber doch eine erfreuliche Weiterentwicklung. Darüber berichten wir ausführlich in der im November 1975 erschienenen illustrierten Jubiläumsschrift «100 Jahre Anzeiger des Amtes Wangen».

Der Anzeiger als Spiegel der Zeit

Hans Albrecht Moser hat in seine «Betrachtungen und Erinnerungen» ein Zitat aufgenommen, dem wir voll beipflichten können: «Wenn du das Leben kennen lernen willst, so vertiefe dich in die Annoncen eines Anzeigers. Da findest du das ganze Leben.» Unser Inseratenblatt ist wirklich Gradmesser der Wirtschaft, des kulturellen Geschehens, der Sprache, der Politik und der Zeitgeschichte überhaupt.

Wir haben schon immer darauf hingewiesen, dass der Anzeiger im grossen Getriebe der Wirtschaft als kleines Rad mitläuft. Wo Handel und Verkehr auf hohe Touren kommen, da läuft auch der Anzeiger an, wo Stagnation und Rückbildung umgehen, da geht auch der Anzeiger zurück, und wenn Krankheit und Not einbrechen, so finden sie abermals ihren Niederschlag in Aufrufen, Geboten und Verboten. Wo üppiger Wohlstand keine Grenzen mehr kennt und die Verhältnismässigkeit verloren geht, dass Natur lind Landschaft vor ihnen geschützt werden müssen, dann ist auch solches abermals im Anzeiger sichtbar.

Wir greifen hier nicht mehr auf die Zeit zurück, da man in Inseraten einen Stundenlohn von 10—20 Rp. anbot, wo ein Ei 5 Rp., ein Pfund Rindfleisch

Sonntag den 9. Januar 1875

No 1.

Infundibuliformes 10 c im Zulauf

Anzeigen

four

Kirchengemeinden Herzogenbuche und Seeberg

[illegible]

80 Rp. kostete und man für 25 Rp. Brot, Wurst und etwas zu trinken erhielt. Aber aus der Periode der Hochkonjunktur mit ihrem Maximum von 1960—1974 nehmen wir ein paar Zahlen heraus, welche die Aufblähung unseres Wirtschafts- und Ordnungssystems mit ihren bedrohlichen Dimensionen eindrücklich dokumentieren.

Jahr	Druckkosten	Seitenzahl	Ø Seiten
1950	63 224.50	484	9,3
1960	104 924.—	661	12,5
1970	259 162.10	1074	20,7
1974	390 238.55	1166	22,4

Dieselbe Entwicklung machte freilich, wie jedermann weiss, auch der Lohnsektor mit. Teuerung und Inflation erreichten ein nie dagewesenes Ausmass.

Eindrücklich ist aber auch die sprachliche Entwicklung, wie sie uns aus dem Anzeiger entgegentritt. Ihr wollen wir uns noch eingehender zuwenden und ein paar Erscheinungen aufzeichnen, die für den

Wandel der Sprache

recht aufschlussreich sind. Wie alles um uns sich wandelt, die organische wie die anorganische Welt, so verändert sich auch die Sprache. Das geschieht freilich nach andern Gesetzen, denn die Sprache ist Mittel und Symbol eines geistigen Vorganges. Das Wort ist dabei auf die Sache bezogen, auf das Gedankengut, auf ganz bestimmte Vorstellungen und Empfindungen. Und wo diese ändern, wo neue Fachgebiete sich auftun und andere verdrängen, oder in der Gedanken- und Erlebniswelt die Akzente verschoben werden — oftmals nur modebedingt — da passt sich auch die Sprache an.

Neben der Sach- und Erlebnisbezogenheit kommt beim geschriebenen Wort noch die lautrichtige Schreibweise hinzu. Das ist aber eine rein technische Angelegenheit und nicht Kriterium eines geistigen Vorzuges. Hier spielen Gedächtnis und Uebung eine wichtige Rolle und auch die visuelle Gabe in der Beurteilung der Wortbildrichtigkeit. Pestalozzi zum Beispiel machte auf seinen Manuskriptseiten eine Menge von Fehlern, weil ihm die Orthographie nie gelehrt wurde. Er ist in seiner Lehre dennoch der grosse Erzieher, dessen Gedankengut die ganze pädagogische Welt gewandelt hat.

Wir tun gut, diese Erwägungen vor Augen zu halten, wenn wir nun versuchen, ein paar Erscheinungen des Sprachwandels, und auch der Wandlung der Zeit, aufzuzeigen, wie sie uns aus den vergangenen 100 Jahren des Anzeigers entgegentreten. In den ersten Jahren finden wir noch

eine für uns recht seltsame Rechtschreibung.

Da sind einmal die behauchten (aspirierten) t-Laute. Sie werden als th geschrieben. Ein Beispiel: Friedrich Günther, Landwirth und Grossrath, war früher als Gemeinderath Berater der Notharmen. Aber auch der Anzeiger selber schrieb «Amtlicher Theil». Das war eine durchaus lautrichtige Orthographie. Eine andere Eigentümlichkeit der Anfangsjahre war das doppelte Schreiben der gedehnt ausgesprochenen Vokale. Im Anzeiger treten diese Wörter verstreut auf. Damit ihre Erwähnung lesbarer wird, fassen wir sie in einem Satz zusammen: Esswaren und Lederwaren gab es nur gegen Baarzah-
lung, während man die Holzloose und das Saagholz abholen musste. Es gab keine Verloosung.

Grosse Unsicherheit bestand auch darin, ob Konrad mit K oder C zu schreiben war. In unserer sprachlichen Uebergangslandschaft zwischen Deutsch und Welsch treffen wir jahrzehntelang das an die französische Schreibweise angelehnte C: Nachdem der Cassier alle Controllen versorgt hatte, nahm er das neue Cotonnehemd aus dem Coffe, steckte eine Schocolade zu sich und begab sich ins Concert. Die Dame, mit welcher er sich dort traf, arbeitete in der Carton-Fabrication und trug einen schönen Cöltsch (gewürfeltes Baumwolltuch, ursprünglich aus Köln). Für Rappen wurde bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Cts. = Centimes geschrieben, für Leutnant Lieutenant oder Lieutnant.

Alle Ortsnamen auf -wil wurden früher mit y geschrieben: Attiswyl, Grasswyl, Hermiswyl, Inkwyl, Walliswyl, Wanzwyl.

Für unsere Zeit gänzlich ungewohnt

sind folgende Zeit- und Ortsangaben: Ein Aktenstück war der hiesigen Amtsstelle einzureichen. Thörigen: «Für dasige Gemeinde wird ein tüchtiger Feldmauser gesucht. In Niederbipp werden Waaren verbilligt abgegeben wegen demnächstigem Wegzug. Eine Steigerung findet statt zu den alsdann zu eröffnenden Gedingen. Entwogtung: Es wird derselbe in alle eheworigen Rechte wieder eingesetzt. Das gilt vom 8. Dezember abhin. Am 10. Weinmonat nächstkünftig findet in Wiedlisbach eine Gantsteigerung

statt. Die gefundenen Militäreffekten sind bevorderlichst anher zu senden.»
Ein Kapitel besonderer Art ist

die altertümliche Schreibart der Flächenmasse.

Bis in unsere Zeit hinein wurde auf dem Land noch vielfach mit Fuss gerechnet. Das ist eine Länge von 30 cm. Auch der Quadratfuss, oder von andern Quadratschuh geschrieben, war ein fester Begriff. Das war die Fläche von 9 dm². Holz wurde noch per Kubikfuss ausgemessen und gehandelt. Das waren 27 dm³. In andern Gegenden schwankte der Wert für einen Quadratfuss zwischen 8 und 10 dm². Dass diese unterschiedlichen Messwerte schliesslich einer einheitlicheren Regelung riefen, ist einleuchtend. Geschrieben wurde der Quadratfuss mit einem Quadrat plus Beistrich = □', der m² im Uebergang = □-Meter. Vor der Jahrhundertwende enthielten fast alle Verkaufs- und Pachtsteigerungen für die Flächenmasse folgende Doppelangaben: «Die Rechtsamerütli in der Grossholzallmend, halte 16890 □' oder 15,20 Aren. Der Birnbaumacker auf dem Oberfeld haltend 16900 □-Fuss = 15,21 Aren. Schon 1887 steht vereinzelt: 50 □ m (also 50 m²) und: Der Gehrenacker auf dem Niederfeld von 8026 Qu. Fuss oder 7 Aren 22 Qu.-m. Xaver Binggeli hatte 80 Kubikfuss Holz zu verkaufen, und Notar Müller in Niederbipp schrieb den Dornacker wie folgt aus: 21 614 Qu.' oder 19 Aren 45 Qu.-m.

Wenn die Leute in Wortverbindungen durch tägliche Verwendung dieser Wörter die einzelnen Bestandteile nicht mehr beachteten, gingen Doppelnamen schon früher in den allgemeinen Sprachgebrauch über. So begegnen wir um 1880 am Jurafluss einem Sandackernacker, der verkauft wird. Wir haben diese sprachliche Erscheinung also nicht nur beim Moosseedorfsee. An beiden Orten handelt es sich doch ganz einfach um den Sandacker und den Moossee. Oder fehlt hier nur noch in der langen Wortbildungskette die letzte Variante mit dem Moosseedorfseedorf?

Eine Wende in der Rechtschreibeunsicherheit

und Ungleichheit brachten die Publikationen des deutschen Gymnasiallehrers Konrad Duden. Seine Bücher, zuerst als Rechtschreibhilfe für die deutschen Druckereien gedacht, fanden 1903 im ganzen deutschen Sprachgebiet Anerkennung und wurden auch für die Schulen eingeführt. Der «Duden», wie dieses grosse Wörterverzeichnis heute heisst, ist zu einem Begriff geworden. Grundsatz war die möglichst lautgetreue Schreibweise des gesprochenen

Wortes. An die Stelle vieler volkssprachlicher Ausdrücke trat unter Belasung einiger Toleranzen mehr und mehr die gesamtgültige hochdeutsche Form. Doch bestehen immer noch Probleme und Inkonsistenzen. Sprachliche Fachvereine fordern eine weitere Vereinfachung der Schreibweise unserer deutschen Wörter. Die deutsche Sprache hat also mit Beginn des 20. Jahrhunderts ihr heute geltendes Wortbild erhalten. Das lässt sich auch im Anzeiger mit Deutlichkeit verfolgen.

Jede Zeit hat aber auch ihre Lieblingswörter

und ihren Hang zu sprachlichen Besonderheiten. Heute stehen wir wieder einmal einem Fremdwörtertausch und einer raffinierten Reklamesprache gegenüber. Nachstehend folgt ein gemischter Salat, gemixt und gewürzt mit Fremdwörtern und Wendungen, die wir unserer Zeit entnehmen:

Was wäre eine Musikkapelle — nein, ich muss Band sagen — ohne einen amerikanischen oder einen exotischen Namen mit vielen Vokalen, mit Boys, Swinging und Teddys, die so an Tahiti oder Honolulu erinnern! Was wäre ein Hochhaus-Center ohne Attika-Wohnungen mit gepflegtem Intérieur, exklusivem Komfort und Cheminée, was ein Junge, der «in» sein will, ohne Arizonas Jeans und Tweed-Hut oder ein gepflegter junger Mann, der nicht von der neuesten Mode-Kreation profitierte und die Country-Look-Kleidung trüge! So steht uns heute vieles in reicher und aparter Präsentation zur Verfügung. Wem diese Dinge nicht entsprechen, der wende sich einem Superdiscount-Markt zu mit den ständigen Aktionen und der routinierten Präsentation oder gönne sich Austern à discrétion, ein Menü, das heute sehr en vogue ist, wie die renommierten Reflexmassagen in einem Fitness-Center. Und das alles zum Weekend-Tarif. Sie werden rundum begeistert sein und diese Stätten fasziniert, frustriert und nostalgisch verlassen. Ist das nicht der Fall, dann dürfte eine Universal-Flugreise helfen. Sie werden aufpoliert zurückkehren. Wer es eilig hat, benützt den Airbus und verpflegt sich an der mobilen Snackbar. Das alles präsentiert sich elegant, attraktiv, chic. Und überall wird individueller Service zugesichert. Und halten Sie sich daran: Aktive kaufen bei den Aktiven! Welch ein Stress! Oder ziehen Sie am Ende allem die Kapelle Krähenbühl oder einen Saujasset mit Geräuchertem vor?

Wie in den 100 Jahren, die wir hier überblicken, nicht nur die Rechtschreibung, sondern auch die Begriffe, der allgemeine Sprachstil und damit

die Zeit selber sich gewandelt hat,

illustrieren noch folgende Zitate aus den alten Anzeigern. Mit ihnen be-
schliessen wir unsere Betrachtungen:

Oberbipp: «Die Besorgung der Strassenlaternen wird hiermit zur Kon-
kurrenz ausgeschrieben. Angebote für Uebernahme derselben ohne Lieferung
des Brennmaterials, Petrol, Docht, Gläser ...» (1885).

Obergrasswyl: Hier wird am 10. 9. 1887 «ein grosses Wohnhaus verstei-
gert, enthaltend zwei Wohnungen, Keller, Beschermung, in Holz erbaut, mit
Stroh und Schindeln gedeckt, brandversichert um Fr. 5400.—.» Es sind auch
zu verkaufen 100 Ellen halbreistenes Tuch.

In Bolken wohnt Holzbodenmacher Kaspar Lüthi,
In Inkwil Josef Ingold, Hechler, und
In Buchsi hinter dem Bahnhof Hans Ruch, Postillon (1881).

Ursenbach: Der Burgerrat gestattet das Holzauflesen nur noch an Sams-
tagen.» 1881.

«Friedrich Leuenberger auf dem Stutz will auf der Abendseite seines Hau-
ses einen Anbau machen lassen.» 1882.

«Andreas Wirth ist Vorhabens die auf der Ostseite an seinem Haus be-
findliche Webstube in zwei Zimmer umzuwandeln. Gegen Morgen soll der
Raum um 2 Meter und auf der Mitternachtsseite um zirka 1½ Meter ver-
grössert werden.»

Bollodigen: Hier «versammelte sich der Oenz-Altachen-Verein am
Sonntag, den 8. Jänner 1882 zu einem Vortrag von Grossrat Hofer an der
Matte über die Schultheissen der Stadt-Republik Bern.»

Niederbipp: Am 8. 1. 1882 «fand hier eine Versammlung der nach Oen-
singen Frohnpflichtigen Einwohner der Gemeinde Niederbipp statt zwecks
Rechnungsablage und Wahl eines Umbieters.»

Herzogenbuchsee: «Die Primarschulen beginnen 1875 den Sommerkurs
mit Montag, den 26. April im neuen Schulhaus auf dem Oberfeld.» Und für
den 2. April 1877 werden die Schulexamen ausgeschrieben «In der Elemen-
tarklasse von Jungfer Schütz am Vormittag und bei Jungfer Christen am
Dienstag.»

Oschwand: «Am 3. 12. 1881 erfolgt die Uebergabe der neuen Strasse
Stauffenbach—Oschwand durch die Bauunternehmer Studer und Jörg.» Der
Abschnitt Stauffenbach—Ochlenberg—Linden ist erst projektiert.

Wiedlisbach: 1875 «wird der diesjährige Roggenraub auf der Kleinhölzli-rütli ausgeschrieben.»

Rumisberg: «Armenverdinggemeind. Sa. 30. 12. 1882. Vormittags 9 Uhr: Versammlung der Hofbesitzer zur Vornahme der Verloosung der auf die Höfe vertheilten notharmen Kinder ... Nachmittags 1 Uhr: Verkostgeldung der übrigen Notharmen pro 1883.»

Herzogenbuchsee: «Hier findet am 11. Oktober 1880 von Nachmittags 1 Uhr an, im alten Primarschulhaus die Inspektion der Notharmen statt. Für schulpflichtige Kinder sind Zeugnisse über ihren Schulbesuch mitzubringen.»

Im Jahre 1879 «ist hier eine Torfhandlung eröffnet worden mit bestem Kaltbachertorf. Die Kiste kostet 15—20 Fr.»

«Die Druckerei Nydegger hat holländische Schreibfedern (Gänsekiele) in allen Sorten, hart und weich. Preis spottbillig. Das Bündchen zu 25 Stück Rappen 30, Paquets zu 20 Stück Fr. 2.—.»

«Wegen Ueberhandnahme von Feldfrevl verspricht der Gemeinderat den Verzeigern eine Recompens von 10 Fr.»

Und schliesslich macht J. Marti, Hutmacher, am 29. 12. 1882 folgendes Angebot: «Wer bei mir übers Neujahr einen Hut kauft, hat das Recht bei H. Schori, Wirth, einen halben Liter zu trinken.»

NEUE NATURSCHUTZGEBIETE IM OBERAARGAU

KARL LUDWIG SCHMALZ

Erstens wird hier berichtet von zwei neuen Naturschutzgebieten: *Dägi-moos und Mürgelibrunnen*, zweitens von einem bedeutend erweiterten Naturschutzgebiet: *Aarestau Wynau und alte Kiesgrube Schwarzbäusern* und drittens von Unterhaltsmassnahmen im *Erlimoos*, im *Chlepfiberimoos* und auf der *Vogel-raupfi*.

1.1 Das Dägimoos Gemeinde Wangen a. A.

Durch die am 11. August 1975 erlassene Verfügung der Forstdirektion des Kantons Bern ist das Dägimoos in das Verzeichnis der staatlich gesicherten Naturschutzgebiete aufgenommen worden. Es umfasst ein 2½ Hektaren grosses Sumpfwaldgebiet in der Senke zwischen Gensberg und Wangenried-Höhe, 1½ Kilometer südöstlich des Städtchens Wangen a.A. Als sogenannter Erlenbruch ist das Dägimoos besonders in botanisch-waldkundlicher Hinsicht interessant und schützenswert, weil die früher häufigen Sumpfwaldstellen dieses Typs im Laufe der Zeiten zunehmend entwässert und in ertragreicheren Wald umgewandelt worden sind. Auch im Dägimoos wurde vermutlich gegen Ende des letzten Jahrhunderts eine Trockenlegung versucht, was die vorhandenen Grabenspuren beweisen. Ein Erfolg blieb offenbar aus, und im Wirtschaftsplan 1934 schrieb Oberförster Tschumi: «Auf dieser sumpfigen Fläche kann auch künftighin nicht auf einen Waldertrag gerechnet werden. Dieser Waldort, schwach mit Erlen bestockt, hat vielmehr den Charakter eines kleinen Reservates für Pflanzen und Tiere.» Im Plan von 1946 wird bestätigt, dass der lichte, teils sumpfige Wald botanisch und zoologisch interessant sei; es sollten hier keine Entwässerungen vorgenommen werden: «Verdient auch in Zukunft stillschweigend als Reservat Beachtung.»

Das Naturschutzinspektorat wurde auf das Dägimoos erneut aufmerksam durch eine Arbeit von P. Urech aus Wangen a.A. im Rahmen des Wettbewerbs «Schweizer Jugend forscht». Er hat das Dägimoos pflanzensoziologisch und bodenkundlich untersucht und insgesamt 65 Pflanzenarten beobachtet. Wenn sich darunter auch keine Seltenheiten finden, so sind doch u.a. folgende Arten des Erlenbruchs und des Röhrichts zu erwähnen:

Moor-Wurmfarn	(Dryopteris Thelypteris)
Gemeiner Froschlöffel	(Alisma Plantago-acquatica)
Langährige Segge	(Carex elongata)
Steife Segge	(Carex elata)
Blasen-Segge	(Carex vesicaria)
Kleiner Sumpf-Hahnenfuss	(Ranunculus Flammula)
Sumpf-Helmkraut	(Scutellaria galericulata)
Wolfsfuss	(Lycopus europaeus)

Nachdem Ende 1974 auch die Ortsplanungskommission der Gemeinde Wangen den Wunsch geäussert hatte, das Dägimoos unter den Schutz des Staates zu stellen, konnte die Zustimmung der Waldgemeinde Wangen als Grundeigentümerin bedingungslos eingeholt werden, desgleichen die Verpflichtung der Waldeigentümer im anstossenden Hanggebiet, den Wasserzufluss nicht zu beeinträchtigen.

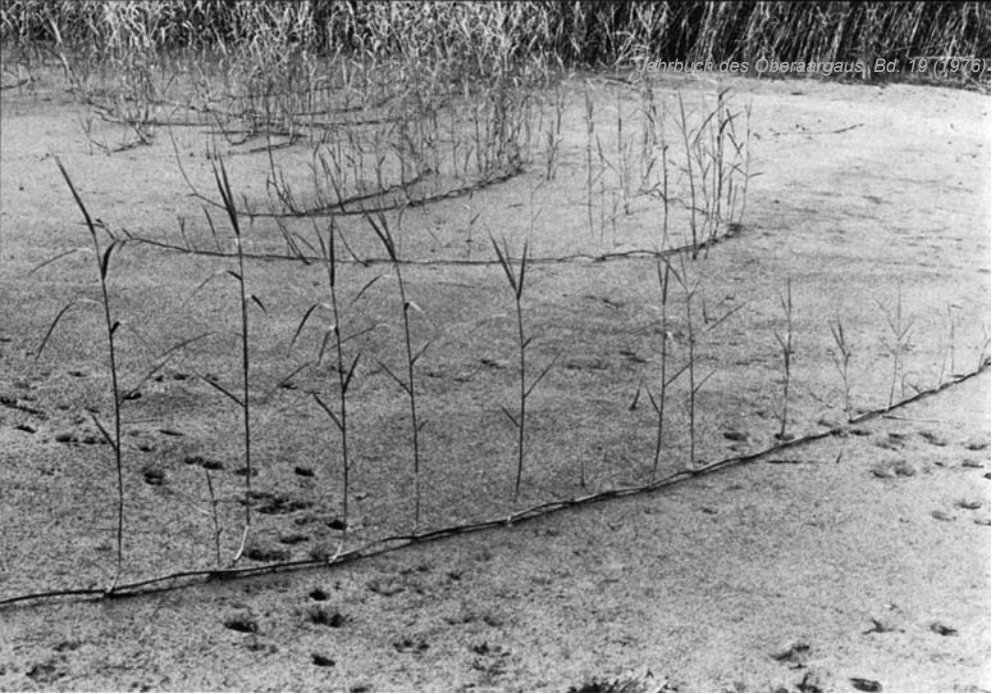
1.2 Mürgelibrunnen Gemeinde Wangenried

Beim Mürgelibrunnen hat die Forstdirektion durch Verfügung vom 15. Dezember 1975 dem Wunsch entsprochen, ein durch den solothurnischen Regierungsrat im Jahre 1970 geschaffenes Naturschutzgebiet über die Kantonsgrenze hinweg auf Boden der bernischen Gemeinde Wangenried zu ergänzen und abzurunden. Dies drängte sich namentlich deshalb auf, weil der Vogelschutzverein Deitingen SO auf Berner Boden ein Grundstück gekauft und hier einen Amphibienweiher geschaffen hat. Mit der Erweiterung des Naturschutzgebiets um 3,15 ha steht nun auch dieser Weiher samt seiner Umgebung mit Gehölzbestand und einem Schilffeld unter öffentlich-rechtlichem Schutz, wozu alle Grundeigentümer verständnisvoll mitgeholfen haben.



Im Dägimoos

Foto R Hauri l4 5 1975



Eindrücklich zeigte sich im Herbst 1975, wie im Absetzbecken des (stillgelegten) Kieswerks Schwarzhäusern das Schilf sich ausbreitet. Im Interesse der Amphibien musste das Becken ausgeräumt und der Schilfbestand soll auch künftig auf einer begrenzten Fläche zurückgehalten werden.

Foto E. Grütter, Langenthal, 5. 10. 1975

Das grossteils ausgebaggerte Absetzbecken mit der Schilf- und Buschzone gegen die Aare hin.

Foto O. Sieber 20. 7. 1976





Ausschnitt aus der Uferschwalbenkolonie, etwa einen Drittel der Brutröhren umfassend. Im Vordergrund das Beobachtungszelt.

Foto O. Sieber 13. 7. 1976

Geburtshelferkrötenmännchen mit Eiern. Links neben ihm ein junger Bergmolch. Beide wurden nebeneinander unter demselben Brett gefunden.

Foto O. Sieber 8. 5. 1976





Uferschwalben an der Wand. Das Tier rechts beginnt eine Röhre zu graben. Vom Paar oben putzt sich das Tier rechts.

Foto O. Sieber 6. 5. 1976

2. Aarestau Wynau und alte Kiesgrube Schwarzhäusern

2.1 Eine wichtige Erweiterung

Ueber das am 20. Mai 1973 vom bernischen Regierungsrat beschlossene Naturschutzgebiet Aarestau Wynau ist im Jahrbuch des Oberaargaus 1973, S. 179—182, berichtet worden. Dabei wurde hingewiesen auf die zahlreichen über dem Aarestau jagenden Uferschwalben aus der grossen Kolonie der benachbarten Kiesgrube Schwarzhäusern und auf deren Absetzbecken mit bedeutendem Amphibienbestand. Wir hätten damals nicht zu hoffen gewagt, dass es bereits zwei Jahre später möglich würde, das Naturschutzgebiet grosszügig zu erweitern und sowohl Kiesgrube wie Absetzbecken als Staatseigentum unter Schutz zu stellen.

Die Anregung zu dieser Erweiterung ist ausgegangen vom Naturschutzverein Oberaargau, der nach einer alten Kiesgrube suchte, um die auf dem Areal des geplanten Kernkraftwerks Graben gefährdeten Amphibien — namentlich Kreuzkröten und Unken — umzusiedeln. Dabei erfuhr der Verein, dass in der bestens geeigneten Grube der Kies- und Sandwerk Schwarzhäusern AG der Betrieb eingestellt werden sollte und dass das gesamte, über vier Hektaren messende Areal käuflich wäre. Der Verein nahm durch sein sachkundiges Vorstandsmitglied Dr. J. Wehrlin in Aarwangen sofort Kaufsverhandlungen auf und dachte den BKW die Finanzierung des Landerwerbs zu. Das ebenfalls beigezogene Naturschutzinspektorat des Kantons Bern war indessen der Auffassung, dass der Staat aus Naturschutzmitteln den Kauf tätigen sollte — was sich durch die seitherige Entwicklung der Kernkraftwerkfrage als richtig erwiesen hat — und übernahm im Einverständnis mit dem Naturschutzverein Oberaargau die Kaufsverhandlungen. Am 22. August 1975 konnte der Kaufvertrag mit der Kies- und Sandwerk Schwarzhäusern AG verurkundet werden, und der bernische Regierungsrat hat am 9. September 1975 den Kaufvertrag genehmigt und den erforderlichen Kredit von Fr. 93 000.— bewilligt. Für dieses grosse Verständnis gebührt der bernischen Regierung, insbesondere Forstdirektor Ernst Blaser, aufrichtiger Dank. Zu Dank verbunden sind wir aber auch den Geschwistern Adolf und Rosa Bauder, Landwirte in Rufshausen, die durch den Verzicht auf das Vorkaufsrecht den sofortigen Kauf ermöglichten, und dem Eidg. Oberforstinspektorat, Abteilung Natur- und Heimatschutz, das durch

die Ueberweisung eines Bundesbeitrags von Fr. 31 260.— den Erwerb erleichterte.

Ins neue Naturschutzgebiet Aarestau Wynau und alte Kiesgrube Schwarzhäusern — erweitert von 16,3 Hektaren auf 30,64 Hektaren —, das der Regierungsrat am 17. Dezember 1975 beschlossen hat, konnte im Interesse des grossflächigen Zusammenschlusses von Aarestau und Kiesgrubenareal eine Fläche von 3½ Hektaren einbezogen werden, die sich im Eigentum der Elektrizitätswerke Wynau befindet. Herrn Direktor Mächler und dem Verwaltungsrat der EWW, die schon beim Schutz des Aarestaus grosses Verständnis bewiesen hatten, ist für die entschädigungsfreie Zustimmung sehr zu danken.

2.2 Vom Kieswerk zum Naturschutzgebiet

Mit dem Kauf durch den Staat und der Unterschutzstellung konnten Kiesgrube und Absetzbecken vor Aufschüttung bewahrt werden. Nun gilt es aber, die Umwandlung vom Grubenbetrieb zum Naturschutzgebiet zu vollziehen, wobei im Vordergrund die Aufgabe steht, den Uferschwalben und Amphibien die bestmöglichen Lebensbedingungen zu erhalten oder neu zu schaffen. Die Herrichtung des Naturschutzgebiets wird sich über längere Zeit erstrecken, und dessen Betreuung ist eine Daueraufgabe. Obwohl uns die aktive Mitarbeit der Luftschutzrekrutenschulen von Wangen a.A. durch den Kommandanten, Oberst Gambon, zugesagt ist, wurden im Frühjahr 1976 als Sofortmassnahmen die Ausbaggerung des Absetzbeckens und die nötigen Arbeiten an den Sandwänden durch eine Privatfirma ausgeführt. Dies geschah einesteils, weil sich für die Amphibien und Uferschwalben die nötigen Sofortmassnahmen aufdrängten, andernteils, weil man angesichts der Rezession das Baugewerbe nicht durch das Militär benachteiligen wollte. Wir sind aber froh, wenn der Abbruch der Kieswerkgebäude und Siloanlagen durch die Truppe erfolgt, wobei ein Zeitraum bis Herbst 1977 eingeräumt werden muss, weil sowohl auf die Uferschwalben (kein Sprengen während der Brutzeit!) wie auf das militärische Ausbildungsprogramm gebührende Rücksicht zu nehmen ist.

Wie wertvoll das neue Naturschutzgebiet bereits ist und wie günstig sich die getroffenen Sofortmassnahmen in naturschützerischer Hinsicht bereits ausgewirkt haben, geht aus dem nachfolgenden Kapitel hervor, das wir Dr. Paul Ingold und Otto Sieber, Abteilung für Verhaltensforschung des Zoo-

logischen Instituts der Universität Bern, verdanken, Einerseits ist es für die wissenschaftliche Forschung sehr wichtig, ungestört von einem Grubenbetrieb die Lebensgewohnheiten der Uferschwalben untersuchen zu können, und andererseits werden die wissenschaftlichen Beobachtungen massgebend sein für die künftige Gestaltung des Naturschutzgebiets und für die praktischen Massnahmen, die zu vollziehen sind, um namentlich den Fortbestand der Uferschwalbenkolonie zu gewährleisten. Zu den Vorzügen des neuen Naturschutzgebiets gehört es, dass die Freilegung neuer Wände langfristig möglich ist und dass zugunsten des Naturschutzes gezielt fortgesetzt werden kann, was bisher im Interesse der Ausbeutung geschehen ist. Desgleichen sollen weitere Teiche als Laichplätze für Amphibien ausgehoben werden. Daneben wird es interessant sein, die natürliche Entwicklung der Pflanzenwelt zu verfolgen.

2.3 Von den Uferschwalben und Amphibien

Uferschwalben gruben früher ihre Brutröhren in sandige Uferböschungen und Sandbänke natürlicher Flussläufe. Heute fehlen solche Biotope, dafür bieten Kiesgruben geeigneten Ersatz.

1956 zählte E. Gattiker in der Schweiz 185 Kolonien mit 1 bis 100 und 57 mit mehr als 100 Bruthöhlen. Seither hat die Zahl der Kolonien stark abgenommen. Mit ihren rund 750 Höhlen ist die Kolonie in der Schwarzhäusern-Grube gegenwärtig eine der grössten unseres Landes. Allerdings würde vermutlich auch diese Kolonie bald einmal erlöschen, wie dies in andern stillgelegten Gruben geschehen ist. Dazu schreibt E. Gattiker: «Es hat sich gezeigt, dass ein Schutz von Kolonien in Gruben, die ausser Betrieb sind, keinen bleibenden Erfolg zeitigt. Witterungsbedingte Erosion der Grubenwände, Anflug von Gräsern und Besiedlung mit Sträuchern veranlassen die Vögel manchmal schon nach wenigen Jahren, die Grube zu verlassen.» Herauszufinden, welche Massnahmen zur Erhaltung der Kolonie in der Schwarzhäusern-Grube nötig sind, ist eines der Ziele der im Frühjahr 1976 begonnenen Untersuchung (Dissertation O. Sieber). Der Erfolg getroffener Massnahmen muss natürlich am Brutbestand der Vögel gemessen werden. Diesen zu erfassen ist gar nicht einfach, wie sich in der ersten Beobachtungssaison nun gezeigt hat. Die Zahl der Röhren gibt nur bedingt Aufschluss über die Zahl der Brutpaare, wird doch ein Teil nicht fertiggebaut oder aus verschiedenen

Gründen aufgegeben. Erschwerend wirkt sich auch die enorme Staffellung der Bruten aus. 1976 erschienen die ersten Vögel am 18. April. Anfang Juli, als von diesen bereits die zweite Brut zu schlüpfen begann, gab es noch immer Tiere, welche mit dem Röhrenbau anfangen. Wieviele Röhren waren nun wirklich besetzt? In wievielen wurde gebrütet? Nur dank ausgedehnten Beobachtungen in der Grube kann gesagt werden, dass rund 450 Paare gebrütet haben, viele davon sogar zweimal.

Ueber diese Feststellung hinaus liegen von dieser ersten Saison eine Reihe interessanter Beobachtungen vor: Die erstangekommenen Vögel fliegen verschiedene Wandpartien an, kratzen oder picken da und dort etwas im Sand, ehe sie zu graben beginnen; offenbar prüfen sie das Material und suchen so die geeignetsten Stellen in der Wand. Die ersten Röhren werden möglichst hoch in der Wand angelegt, später zugezogene Vögel bauen vielfach weiter unten. Mit Schnabel und Füßen graben die zierlichen Vögel innert etwa fünf Tagen ihre oft mehr als metertiefen Röhren, tragen anschliessend während 2—3 Tagen am Fusse der Wand gesammelte Halme und viele Federn ein. Nach einer Brutdauer von 14 bis 15 Tagen schlüpfen 3—6 Junge. Sie werden von beiden Altvögeln gefüttert. Im Alter von etwa 16—18 Tagen nehmen sie das Futter bereits am Höhleneingang in Empfang. Einige Tage später fliegen sie erstmals mit ihren Eltern weg, werden von ihnen sogar in der Luft gefüttert und kehren erstaunlicherweise wieder in ihre Höhle zurück. Mit 3—5 Wochen verlassen die Jungen die Höhle endgültig, und die Altvögel können ein zweites Mal in ihr brüten.

Die ersten Altvögel ziehen bereits im August weg, die letzten vermutlich erst gegen Ende September. Ebenso wie die Ankunft erfolgt auch der Wegzug der Schwalben gestaffelt. Wieviele werden nächstes Jahr zurückkommen und brüten? Wie werden nach dem Winter die Wände aussehen und wieviele Röhren noch vorhanden sein? Wird man wieder Sandböschungen wegschaffen müssen oder noch zuwarten können? Das sind Fragen, auf deren Antwort man gespannt wartet.

Wenn die Dunkelheit einbricht und in der Schwalbenkolonie Ruhe eingekehrt ist, herrscht bei andern faszinierenden Bewohnern des Naturschutzgebietes, den Amphibien, Hochbetrieb. Im Gebiet des ausgebaggerten Absetzbeckens lassen die kleinen Gelbbauchunken ihre eigenartige, metallische Stimme erklingen, beim neugeschaffenen Teich in der Grube knarren weit hin hörbar die Kreuzkröten, und an beiden Orten hört man das «Glöcklein» der Geburtshelferkröten. Wenn diese drei Arten vom Mai an Laichzeit haben,



Die Jätaktion auf der Vogelraupfi

Foto Dr. P. Ingold 15. 9. 1973

Ebrentafel der Mitwirkenden

Samstag, 8. 9. 1973	8.00—17.00 Uhr:	12 Erwachsene
	13.00—17.00 Uhr:	10 Sekundarschüler Roggwil
Samstag, 15. 9. 1973	8.00—17.00 Uhr:	10 Erwachsene
	13.00—17.00 Uhr:	8 Gymnasiasten
		15 Sekundarschüler Roggwil
Samstag, 7. 9. 1974	8.00—17.00 Uhr:	9 Erwachsene
	10.30—17.00 Uhr:	15 Sekundarschüler Langenthal
	12.30—17.00 Uhr:	20 Gymnasiasten Langenthal
Samstag, 14. 9. 1974	8.00—17.00 Uhr:	7 Erwachsene
	12.30—17.00 Uhr:	20 Gymnasiasten Langenthal
	14.00—17.00 Uhr:	10 Sekundarschüler Roggwil
Samstag, 20. 9. 1975	8.00—12.00 Uhr:	13 Erwachsene
	12.00—16.00 Uhr:	8 Erwachsene
		15 Gymnasiasten Langenthal
		11 Sekundarschüler Langenthal
Samstag, 27. 9. 1975	8.00—16.00 Uhr:	8 Erwachsene
		13 Gymnasiasten und Seminaristen
		12 Sekundarschüler Langenthal

ist es um die Erdkröten und Grasfrösche längst still geworden; besonders Erdkröten sind Ende März, anfangs April in grosser Zahl zum Absetzbecken gewandert, haben sich gepaart und den Laich abgesetzt. Im Juni wimmelt es am Rand des Teiches von jungen Krötchen, die ihre Entwicklung im Wasser von der kiemenatmenden, beinlosen Kaulquappe zum Lunge und Beine besitzenden Amphibium abgeschlossen haben, das Gewässer verlassen und in der Umgebung gelegene feuchte Orte aufsuchen.

In dieser Zeit findet man mit etwas Glück unter Steinen und Holzstücken Geburtshelferkrötenmännchen mit Eiern! Geburtshelferkröten paaren sich nicht wie die andern Amphibien-Arten im Wasser, sondern an Land. Das Männchen sitzt auf dem Rücken des Weibchens, besamt die austretenden Eier, schlingt die Laichschnüre um die Hinterbeine, verlässt das Weibchen, verbringt zwei bis drei Wochen an einer feuchten Stelle und sucht erst das Wasser auf, kurz bevor die Kaulquappen ausschlüpfen. Diese Kaulquappen haben eine ungewöhnlich lange Entwicklungszeit. Ihre Umwandlung zum Krötchen geschieht meist erst im Jahr darauf. Die 3—4 cm langen «Riesenkaulquappen», die man im Absetzbecken und im Teich sehen kann, sind solche der Geburtshelferkröten.

Beobachtet man eine Zeitlang, was sich um und in den Teichen abspielt, sieht man immer wieder, wie Tiere rasch an die Wasseroberfläche aufsteigen, sofort kehrt machen und wieder den Grund aufsuchen. Es sind die dunklen Bergmolche mit intensiv orange-roter Unterseite und braune Fadenmolche mit orange-gelbem Bauch, die nur zum Luftschnappen rasch an die Oberfläche kommen. Männchen und Weibchen halten sich zur Paarungszeit auf dem Boden der Gewässer auf. Die befruchteten Eier klebt das Weibchen einzeln an Pflanzenteile, biegt diese ein und gibt damit den Eiern einen gewissen Schutz.

Schon während der Kiesausbeutung konnten sich erstaunlich schöne Amphibienbestände entwickeln, obwohl Teiche entstanden und wieder zugeschüttet wurden und obschon das Absetzbecken von Zeit zu Zeit kein Wasser hatte und ausgebaggert werden musste. Es gibt weit über den Kanton Bern hinaus recht wenig Orte, wo Populationen von so vielen Amphibienarten vorhanden sind. Jetzt haben die Teiche dauernd Wasser; es ist anzunehmen, dass die Amphibienbestände dadurch noch beträchtlich zunehmen werden. So haben sich denn auch bereits die vorher fehlenden Wasserfrösche im Absetzbecken eingefunden.

P. Ingold und O. Sieber

3. Betreuung bestehender Naturschutzgebiete

3.1 Ueber das *Erlimoos* in der Gemeinde Oberbipp haben wir im Jahrbuch 1969 auf Seiten 11—18 berichtet. Während damals ein allzuhoher Wasserstand zum Nachteil des umliegenden Kulturlandes befürchtet wurde und man Ableitungsmassnahmen erwog, ist seither das Gegenteil eingetreten, so dass eine vermehrte Wasserzufuhr wünschenswert erschien, um dem Erlimoos seine Bedeutung als Lebensraum für Wasserpflanzen und -tiere zu erhalten und es vor Austrocknung zu bewahren.

In Zusammenarbeit mit der Gesamtmelioration Oberbipp, der die Einleitung von Drainagewasser ins Erlimos erlaubt wurde, konnte die für die Betreuung des Erlimooses eingesetzte Kommission unter dem Präsidium von Oberförster W. Haudenschild eine Lösung vorschlagen, wonach Wasser des Dorfbachs mittelst Drainageleitungen dem Erlimoos zugeleitet werden kann. Es musste dafür jedoch eine 399 Meter lange Verbindungsleitung zu Lasten des Naturschutzes neu erstellt werden. Die Kosten dafür sind dank dem Verständnis von Regierungsrat Dr. Bauder aus Mitteln der SEVA und des Schweizer Zahlenlotos bezahlt worden. So kann nun dem Erlimoos das nötige Wasser zugeführt werden, wobei die Regulierbarkeit des Zuflusses gewährleistet, dass in niederschlagsreichen Perioden keine dem angrenzenden Kulturland schädliche Ueberflutung eintritt. Wenn in der extremen Trockenzeit des Jahres 1976 das Erlimoos nicht trocken lag, so ist das dieser Betreuungsmassnahme zuzuschreiben.

3. 2 Ueber das *Chlepfiberimoos* hat Dr. Fritz Aeberhard im Jahrbuch des Oberaargaus 1972 (Seiten 129—136) berichtet. Seither ist seine Dissertation erschienen: «Soziologisch-ökologische Untersuchungen im Naturschutzgebiet Burgmoos (Bern-Solothurn)» als selbständige Schrift bei Gassmann AG, Solothurn, und in den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft des Kantons Solothurn, 26. Heft, 1973. Er hat darin auf die Pflegemassnahmen hingewiesen, die notwendig sind, um dem Naturschutzgebiet seinen Artenreichtum und seinen Moorcharakter zu erhalten: «Sich selbst überlassen, würde das Moor mit der Zeit unaufhaltsam durch einen Erlen-Eschen-Bestand überwachsen werden.» In Zusammenarbeit zwischen den Naturschutzbehörden der Kantone Bern und Solothurn sowie dem SBN als Grundeigentümer wurden die zu treffenden Massnahmen besprochen und im Winter 1975/76 als erstes ein Rückschnitt der Randgehölze, eine Durchfors-

tung des Nadelholzwaldes und eine Mahd der offenen Moorfläche ausgeführt. Es war ein günstiger Umstand, dass bernischerseits ein Sohn des Verfassers der Dissertation, Thomas Aeberhard, dipl. Forstingenieur ETH, als Fachbeamter des Naturschutzinspektorats mitwirkte.

3. 3 Mit besonderer Freude berichten wir abschliessend von der *Vogelraupfi*, weil hier die Betreuung in vorbildlicher Weise besorgt wird und entsprechend auch die Erwartungen, die man namentlich hinsichtlich der Vogelwelt hegte, erfüllt sind. Dies wird ein besonderer Beitrag bezeugen, der in einem nächsten Jahrbuch erscheinen soll. Die Vogelraupfi wird nicht allein systematisch beobachtet, sondern auch seit Jahren unter grossem Einsatz freiwilliger Helfer betreut. Unter der kompetenten Leitung von Dr. P. Ingold wurde seit dem Herbst 1972 die Insel alljährlich durch Mitglieder des Vereins für Vogelkunde und Vogelschutz Langenthal und durch Schüler aus dem Oberaargau von unerwünschter Vegetation befreit, womit das Brüten jener kiesliebenden Vogelarten begünstigt wird, denen man mit der Anlage der Insel den sonst weit und breit fehlenden Lebensraum schaffen wollte (siehe Jahrbuch des Oberaargaus 1971, Seiten 74—86). Wir bringen hier gerne das Bild von der Jätaktion, das bereits in unserem Bericht «Naturschutztätigkeit im Kanton Bern — 1973» in den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern erschienen ist und setzen darunter gleichsam als Ehrenmeldung die Namen der Mitwirkenden in den letzten Jahren.

*

Aus dem vorliegenden Bericht geht hervor, wie es nicht damit getan ist, neue Naturschutzgebiete zu schaffen, sondern wie diese auch betreut und unterhalten werden müssen. Dies wird weiterhin ein wichtiges Anliegen des Naturschutzinspektorats sein, und es hofft, dafür auch künftig im Oberaargau die nötigen vorbildlichen Helfer zu finden.

NATUR- UND HEIMATSCHUTZ IM OBERAARGAU 1975

CHRISTIAN LEIBUNDGUT, ULRICH KUHN, HANS WALDMANN
UND PETER ALTENBURGER

1. Der Naturschutzverein 1975

Die Arbeit des NVO im Berichtsjahr kann in vier Gruppen eingeteilt werden: 1. Schaffung von Schutzgebieten, 2. Mitarbeit und Beratung bei Planungen, 3. Aufsicht und Ombudsman-Funktion, 4. Information.

In Schwarzhäusern konnte mit dem Kauf der Grube Ruefshusen durch den Staat Bern ein Kapitel vorläufig mit Erfolg abgeschlossen werden. Es ist dies gleichzeitig ein Beispiel für eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen dem Kantonalen Naturschutzinspektorat und dem NVO. Herrn Dr. h.c. K. L. Schmalz möchten wir für seinen persönlichen Einsatz in der entscheidenden Phase herzlich danken.

Die Arbeiten zur Unterschutzstellung des Mumenthalerweiher und seiner näheren Umgebung stehen kurz vor dem Abschluss. In die laufende Diskussion um die Erhaltung von Teilen der oberraargauischen Wässermattenlandschaft hat sich die Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz eingeschaltet, welche die Wässermatten als einzigartiges Kulturlandschaftsdenkmal zu erhalten trachtet.

Intensiv hat sich der NVO mit der zukünftigen Gestaltung des oberraargauischen Lebensraumes auseinandergesetzt. Für die Regionalplanung wurde ein detaillierter Plan unserer Vorstellung erarbeitet, welcher in den neuen «Landschaftsrichtplan» verarbeitet werden soll.

Neben diesen grossen und dankbaren Aufgaben gab es eine Fülle Kleinarbeit zu bewältigen, die unter dem Stichwort «Aufsicht» zusammengefasst sei: Prüfung und Begutachtung von Baupublikationen, Baugesuchen, Rodungsgesuchen. Private und Behörden haben im vergangenen Jahr vermehrt den Beratungsdienst des NVO in Anspruch genommen. Besonders für den einzelnen Bürger wird der NVO in der Region immer mehr zum «Ombudsman» für Natur- und Umweltschutzfragen.

Zur Kontroverse um den Bau des Atomkraftwerkes Graben hat der NVO in einer ausserordentlichen Hauptversammlung Stellung genommen. Wir halten fest, dass vier schwerwiegende Problemkreise, welche den Widerstand gegen das Atomkraftwerk erfordern, bis heute nicht oder nur ungenügend gelöst sind:

1. Einfluss des Atomkraftwerkes Graben auf das Klima in der näheren Umgebung.
2. Lagerung und Beseitigung der radioaktiven Abfälle.
3. Gesamtenergie-Konzeption.
4. «Verwendung» der nach 20—30 Jahren ausgedienten AKW-Bauten.

Das Paradeferd der letzten Jahre, die Informationsstelle, ist zum lahmen Gaul geworden. Im kommenden Jahr wird die Lösung dieses Problems eine vordringliche Aufgabe sein müssen. Andererseits hat sich der NVO in verschiedenen Vortragsveranstaltungen und Exkursionen (Gemeinschaftsveranstaltungen) an die Öffentlichkeit gewandt.

Den folgenden Donatoren danken wir herzlich für ihre Spenden: Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen in Langenthal, Firma Witschi AG, Langenthal, den Gemeinden Aarwangen, Bannwil, Bleienbach, Leimiswil, Niederbipp, Oberönz, Roggwil, Thunstetten, Ursenbach, Wangen, Wangenried.

2. Die Heimatschutzgruppe Oberaargau 1975

Aarwangen. Beurteilung eines Baugesuches für die Instandstellung und Vergrösserung eines kleinen Bootshauses an der Aare in einem geschützten Revier. Nach Ansicht des Bauberaters eine wünschbare Verbesserung.

Bleienbach. Einsprache gegen die Aufstockung eines Lagergebäudes im Dorfkern. Die Einsprachen führten zu wesentlichen Verbesserungen des Projektes, worauf die Einsprache zurückgezogen werden konnte. Beratung zweier Bauherren bei der Renovation von Gebäuden, das eine davon aus dem Jahre 1826 mitten im Dorf.

Graben. Begehung des Dorfes mit Ortsplaner Meyer und Beurteilung der verschiedenen Ortsbilder aus heimatschützerischer Sicht.

Herzogenbuchsee. Beurteilung der Erhaltenswürdigkeit eines alten Speichers sowie eines alten verbauten Hauses an der Mittelholzstrasse (ersteres: ja; zweites: nein, Abbruchobjekt). — Beurteilung eines Neubaus hinter dem

Kirchhof, sowie der Fassadenrenovation der Häuser Thörigenstrasse 19 und Langenthalstrasse 10, zwei recht sehenswerte Bauten an gut sichtbarer Stelle. Beratung für Aussenrenovation des Hauses Thörigenstrasse 17, am Fusse des Kirchhügels.

Huttwil. Beratung eines Bauherrn für die Wiederaufstellung eines gut erhaltenen Luzerner Speichers aus Hüswil, der dort abgebrochen werden musste, um für den Neubau eines Bauernhauses Platz zu machen. Es wurde auf der Nyffenegg neben einem speicherlosen Bauernhaus ein passender Platz gefunden. Der Luzerner Heimatschutz hat die Versetzung nahe über die Kantonsgrenze genehmigt. Einzige äussere Veränderung: Einsetzen eines doppelten alten Fensters mit sehr kleiner Sprossenteilung mit dazupassenden alten Gittern.

Inkwil. Beratung beim Umbau des schönen alten Bauernhofes am nördlichen Dorfausgang (Besitzer: Otto Ingold). Die Holzfront aus dem Jahre 1807 bleibt praktisch unverändert erhalten. Der Bauherr hat aner kennenswert viel Verständnis sowohl für die Belange der Landwirtschaft als auch jene des Heimatschutzes.

Langenthal. Beratung bei der Renovation des Mühle-Stöckli, in welchem Ferdinand Hodler wohnte. — Einsprache gegen das generelle Ueberbauprojekt des «Löwen»-Areal: zu hoch, unpassendes Flachdach und stark horizontale Fassadenbetonung. In der Einspracheverhandlung konnten alle Hauptanliegen des Heimatschutzes durchgesetzt werden: nur vier Geschosse, entsprechen der Bauordnung für die Kernzone; schönes Steildach, allseitig abgewalmt; neue gute Fassadengestaltung.

Erste Beurteilung eines generellen Bauprojektes für Eigentums- und Mietwohnungen an der Melchnastrasse und am Allmenweg. Das Projekt hat gute Qualitäten und benötigt nur wenige Verbesserungen, könnte aber eventuell an der den Verkehrsbehörden nicht genehmen Zufahrt von der Melchnastrasse her scheitern. Bei diesem Bauvorhaben ist einmal mehr ein altes, aber längst nicht mehr bewohntes Bauernhaus zum Abbruch verurteilt. Es ist leider so schlecht erhalten und verbaut, dass seine Erhaltung nicht sinnvoll ist.

Melchnau. Beratung über die Renovation der Alten Oele neben dem Bahnhof und die Umwandlung des Gebäudes in ein Ortsmuseum. Das Obergeschoss wird nun bereits zu diesem Zweck verwendet. Für die recht umfangreichen baulichen Arbeiten speziell im Erdgeschoss läuft ein Beitragsgesuch. — Beratung für die Aussenrenovation des Wohnhauses Nr. 103 auf der

Westseite der Hauptstrasse. Es ist ein stöckliartiger hübscher Bau mit Berner Runde, dessen Front eine stilgerechte Renovation verdient.

Oberönz. Erste Demarchen zur Erhaltung eines alten kleinen, aber sehr baufälligen Speichers (Schulhausstrasse 9a). — Demarchen zur Rettung, das heisst Wiederinstandstellung der sehr alten doppelbogigen Oenzbrücke, die durch das Hochwasser vom 30. August 1975 sehr schwer beschädigt wurde. Die Instandstellung wäre Fr. 60 000.— teurer zu stehen gekommen als ein für die Abflussverhältnisse günstigerer Neubau ohne Mittelpfeiler und von grösserer Breite. So war der Abbruch leider unvermeidlich.

Obersteckholz. Neuprojektierung eines von den kantonalen Behörden zurückgewiesenen Bauprojektes in der Landwirtschaftszone nahe beim Kuhnhubel, und Beratung beim kommenden Umbau und der Renovation eines andern ehemaligen Bauernhauses, dieses jedoch in der Bauzone.

Roggwil. Einsprache gegen das Projekt eines Gerüstlagerplatzes. Unsere Intervention sorgte für geordnete, dem Ortsbild besser angepasste Verhältnisse; es war uns nicht darum gegangen, diesen Lagerplatz grundsätzlich zu bekämpfen.

Rumisberg. Beratung eines Bauherren beim Umbau und der Renovation seines Wohnhauses (U. Jenni) mitten im Dorfe.

Thörigen. Empfehlungsschreiben an die Gemeindebehörden zur Erhaltung des alten schönen Schulhauses. Dieses könnte nach Renovation und entsprechendem Ausbau als Gemeindeschreiberei mit Wohnung dienen, statt dass es abgebrochen würde, um einem Neubau für denselben Zweck Platz zu machen; diese Lösung wäre bestimmt teurer.

Ursenbach. Zwei Speicher Ryschberg: derjenige der Familie F. Zürcher fertig renoviert, sehr schön; der von H. Will seiner Anbauten entledigt, zur Renovation bereit, Renovationsbeitrag bewilligt.

Wynau. Altes Hochstudhaus oberhalb der Kirche, Besprechung mit Behörden über Fragen der Erhaltung. Objekt ziemlich verbaut, als Einzelobjekt nicht schutzwürdig, aber Erhaltung für das Ortsbild sehr erwünscht.

Eriswil. Beurteilung von Baugesuchen zuhanden des Statthalteramtes Trachselwald.

Gondiswil. Beurteilung des Baugesuches für den Umbau des «Brennerhauses» im Dorfkern. Riegbau mit Walmdach. Beratung von Privaten bei kleineren Renovationen. — Das im Jahre 1974 eingereichte Baugesuch für einen Schweinemastbetrieb wurde nach Einsprache des Heimatschutzes sowie verschiedener Privater fallengelassen.

Grasswil. Einsichtnahme in verschiedene Baugesuche auf Ersuchen der Gemeindebehörden. Diverse Einzelberatungen. — Ein normscheunenartiger Anbau an ein prächtiges Berner Bauernhaus sollte durch das eidgenössische Ameliorationsamt subventioniert werden. Bei gemeinsamer Vorsprache an der erwähnten Stelle durch den Besitzer und den Bauberater wurde ein neues, ästhetisch verantwortbares Anbauprojekt doch noch als subventionswürdig angenommen.

Huttwil. Verschiedene Baugesuche wurden zuhanden der Bauverwaltung sowie des Statthalteramtes Trachselwald beurteilt. — Einzelberatungen bei Fassadenrenovationen und Reklamebeschriftungen in der Altstadtzone.

Leimiswil. Beratung bei der Gestaltung eines Versuchsturmes für eine ortsansässige Liftbaufirma.

Riedtwil. Mühlestock Wüthrich, 1811; Restauration und Umbau in Zusammenarbeit mit dem Leiter der Stelle für Bauern- und Dorfkultur A. von Känel. Dank namhaften Beiträgen verschiedener Institutionen sowie grossem Verständnis des Besitzers konnte dieses Objekt in seiner Pracht erhalten bleiben.

Die Gemeinde ist reich an ähnlichen, aus derselben Epoche stammenden Gebäuden mit sehr schönen Mansardendächern. Es ist zu hoffen, dass die Bevölkerung langsam die bestehende wertvolle bauliche Substanz zu erkennen beginnt. Leider wurde von der kantonalen Baudirektion das Ortsbild von der provisorischen Schutzzone befreit und ins übrige Gemeindegebiet eingereiht.

Seeberg. Einsichtnahme, Beratung und Beurteilung von verschiedenen Baugesuchen auf Wunsch der Gemeindebehörden. Beratung von Privaten bei kleineren Renovationen.

Attiswil. Dank guter Zusammenarbeit mit der Baukommission konnten für zahlreiche Bauvorhaben in der Kernzone rechtzeitig, also vor Eingabe der Baubewilligungspläne, nützliche Empfehlungen abgegeben und rechtlich gesichert werden.

Wiedlisbach. Die wünschbare Sanierung der Städtli-Westfront wurde sorgfältig studiert, mit den zuständigen Behörden abgesprochen und baureif vorbereitet. Für die Wettbewerbseingabe zum europäischen Jahr für Denkmalpflege konnte der Bauberater mit diesem Bauvorhaben einen bescheidenen, zeichnerischen Beitrag leisten. Inzwischen wurden die Bauarbeiten aufgenommen. Der Einsatz und das Verständnis der Behörde ist aussergewöhnlich. Weitere Sanierungsobjekte wurden unter der Obhut des Bau-

beraters baureif gemacht. Eine neue Natursteintreppe mit Ziegelvordach an Stelle einer hässlichen Zementtreppe mit Plastikdächli kann als gutes Beispiel der Pflege kleiner Details genannt werden.

Allgemein. Öffentliche Führung und Erläuterung der Dorfbilder von Bleienbach und Riedtwil im Frühjahr 1975. — Vorbereitung der Fotoausstellung «Eine Zukunft für unsere Vergangenheit» in der Galerie Leuebrüggli im Oktober 1975.

Auf kantonomer Ebene: Mitarbeit bei der Neufassung der Richtlinien für die Bauberatung des Berner Heimatschutzes.